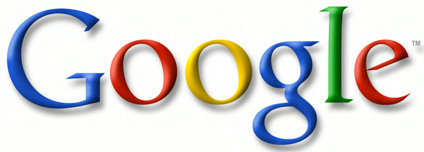
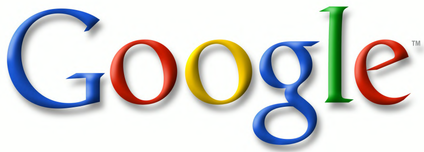






Humoristische Bibliothek

von

Moritz Gottlieb Saphir.

Motto:

„Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen;
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten."

Goethe.

Neueste vermehrte Ausgabe.

Zweiter Band.

Wien, 1863.

In Commission bei William Radde,
Nro. 300 Broadway, New-York.

Humoristische Bibliothek

von

Moritz Gottlieb Saphir.

Motto:

„Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen;
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten."

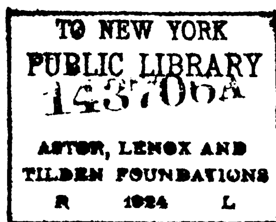
Goethe.

Neueste vermehrte Ausgabe.

Zweiter Band.

Wien, 1863.

In Commission bei William Radde,
Nro. 300 Broadway, New-York.



War Socrates ein Weiser oder ein Narr?

Die sonderbar scheinende Frage, ob Socrates ein Narr war, wirft der „Humorist" nur deshalb auf, weil er kein Narr mehr ist; der „Humorist" hätte viel näher liegende, gehende, stehende und schreibende Menschen und Unmenschen, von denen er es beweisen könnte, daß sie Narren, daß sie noch etwas Schlimmeres als Narren sind!

Allein lügen darf man nicht, denn der „Himmel" sagt: „Du sollst nicht lügen;" – die Wahrheit sagen darf man auch nicht, denn die „Erde" sagt: „Du sollst nicht die Wahrheit sagen;"—die „Erde" sagt, heißt so viel als: die „Menschen" sagen, denn die Menschen sind ja aus Erde gemacht. Also steht ein „Humorist" zwischen Himmel und Erde mit offenem Mund und hat Maulaffen feil. Wenn ein Satyriker oder Humorist das Maul aufmacht und sagt: „Dort geht ein Aff'!" kömmt gleich ein Mensch und sagt: „Der Aff' bin ich!" Er klagt, und da man bei der Gerechtigkeit nie gewiß ist, ob sie wirklich blind ist, oder ob sie nicht blos schielt, so kann man nie mit Sicherheit sagen: „Dort geht ein Affe," ohne von den Menschen wegen Persönlichkeit verurtheilt zu werden.

Aus den Lebendigen, aus der Gegenwart kann sich die Satyre ihre Beute nicht mehr holen! Wahr ist's, es ist schade, und schade, daß es wahr ist! Ach Gott, wie viel Narren, wie viel Dummköpfe, wie viel miserable Individualitäten, wie viel elende Scribler, wie viel erbärmliche Redakteure laufen noch lebendig herum, die mir alle noch ihre Kopfsteuer nicht bezahlt haben!

Zwar einen Socrates findet der Humor nicht in der Gegenwart; viel eher eine Xantippe. Der Humor muß also wie die Hyäne die Todten aus der Erde scharren und sie fa-

tyrisch verarbeiten. Er muß die Weltgeschichte zum Weltgericht der Gegenwart benützen. Socrates ist ein gutes Thema: erstens wird er nicht klagen, denn er ist ein gescheidter Mann; zweitens kann er nicht klagen, denn er ist todt. Also Socrates muß herhalten.

Man sagt: Socrates war ein Weiser! Was wir von ihm wissen, scheint uns das Gegentheil zu beweisen.

Socrates war dreißig Jahre alt, als er sich der Weisheit widmete; ein Beweis, daß er kein Schwab' war, die sich erst zu vierzig Jahren der Weisheit widmen. Das ist der Unterschied zwischen den Griechen und den Schwaben, die Griechen wurden um zehn Jahre früher gescheidt! Die Athenienser können den Stuttgartern und Geisbergern zehn Jahre Weisheit vorgeben!

Socrates hat sich zu dreißig Jahren der Weisheit gewidmet, er war also noch keine dreißig Jahre alt, als er geheirathet hat. Erst nachdem er eine böse Frau bekam, widmete er sich der Weisheit! Das kann jeder Narr auch! Er widmet sich dann der Weisheit und sagt: „Der Kluge giebt nach!"

Socrates Höchstes war: „Lerne dich selbst kennen!" Welche Narrheit! Es geht den Menschen mit sich selbst wie mit anderen Menschen. Man hält von den Menschen nur so lang etwas, als man sie nicht kennt; wenn man sie kennen gelernt hat, so sagt man oft: „Hätt' ich nur den Menschen nicht kennen gelernt!" So geht es den Menschen auch mit sich selbst; wenn man sich selbst genau erkennt, so hätte man auch oft Grund zu sagen: „Hätt' ich mich selbst nur nicht kennen gelernt!" Sehr selten hat der Mensch Ursache, zu sich selbst zu sagen: „Es freut mich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, ich hab' schon so viel Schönes von Ihnen gehört!"

Socrates faßte den Entschluß, sein ganzes Leben dem Ge-

schäfte zu weihen: „seine Mitbürger aufzuklären!“ Nun bitt' ich! kann es einen größeren Narren auf der Welt geben?! Aufklären! „Seine Mitbürger aufklären!“

Wer hat ihn dazu angestellt? Wozu ist denn am Tag die „Sonne“ und der „Zuschauer,“ und bei Nacht der „Mond“ und der „Hans Jörgel“ da? Aufklären? Wenn der liebe Himmel die Leute aufklären will, so braucht er keine Philosophie dazu; da schickt er einen Kometen, der den Menschen seinen Schweif zukehrt, oder gar ein Nordlicht, daß Einem die Augen übergehen, und da geht dem Menschen ein curioses Licht auf!

Aufklären! Seine Mitbürger aufklären! Haben je „Mitbürger“ Aufklärung verlangt? Wenn ein gescheidter Mensch zur Aufklärung seiner Mitbürger etwas beitragen will, so errichte er eine Oelraffinerie, eine Kerzenfabrik oder eine Buchhandlung, die Kochbücher verlegt.

Was ist das Ende, wenn man seine Mitbürger aufklärt? Sie verurtheilen die Socratisten zum Tod! Also ist es gescheidter, daß man seine Mitbürger aufklärt, damit sie uns sterben lassen, oder ist es gescheidter, daß man seine Mitglieder nicht aufklärt und sie so läßt, wie der liebe Himmel und der Magistrat sie zu Mitbürgern gemacht hat, damit man ruhig leben kann?

Socrates hat seine „Mitbürger“ aufklären wollen; ist es auch die Pflicht, blos „Mitzuständige“ aufzuklären? Was meint Socrates dazu?

Socrates wollte ferner die Menschen „über ihre „Bestimmung“ aufklären.“ Socrates soll mir verzeihen, aber das ist eine große Narrheit! Entweder es giebt eine „Bestimmung,“ oder es giebt keine; giebt es keine, wie kann man Jemand über etwas aufklären wollen, was gar nicht

existirt? Und giebt es eine „Bestimmung," so ist jede Aufklärung darüber überflüssig. Seiner Bestimmung entgeht man nicht. Nicht einzelne Menschen, nicht ganze Völker. Der Mensch ist bestimmt, zu sterben. Ist der Mensch bestimmt, siebenzig Jahre alt zu werden, so helfen alle Aerzte ihm nicht, er stirbt doch nicht früher. Ist der Mensch bestimmt, niemals reich zu werden, so mag er noch so dumm sein, er bringt's doch zu nichts. Ist der Mensch bestimmt, zum Narren gehalten zu werden, so mag seine Frau oder Geliebte noch so einfältig sein, er wird doch zum Narren gehalten.

Und wie elend, wie erbärmlich fing Socrates es an, seine Mitbürger aufzuklären! In diesem Punkte hätte er von dem miserabelsten Lump in der jetzigen Journalistik lernen können!

Denn hat Socrates je gegen die Juden gesprochen? Und welch' ein schönes Thema wäre das ungefähr 500 Jahre vor Christi Geburt gewesen! Hat Socrates je dafür gesprochen, daß man Haß und Zwietracht in die Gemüther säen muß, daß man das Gift der Vergangenheit stets in die Adern der Gegenwart gieße, daß man Verfolgung der von Griechenland geduldeten Sekten proklamire?

Also kann Socrates in Hinsicht von Weisheit und Tugend von unseren elendesten Schmierern noch Unterricht bekommen?

Womit hat Socrates ferner seine Weisheit an den Tag gelegt?

Er hat die Schuhe verschmäht! Er ist barfuß gegangen? Ist es gescheidt, die ganze Schusterzunft gegen sich aufzubringen? Wer weiß, ob bei dem Geschwornengerichte bei Socrates' Proceß nicht ein paar Schuster mehr die Geschwornen waren, und das war sein Pech! Und glaubte denn Socrates, wenn man keine Schuhe trägt, so weiß man nicht, daß und wo Einen der Schuh drückt?

Sokrates war Volkslehrer! ein Schullehrer! Jetzt wissen wir, warum er nicht auch Schuhe hatte!

Seine böse Frau betrachtete Sokrates als „ein Uebungsmittel seiner Geduld und Selbstbeherrschung!" Der Narr! Dazu ist auch eine gute Frau ganz zweckmäßig? „Wenn sie tobte, ging er auf den Markt und lehrte Weisheit!" Ist das nicht ein Narr, der anstatt der Frau auf den Markt geht?

Sokrates Methode war es, die Leute auszufragen! Aber als man bei Gericht ihn selbst befragte, wollte er keine Antwort geben! So sind die Weisen! Pudelnärrisch!

Die Astronomie verachtete Sokrates; das ist auch dumm! Auf der Erde darf man nichts beobachten, also muß man die Gnade haben, wenigstens den Himmel zu beobachten! Der Himmel hat ein gutes Gewissen! Er läßt sich durch die Rippen sehen! Er erlaubt es, daß man Nachricht gebe von dem Gang der Kometen, daß man seine inneren Angelegenheiten bespreche. Aber warum sollten wir nicht die Sterne beobachten, wir, die wir doch lange keine Sterne sind und doch auch beobachtet werden?

„Sokrates hat die Philosophie vom Himmel auf die Erde geführt!" Da wird sich die Philosophie bedanken! Wenn Sokrates kein Narr gewesen wäre, hätte er die Philosophie hübsch in dem Himmel gelassen; denn wenn die Sokratesse in den Himmel kommen und keine Philosophie oben finden, da werden sie wie aus dem Himmel gefallen sein!

Und was hat Sokrates der Erde genützt, daß er ihr die Philosophie gebracht hat?

Ist die Philosophie gut gegen die Kartoffelkrankheit? Hat die Philosophie die Cholera aufgehalten? Hat die Philosophie die Ochsen vermindert, so hat sie den Preis des Fleisches vertheuert, und um diesen Preis möchten wir lieber keine Philosophie!

Sokrates wies beständig „auf den weisen Bau des menschlichen Körpers hin.“

Wer nur halbwegs gescheidt ist, weiß, wie schlecht dieser Bau ist; wenn man dagegen unsere Neubauten betrachtet, z. B. die Wienbrücke, oder den Brunnen am hohen Markt, oder gar den Semmeringbau, der für die Ewigkeit gebaut ist, da die Zeitlichkeit ihn schwerlich lange befahren wird.

Der Mensch ist der zweckwidrigste Bau, den ich kenne! Es ist grade, als hätte ihn ein Wiener Hausherr als Zinshaus gebaut! Lauter Löcher und Winkelzeug! In dem kleinen Raum vom Kopf wohnen fünf Parteien: hören, sehen, riechen, fühlen, schmecken!

Die Augen haben keine Doppelfenster, die Ohren keine Spalettladen, die Nase hat eine elende Zwischenwand, der Mund hat nicht Schloß, nicht Riegel, die Empfindung muß im Herzen in zwei festen, engen Kammern wohnen, der Magen hat keinen Sparherd, die Galle hat kein Luftdach, der Bauch, die Hausmeisterwohnung, hat keine Klingel, kurz, der ganze Bau ist verdorben; wenn man den Menschen den Gebrüdern Klein in Pacht gegeben hätte, er wäre solider und besser gebaut worden!

Sokrates glaubte an einen „Dämon,“ doch wußte er nicht, wie er ihn nennen sollte; er glaubte nämlich, daß ihn immer ein Wesen, von ihm ungesehen, begleite und beobachte, und nannte ihn seinen „Genius.“ Der Narr! Wir haben auch Wesen, die, von uns unbemerkt, uns begleiten und beobachten, aber wir halten sie für keinen „Genius.“

Was war das Ende von der Sokratischen Philosophie? Er wurde angeklagt und zum Tode verurtheilt!

Ein Dichter, ein Redner und ein Gerber! Metitos, ein Lokaldichter, aber nicht Verfasser vom „letzten Zwanziger“

im Josephstädter Theater; Lykon, ein Redner, aber kein Redner in der Aula; und Aeytos, ein Gerber und Demagog, aber kein Weißgerber, klagten ihn an.

Und wessen haben sie ihn angeklagt?—Er führe fremde Götter ein!

Die Philister!—Es war also eine reine industrielle Frage, eine Freihandelsfrage! Es handelte sich um die Einfuhr ausländischer Götter!

Und die guten Athenienser! Sie haben „einzelne, aus dem Zusammenhange gerissene Stellen" zur Anklage gebracht und Sokrates wurde verurtheilt! —Ja, die Griechen haben's auch verstanden! —Sokrates verschmähte es, sich zu vertheidigen! War das etwa weise? Nein, es was dumm! War es etwa edel? Nein, es war engherzig! Man muß nicht nur sich, man muß in sich das Recht vertheidigen! Wenn man seine gerechte Angelegenheit vertheidigt, hört man auf, eine Person zu sein, und wird eine Sache; man kann wohl seine Person aufgeben, aber man hat kein Recht, die Sache aufzugeben, denn die Sache ist die Sache Aller! Man vertheidigt in sich die Sache, in der Sache das Recht, im Recht den Geist Gottes! Die Athenienser hätten den Sokrates immerhin verurtheilen können, aber seine Sache nicht; der Vertheidiger hätte den Giftbecher getrunken, aber die Vertheidigung hätte fortgelebt für Athen, für die Welt, für das Recht, für uns, für die Zukunft, für die Weltgeschichte, für den Geist aller Richterstühle des Universums!

Sokrates hatte kein Recht, seine Sache nicht zu vertheidigen! Er hat ein Verbrechen an dem Geiste der Gerechtigkeit begangen, er hat ihn frisch und unvertheidigt in die Hände seiner Feinde fallen lassen!

Und wie gelebt, so gestorben! Seine Freunde und Schüler wollten ihn retten, er gab es nicht zu! Er konnte entfliehen,

aber er wollte nicht! Reine Narrheit! Narrheit, die wie Weisheit aussieht, Kleinheit, die wie Größe ausschaut!

Wenn er überzeugt war, daß er unschuldig stirbt, so mußte er seinen Richtern ein Verbrechen ersparen und entfliehen. Wenn er das Wohl seiner Mitbürger wollte, so mußte er seinen Mitbürgern eine Reue ersparen und entfliehen!

Wenn man das Bewußtsein hat, seine Strafe verdient zu haben, dann ist's ein Verbrechen, zu entfliehen; ist man sich aber bewußt, unschuldig verurtheilt zu sein, dann ist's eine Pflicht, zu entfliehen. Denn einem unverschuldeten Tod entrinnen zu können, und es nicht zu thun, ist nackter Selbstmord! Ob man den Selbstmord durch ein zweischneidiges Schwerdt oder durch die Vollstreckung eines zweideutigen Urtheils an sich ausübt, ist alles Eins.

Sokrates' letzte Worte waren: „Wir sind dem Aeskulap einen Hahn schuldig!“ Welch' ein Narr: im Tod denkt er noch an seine Schulden!

Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir, daß dem Aeskulap der Hahn als Symbol des Lebens geopfert wurde. Wahrscheinlich deßhalb, weil um den, der dem Aeskulap in die Hände fällt, kein Hahn mehr kräht.

Wir wollen nun dem Leser selbst überlassen, den Sokrates für einen Weisen oder für einen Narren zu halten, und uns auch. Daß es aber Philosophen über Philosophen giebt, beweist der Umstand, daß einer der größten deutschen Philosophen: Hegel es herausgebracht hat, daß Sokrates mit Recht verurtheilt wurde.

Die Philosophen können Einen wirklich ganz stockdumm machen!

Die innern Menschen,

oder:

Der öffentliche Gerichtshof im Menschen.

„Dem Menschen wird es sehr leicht, Andere zu beurtheilen, hingegen sehr schwer, sich in ihre Lage zu versetzen, ohne welche Versetzung gleichwohl keine richtige Beurtheilung möglich ist."
Jean Paul, im „Titan."

In jedem Menschen stecken alle andern Menschen und nicht nur die Menschheit. In jedem Menschen steckt ein Doktor, ein Advokat, ein Beichtvater, ein Polizeiagent, ein Oberstküchenmeister, ein Architekt, ein General, ein Nachtwächter, ein Heiduk, ein Recensent, ein Kriminalrichter, ein Uhrmacher, ein Minister, eine Köchin, ein Rabbiner, ein Diplomat, ein Taschenspieler und noch Mehrere und Andere.

Geht der Mensch vor einem im Bau begriffenen Hause vorbei, so ist er Architekt: „Ich hätte das Ding so gebaut!"— Besucht er einen Kranken, so ist er Arzt: „Folgen Sie mir und nehmen Sie das und das."—Erzählt man ihm einen Prozeß, sagt er: „Wenn ich Ihr Advokat wäre, so hätt' ich das gethan!"—Erzählt man von einem Diebstahl, sagt er: „Ich als Polizeidirektor würde das ganz anders anfangen!" Liest er eine verlorene Schlacht, so sagt er: —„Ich bin zwar kein General, aber wenn ich gesehen hätte, daß die Kavallerie von dort kömmt, hätte ich die Infanterie von dort kommen lassen!"—Erzählt man ihm von den Dresdner Konferenzen, so sagt er: „Ich hätt' mit dem Manteuffel anders geredet!" Fährt er über den Semmering, so sagt er: „Ich als Ingenieur würde die Bahn durch den Adlitzgraben über den Kogel dort und den Hügel da und bei jener Schlucht dort u. s. w. gebaut haben!"—Hört er von den Finanzen,

sagt er: „Das ist Alles nichts, ich würde ein ganz neues Geld einführen, Gold und Silber ist ja nur Einbildung u.s.w.“ Kurz, jeder Mensch ist in sich überzeugt, er wäre Alles, was er wäre, besser als alle Andere, die das sind, was er wäre, aber nicht ist.

Aus dieser Ueberzeugung im Menschen kommt es, daß der Mensch beständig in sich ein öffentliches Gerichtsverfahren hat, daß er über Alles urtheilt, Alles beurtheilt und verurtheilt und zugleich exekutirt, denn in ihm sitzt ja Alles! Der Mensch ist bei diesem seinem öffentlichen Gerichtsverfahren in sich zugleich Staatsanwalt, Ankläger, Präsident, Geschworner, Zeuge, Richter und Vollstrecker.

Jeder Theil im Menschen hat sein eigenes Verlangen: der Mensch ist aus lauter innern und äußern Theilen zusammengesetzt, die stets ihr eigenes Verlangen haben: das Verlangen des Magens heißt Hunger; das Verlangen der Leber heißt Durst; das Verlangen der Hand heißt Habsucht; das Verlangen des Ohres heißt Neugier; das Verlangen des Auges heißt Schaulust; das Verlangen der Sinne heißt Wollust; das Verlangen der Füße heißt Müßiggang; das Verlangen des Geistes heißt Freiheit; das Verlangen des Herzens heißt Liebe; das Verlangen des Gemüthes heißt Sehnsucht und das Verlangen der Seele heißt Unsterblichkeit!

Aber die Milz und die Galle und die Nieren haben auch ihr Verlangen, und ihr Verlangen heißt: Schwarzsehen, Anklagen, Verurtheilen! Und endlich das Verlangen der Muskelkraft heißt: Steine auf die Menschen werfen!

Aber der Mensch im Innern, der innere Mensch soll den andern Menschen vom Aeußern nicht anklagen und nicht richten ohne im Innern des Angeklagten alle Akten genau

durchgelesen zu haben, und soll nicht urtheilen, bis er im tiefsten Innern des Angeklagten ergründet hat und erforscht alle Motive und Grundursachen, und bis vor ihm aufgedeckt liegt die angeschuldigte That, von dem Augenblicke an, wo sie Gedanke war bis zu dem Augenblicke, wo sie zur That in dem innern Menschen wurde; und verurtheilen soll der innere Mensch nicht, bis er sich selbst vollkommen und ganz und mit Kopf und Herz und mit Nerv und Muskel in die Lage des Angeklagten gesetzt hat!

Da ist ein Schuldiger, der zu schmählicher Strafe, zum schändlichen Tode verurtheilt ist; begnügt Euch mit der Strafe des Himmels, mit der Gerechtigkeit der Gesetze, mit der Exekution des Nachrichters; aber richtet in eurem Herzen nicht nach, seid keine innern Nachrichter bis Ihr durchschaut habt das ganze Aktenheft von Minuten und Sekunden, die sein Verhängniß ihm geflochten hat; bis Ihr durchschaut habt das Labyrinth der Schicksale, in welches ihn das Schicksal gestoßen vom ersten Odem seiner Geburt bis zum Momente der That; bis Ihr gesehen und gehört habt all' sein Kämpfen, Ringen, Sträuben, sein sich Mühen gegen den Entschluß, bis Schmerz, Unglück, Weh, Zufall, Geschick, Blut, Bosheit, Reizung, Noth, Verzweiflung, Vergessenheit, Betäubung sich seine Seele so lange wie einen Ball zugeworfen haben, bis sie dem Fall nicht mehr entgehen konnte, dem gräßlichen! Darum richte nicht, du innerer Mensch, sondern setze dich in die Lage des Gerichteten, und dann—: Ecce homo!

Da ist ein Selbstmörder! Der Himmel wird sich der schuldigen Seele verschließen, die Kirche versagt ihm die geweihte Erde, der Himmel gehorcht dem Ewigen, die Kirche ist die Vollstreckerin des Himmels, aber du innerer Mensch, richte nicht, verurtheile nicht den Unglücklichen, der den Strich unter seine Lebensrechnung setzte, bevor Gott den Abschluß

befahl, bis du dich in die Stelle des Unglücklichen gesetzt, bis du alle Uebergänge durchgegangen bist, über welche er von der Liebe zum Leben bis zum Wegwerfen desselben ging, und wie er von Schritt zu Schritt ging mit blutenden Händen, mit wundgerissenen Füßen, mit geschundenen Gliedmaßen, mit zerschlitztem Herzen, mit zerknittertem Geiste, wie sein Lebensgang vielleicht nur ein Gang unter Hagelschlossen, unter niederströmenden Pfeilen, unter schwülen Gewittern war, wie jeder Tag ihm neue Nattern an's Herz warf, wie jede Stunde an die scharfen Ecken seines Seins anschlug, bis es Funken gab, wie jede Minute eine Hoffnung, einen Wunsch aus seinem Leben zog und sie zertrat, wie jede Sekunde mit fressendem Höllenstein an seinem zartesten Gefühle ätzte, wie sein ganzes Dasein nichts war als ein Herabfahren von einem Stachelbaume, der alle seine Stacheln in die Höhe richtete; wie endlich Verzweiflung, diese hin- und herfahrende Lauferspinne, über seine Seele hin- und herlief, bis diese Seele den Gedanken, über den sie nächtlich gebrütet, in willkürloser Ueberwältigung zur That macht! Darum richte nicht, du innerer Mensch, bis du dich in die Lage dieses Unglücklichen gesetzt, und dann—: Ecce homo!—

Da sind Menschen und Thaten, über die das Gesetz oder die öffentliche Meinung, und die mächtige, heilige Herkömmlichkeit der Dinge abgeurtheilt hat. Wohl! die öffentliche Meinung ist un-angreifbar, weil sie un-greifbar ist, das Herkömmliche ist heilig, weil wir nicht wissen, woher es kömmt, aber der innere Mensch sondere sich ab von der öffentlichen Meinung, der innere Mensch ist nicht herkömmlich, der innere Mensch ist eine heimliche Meinung und ein heimliches Gericht, und nichts Herkömmliches; darum richte der innere Mensch nicht mit der öffentlichen Meinung; er richte

nicht, er beurtheile nicht, er verurtheile nicht, nicht den Schein, nicht den Gedanken, nicht das Wort, nicht den Aufschrei der Andern, der Angeklagten, der sich vor ihm Preisgebenden, bis er ganz in ihre Lage sich denkt, bis er in die innersten Falten ihres Herzens geblickt, bis er kennt all' die Regengüsse und Pfeilregen und Staubfälle und Wolkenbrüche und Dachtraufen, unter welchen diese Menschen weggingen mit gebeugtem Haupt, mit gekrümmtem Leib, mit zerschütterter Brust, mit wundem Herzen; bis er zusammengerechnet hat die Summe aller Verletzungen, die jene Herzen erlitten; alle Stiche, die Bosheit ihnen beigebracht; alle Risse, die Verrath in sie gerissen; alle Wunden, die Unwerth ihnen schlug; alle Quetschungen, die sie im Drucke der Zeit erlitten; allen Hohn, den sie von Fühllosigkeit erduldeten; alles Weh, das Rohheit über sie ausgoß; alle Bitterniß, in welche Undank sie untertauchte; alle die tausend und tausend Nadelstiche von der Aetznadel der Unwürdigkeit, unter welcher sie Jahre lang still hielten, ohne zu zucken, die stillen Schmerzen all', die in diesem Herzen standen und die der Himmel nicht einmal in Thränen auflös'te; all' das Jahre lange Zerren und Zupfen des fühllosen Egoismus an den feinsten und zartesten blosgelegten Nerven dieser Herzen; dann innerer Mensch, dann richte nicht, sondern setze dich in die Lage dieses Menschen und—: Ecce homo!

Du innerer Mensch, du öffentliches Gericht im heimlichen Menschen, du schwarzverlarvte Vehme in dem Brustverließ des Menschen, richte nicht, urtheile nicht, verurtheile nicht, richte das Thun und Lassen jenes Menschen nicht, von dessen Herzen du drei Späne gehauen, ohne sie zu hören; damit der ceremonielle Hohn deines entseelten Urtheils sich nicht kehre gegen deine eigene Brust und dich einmal selbst vorlade vor das Gericht in dir selbst, und dir zurufe: Ich

richte dich, wie du gerichtet, ohne dich an die Stelle des Angeklagten gesetzt zu haben, ohne seine Leiden, seine Schmerzen, seine Kämpfe, die Reihe von Schändlichkeiten und Kränkungen und Verletzungen und Aufstachelungen und Verräthereien und Unwürdigkeiten, die er erlitt, als Entlastungszeugen vorzuladen und anzuhören, ohne ihm die größte Rechtswohlthat: die Ergründung seines Seelenzustandes, angedeihen zu lassen,—so wie du gerichtet, so werde gerichtet, dann:— Ecce homo!

Du innerer Mensch, richte nicht über das Thun und Lassen der Andern, parfumire dich nicht mit Prüderie, salbe dich nicht mit Verschämtheit, mische dich nicht darein mit deinem Urtheile, wenn neben dir ein Mensch in dem Augenblick, wo seine Menschlichkeit von schnöder Unbill, von schwarzer Entartung angepackt wird mit glühender Zange, wenn Gemeinheit und Unnatur so lange in einem Herzen herumwühlen, bis sie den tiefversteckten Zorn, den lang zurückgehaltenen, den blutrothen Zorn mit Gewalt herausgejagt aus seiner Höhle und er Gebrauch macht von seinen gottgeschenkten Krallen! Richte nicht und werfe deinen Stab nicht inzwischen, wenn der Mensch, der tiefgereizte, heraustritt aus sich selber und mit sich selber ringt, wenn er Luft machen will dem Herzen, in welchem unendlich lang und still mißhandelte, wundgepeitschte Gefühle und Empfindungen wie Cyklopen bei dem langangeblasenen Feuer endlich anfangen zu hämmern und zu schmieden, und das Zertrümmerungswerk zu beginnen; wenn so der Mensch mit sich und seinem Ingrimme öffentlich auf einen Niederwurf geht, halte dich fern, innerer Mensch, moralisire nicht, bis du in einem solchen Herzen gewohnt hast, setze dich in die Lage dieses Herzens und dann:—Ecce homo!

Du innerer Mensch, beurtheile weder die Gefühle, noch den Charakter, noch die Ausbrüche anderer Menschen, bis du

dich in ihre Lage, in ihren Charakter, in ihr Fühlen, in ihr Blut, in ihre Liebe, in ihren Haß, in ihre Nerven, in ihre Kraft, in ihre physische und geistige Beschaffenheit, in den ganzen Gang ihrer Empfindungen und in den ganzen Cyklus dessen eingelebt hast, was sie gestritten, gelitten, erlebt, erstrebt, geduldet und verschuldet haben!

Du innerer Mensch, legst bei deinem Urtheil den Maßstab an dich an! Ungerechter! Hast du dieselben Nerven, die der Andere hat? Hast du dasselbe Blut? Hast du dieselbe Urkraft des Denkens und Fühlens? Hast du schon dieselben Kämpfe und Siege und Niederlagen erlitten, wie dieser Andere? Ist dein Herz von denselben Gefühlen durchzittert worden? Hat dein Auge dieselbe Thräne durchschnitten? Ist deine Brust von demselben Erdbeben erschüttert worden? Sind deine Adern mit demselben heißen Feuer durchspritzt worden? Ist deine Seele durch die Spitzruthengasse solcher Erfahrungen gelaufen? Ist dein Ich auch so gejagt, gehetzt worden von der ganzen Meute des Verraths, der Gemeinheit, der Niedrigkeit, des Undanks? Hast du es auch stets und immer wieder von Neuem versucht, die aufgeregten, gepeitschten, endlich empörten Sklaven: die Leidenschaften, die Wilden und Schwarzen in jeder Menschenseele, mit kaltem Geist zu bändigen, und ist es denn dir stets gelungen? Warst du auch innerer Friedensrichter in dir selbst, wenn auf einmal Bosheit und Sünde alle eingeschlafenen Prozesse und alle mit geschlossenen Augen liegenden Kämpfe und Krämpfe in deinem Innersten aufrüttelten und zum Angriff reizten?

Du innerer Mensch, richte in der kalten Zone deines Verstandes nicht darüber, daß in der heißen Zone der Leidenschaft riesigere Geschöpfe, stachligere Pflanzen, wilderes Wachsthum gedeihen!

Du innerer Mensch, wohl ist es bequem, auf dem Maulthiere seines Phlegma, von den Fackeln des Verstandes beleuchtet, über die Höhen und Gipfel anderer Herzen hinzuziehen, und sich seines sichern Lebenspfades zu rühmen, während diese Höhen von Gewitterstürmen umtobt, von Stürmen zerrissen, von Zerklüftungen durchschnitten, nur dazu da zu sein scheinen, daß das Licht einer Fackel sie grell beleuchte und er ausrufen möchte: wie schrecklich!

Du innerer Mensch, der du stets den Kopf als Steuermann willst, und nie das Herz oder das Blut, richte nicht, bis du mit diesem Steuermann auch gefahren bist auf dem Meere des Lebens, durch Sturm und Klippen, durch Riesenwellen und Brandung, durch Windesgeheul und Wogenschaum, so lange vergebens kämpfend gegen Orkan und Donner und aufgebäumtes Element, bis der Kopf endlich das Steuerruder sinken läßt und stumm zuschaut!

Du innerer Mensch, warum hast du blos ein Sehrohr für das, was du siehst und lesest von einem Menschen; warum hast du blos ein Hörrohr für das, was du hörst und was man dir sagt von einem Menschen; warum hast du für ihn nicht auch ein Fühlrohr, ein Stethoscop, das du anlegst an den andern inneren Menschen, an sein Herz, um herauszufühlen den Umlauf seines Blutes, das Klopfen seiner Adern, die Verengerung und Erweiterung seiner Herzader, die Eiterungen seines tiefen Wehes, die Verblutungen seiner Aorte?!

Darum, innerer Mensch, richte nicht, urtheile nicht, verurtheile nicht, und wenn der ausbrechende Zorn einmal offene Tafel hält und zu Gerichte sitzt wie Attila am freien Markte, und die Schuldigen züchtigt aus gottabgestammtem eigenen Richteramt, und er euch einladet zum Zuschauen, dann schaut zu, aber urtheilt nicht, bis ihr euch an

die Stelle des Tafelgeber setzt, bis euch wie ihm die Schlechtigkeit Bittersalz in die Schüssel des Lebens geschüttet, bis euch wie ihm Schlechtigkeit den Trunk der Mahlzeit vergällt, bis euch wie ihm Schlechtigkeit die Gänge der Tafel zerworfen, verwirrt und zerrüttet, bis euch wie ihm Schlechtigkeit das Glas bis zum Ueberfließen gefüllt, bis euch wie ihm Schlechtigkeit jeden Brosamen vergiftet: dann stellt euch euch selbst gegenüber, schaut dann euren inneren Menschen an, und dann—Ecce homo!

Die Fenster-Linie.

Und es war wieder eine Blondine! Eine wahre Colifischette, würde ich sagen, wenn ich nicht lieber wünschte, meine ehrsamen Leserinnen hätten den neuen Amadis nicht gelesen.

Lange, sehr lange, seidenweiche Locken fielen um beide Wangen üppig dicht herab, als wollten sie die Rosen dieser Wangen schützen und einhüllen vor jedem Sonnenstrahl, vor jedem naschenden Blick. Ein dramatisches Lächeln wohnte um den zartgeformten Mund, und der ganze Ausdruck des Gesichtes war Charakter und entschiedener Wille.

Sie wohnte mir schräg, etwas stark schräg gegenüber, im vierten Stocke, ich im zweiten.

Empfindsame Mädchen sind leicht auszuwittern. Ihre Fenster sind ihre Charakter-Zeichen.

Siehst Du, mein freundlicher Leser, an einem Fenster einen Blumentopf oder zwei, und daneben einen Käfig mit einem Vogel, so kannst Du getrost schließen: „Hier wohnt ein Herz, das noch keinen Vogel im Käfig hat."

Liegt ein kleiner Hund dazwischen, so ganz düster und halbverschlafen, ein Mops mit einem überwachten Auskultator-

Gesicht, oder ein sogenannter Pintsch mit der stets besorglichen Miene, wie ein Industrie-Papier-Spekulant, so sei gewiß, hier wohnt eine sehnende Wittwe oder eine überspielte Mamsell, die zwischen Hoffnung und Resignation noch hin und her getrieben wird, wie eine Sängerin, die keine Stimme mehr hat, zwischen der Sehnsucht nach getragenem Gesang und dem Erheben in den Triumph der bloßen Schule.

Ja, bei fortgesetzter Forschlust und etwas Praktik, kann man aus den Blumen- und Vogelarten so ziemlich auf den Stand der Eigenthümerin oder ihren sonstigen Charakter schließen.

Eine rothe Pimpinell-Rose und ein munterer Stieglitz in einem netten Käfig vor dem Fenster, läßt fast immer auf eine Nätherin, Marchande de Modes-Gehülfin, Einfasserin und Faltlerin schließen. Es liegt etwas von den Anfangsbuchstaben des Liedes: „Freut Euch des Lebens, weil noch das Flämmchen glüht," in den Blättern der Pimpinell-Rose, und ein Stieglitz ist ja nichts als ein moderner Geck vom Wasserglacis oder vom Volksgarten, in's Stieglitzische übertragen, er hüpft und zwitschert; sein buntes Kleid, sein Halskrägelchen und sein Schöpfchen ist sein Alles!

Auf andere Insassen aber läßt ein Kanarienvogel schließen, neben welchem ein einsames Reseda-Töpfchen seinen stillen Duft wie pia desideria in die Lüfte verhaucht. Da wohnen Offizier-Wittwen-Töchter, Töchter heruntergekommener Rentiers, und das große Heer der Mädchen, denen das Schicksal die Anweisung nicht einlöste, mit welcher es sie in das Leben sendete. Ein Kanarienvogel erinnert immer an die Töne:

„Dorthin möcht' ich ziehen!"

und Reseda ist verhaltener Wunsch mit stiller Ergebung.

Wo ein feister Gimpel im messingenen Käfig, ein rothwangiger Kaktus oder eine bunte Pelargonie am Fenster prangen,

da ist gut anfragen und werben, da wohnt die aussteuerbekommende, stets bei gutem Appetit sich befindende, und immer etwas zu Essen im Arbeitstisch stehen habende Tochter eines reichen Fabrikanten, Professionisten, gewesenen Lieferanten u. s. w.

Genug, man kann nach und nach eine Gewißheit in dieses System bringen, welches weiter auszuführen, nicht in den Plan dieses kleinen Abentheuers paßt.

Also es war ein Kanarienvogel und ein Reseda-Töpfchen, welche am Fenster prangten, und ich schloß mit großer Gelehrsamkeit auf die Insassin, welche jedoch lange, und Tage lange nicht an's Fenster kam.

Auch als sie schon erschien, und das geschah dann immer in den Abendstunden zwischen fünf und sechs, bemerkte sie mich lange nicht, welches ich ganz unbegreiflich fand!

Ich machte die ganze Schule der Koketterie durch.

Denn die Koketterie ist ein großes Studium, und man glaubt nicht, daß die Natur allein ein Talent dazu ausbildet. Es giebt wohl hie und da Naturkokettirer, wie es Naturdichter giebt, allein es ist auch bei diesen wie bei jenen nur Halbheit. Die Kokettirkunst ist eine Mathematik, sie beruht auf Evidenz, und ihre Schlüsse sind untrüglich. Sie gewährt, wie die Mathematik, jene Sicherheit in ihren Schlüssen, welche den Verstand ebenso erhöht, als die Werkthätigkeit befriedigt.

Die Grundbasis der Koketterie ist die Geometrie und Trigonometrie. Man muß die Lehre von den geraden Winkeln und krummen Winkeln, von den spitzigen und stumpfen Winkeln, von den Scheitel- und Wechsel-Winkeln genau kennen. Man muß das Verhältniß der eingeschlossenen Flächen des Kreises, des Kegels und des Cylinders inne haben. Kurz, die mathematische Lehre des Lichtes und des

Sehens, der Natur von allen geraden, gebrochenen und zurückgeworfenen Strahlen, die Kenntniß der Lichtrichtung und der Sehwinkel, die Theorie der Gesichtsfelder und die der Schatten muß man vollkommen inne haben, um mit Glück, um mit unbezweifelbarer Gewißheit zu kokettiren, und die Koketterie-Schlußfolge mit Klarheit und Gewißheit ziehen zu können.

Man lernt nie aus, selbst ich, der ich die „Kunst zu kokettiren" seit zwanzig Jahren in den größten europäischen Schauspielhäusern gelernt habe, finde immer noch Etwas zuzulernen!

Die zwei Haupt-Postulate der Koketterie-Mathematik sind:

Erstens: Man kann alle Frauenzimmer der Welt zwingen, mit uns zu kokettiren; notabene wenn sie nicht blind sind, denn in diesem Falle giebt es hie und da Ausnahmen.

Zweitens: Man muß so kokettiren, daß die betreffende Person eine vollkommene Gewißheit bekomme, daß es ihr gelte, daß man also auf keinen Fall lächerlich werden kann.

Jedoch ich will meine Geheimnisse nicht zu früh verrathen, da ich eine „angewandte Lehre der Kokettirkunst" herauszugeben gedenke.

Ich versuchte mit meinem schrägen vis-à-vis die ersten Elemente meiner Lehre, aber erst spät wurde es aufmerksam und setzte sich mit mir in Wechselwirkung.

Sie lächelte endlich einmal ganz holdselig! Ach! das erste Lächeln, welches aus einer solchen vis-à-vis Anschauung entgegen blüht, ist nicht zu beschreiben! So muß Kolumbus zu Muthe gewesen sein, als er zum Erstenmale „Land!" rufen hörte.

Daß ich dieses erste Lächeln, dieses süße Früh- und Schnee-

Glöckchen des Abenteuer-Frühlings, mit aller Wonne eines beglückten Seladons, mit meinen Augen von ihrem würzigen Munde pflückte, läßt sich denken und ich wendete nun die weitern Gesetze des Kokettirens an. Zuerst leises Lächeln, dann nicken mit dem Kopfe, dann spielen mit Blumen, oder eine Blume zerpflücken und die Blätter spielend hinüberhauchen, dann Buchstaben an die Fensterscheiben malen, dann ein Briefchen zwischen den Daumen und dem Mittelfinger kreisen lassen u. s. w.

Die Holde am Fenster kam nun regelmäßig alle Abend ans Fenster, und ihre Blicke wurden immer beredter, und endlich gesellte sich dazu ein Lächeln und ein Nicken mit dem holden Köpfchen, daß die blonden Schlangen sich um das liebliche Antlitz küßten, und dann noch ein Winken mit der Hand, welches ich zwar mir nicht sogleich deuten konnte, welches ich aber doch mit Nicken, Winken und Deuten erwiederte, und so ziemlich alle Gestikulationen einer ähnlichen Situation durchmachte. Darauf lachte die Holde wieder laut, und schlug in die Händchen, das blieb mir zwar etwas unklar, allein ich hoffte bald Licht zu haben. Ich war ganz glücklich über den glücklichen Erfolg meiner Fensterlinien-Korrespondenz, und wünschte nichts als die Theure einmal sprechen zu können, welches ich ihr auch mit Zeichen deutlich zu verstehen gab, allein sie schien darauf keine Antwort zu geben.

Und dennoch, dennoch!

Welch ein Entzücken durchbebte mich, als sie eines Abends am Fenster erschien, mit dem kleinen Strohhütchen auf dem Haupte, zum Ausgehen angezogen, und mit schnellem Winken herüber nickte, mit dem Finger hinunter zeigte auf die Straße, noch einmal hold lächelte und das Fenster zumachte.

Ich verstand den Wink, hinunter zu kommen, griff schnell nach meinem Hute und im Nu stand ich auf der Straße, vor ihrem Hause.

Ich mochte kaum zwei oder drei Minuten gestanden haben, da kam sie herab, die Reizende! Ich hatte nun ihre ganze Gestalt gesehen, und war wonnig überrascht, eine junonische Gestalt, mit den ebenmäßigsten Formen und anmuthigsten Gliedmaßen zu sehen.

Allein, welch ein Schrecken. Eine bejahrte Matrone, eine Mutter oder eine Tante, ging ihr zur Seite!

O Mißgeschick!

Keinen Blick ließ sie auf mich fallen. Keine Miene verrieth, daß sie mich bemerkt, daß sie mich erwartet, daß sie mich hierher beschied! die kleine, doch nur zu liebenswürdige Heuchlerin!

Ich ging ihr lange nach; nicht die leiseste Bewegung des Kopfes, nicht das leiseste Regen der Hand, ließ mich wissen oder ahnen, was vorgegangen ist, und ob sie mich bemerkte.

Ungewißheit, Zorn, Mißmuth, und auf der andern Seite Entschuldigung und Sinnen über ihr Benehmen theilten sich in meinem Gemüthe. Sie gingen irgendwohin zum Besuch, selbst am Hause angekommen, sah sie sich nicht um, machte kein Zeichen, und verschwand!

Was mußte vorgegangen sein? War sie böse? Hab' ich etwas begangen? Wer sollte mir diese Zweifel lösen!

Ich war fest entschlossen, mich an der Verrätherin zu rächen, und am andern Tage gar nicht am Fenster zu erscheinen.

Aber:

„Was sind Pläne, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der vergängliche baut!"

Kaum schlug es am andern Nachmittage fünf Uhr, so stand ich schon am Fenster, die schräge Linie zum Fenster vis-à-vis hinaufschauend, und mit Sehnsucht harrend,

„bis die Liebliche sich zeigte!"

Ich mochte kaum zehn Minuten voll Hangen und Bangen

gestanden haben, als sich ihr Fenster öffnete, und sie an demselben erschien.

Die Falsche! Die Heuchlerin!

Da war wieder das freundliche, holdselige, bezaubernde Lächeln! da war wieder die Miene voll Offenheit und Zutrauen! Da war wieder das Lächeln voll dramatischer Fülle! Da war wieder der Blick voll historischer Erinnerungen! Das war wieder das Kopfnicken voll drastischer Wirkung!

Keine Miene von dem gestrigen Ernst, kein Zug der gestrigen Kälte, keine Spur der gestrigen Apathie!

Alles nichts als lauter Liebe-Leben, lauter Zuthunlichkeit! Wieder nicken und winken, wieder lächeln und in die Hände schlagen!

Ich machte allerlei Zeichen der Frage, der Verwunderung, des Verdrusses, des Zornes ꝛc., ich gestikulirte wie ein verrückter Telegraph, sie aber lachte schalkhaft, ja, lachte immer mehr, und schlug in die Händchen vor Lust und Freude! Die Schadenfrohe!

Mir aber ward das Ding doch gar zu arg! Schon wollte ich ein drohendes Zeichen geben, da — da erscholl aus einem Fenster neben mir, wo ein lustiger Student wohnte, ein schallendes Gelächter! Ich sah mich um, und ausfordernd ihm ins Antlitz; da aber erscholl auch von mir gerade vis-à-vis am Fenster, ebenfalls ein schallendes Gelächter; ich war wie vom Donner gerührt! Fast aus allen Fenstern der Nachbarschaft erscholl ein lautes Lachen!

Was wars?

Ich war ein Narr, meine K o k e t t i r - M a t h e m a t i k hatte sich um eine Fensterlinie verrechnet. Gerade über meinem Kopfe, im dritten Stocke des Hauses, in welchem ich wohnte, befand sich auch ein Fenster, und in diesem Fenster befand sich eine Freundin meiner Holden, schräger vis-à-vis

Ihr galten alle diese Zeichen, ihr galt das Lächeln, das Winken, das in die Hand schlagen und das Hinunterzeigen gestern, daß sie ausgehen wird.

Die beiden Freundinnen hatten eine eigene Zeichensprache, und erst spät entdeckten sie selbst mich und meinen Irrthum und machten sich nicht wenig über meine Theater-Aktionen und Geberden lustig.

Auch meine Nebenfenster und die Fenster vis-à-vis gewahrten diesen Irrthum bald und hatten sich schon einige Tage an meinen Gestikulationen und an meinem Mienen-, Augen- und Fingerspiel hoch ergötzt!

Beschämt und erzürnt schlug ich das Fenster zu, mit dem festen Entschlusse, künftig meine Kokettirlehre mit einem Kapitel:

„Ueber die Fensterlinien"

zu bereichern.

Der Genius der Liebe im Gumpoldskirchner Tunnel,

oder:

Der Steeple-Kuß mit Hindernissen.

Er war ein „Hofmeisterischer" und sie war eine „verstorbene Güter-Controlors-Tochter." Er war von Geburt ein Männchen, durch Verhältnisse ist er aber Hofmeister geworden; sie war von Geburt ein Weibchen, durch Umstände aber, die Alles waren, nur nicht gesegnet, ist sie schwarze Silhouetten-Schneiderin geworden. Er zählte zweiunddreißig Sommer, sie zählte ihre Sommer nicht mehr, ein Beweis, daß sie schon über den einundzwanzigsten Sommer hinausgekommen sein mußte. Er war eine Blondine, sie war ein schwarzer Käfer, er war ein Schwärmer und sie war mager;

für Schwärmer hat die Natur die magern Frauenzimmer hervorgebracht, je magerer sie ist, desto schwärmerischer ist er, für einen rechten Schwärmer muß die Geliebte wie ein Fastentisch sein: gar kein Fleisch!

Wir unsererseits, wir leisten auch ein Bedeutendes in dem Artikel: „Schwärmerei," aber bis zur Anbetung der concreten Magerkeit haben wir's noch nicht gebracht; wir wissen zwar: „alles Fleisch ist Heu," allein in dieser Beziehung haben wir eine wahre Roßnatur, ein Bündel frisches, junges Heu ist auf den mühseligen Stationen des Lebens nicht zu verachten. Wir sind und waren nie ein Freund von zu magern Ideen und zu magern Frauenzimmern. Ein ganz magerer Mann kann sich bei der Welt für seine Magerkeit entschuldigen, ein Mann hat nicht immer Zeit fett zu werden: bald muß er nachdenken, bald wird er ein Deutscher, dabei kann man nicht zunehmen; aber ein ganz mageres Frauenzimmer hat vor der Weltgeschichte gar keine Entschuldigung dafür! Ein ganz mageres Frauenzimmer ist noch gar kein Frauenzimmer, sie hat blos den Platz besteckt für ein auf diesen Platz kommendes Frauenzimmer. Bei einem Frauenzimmer will ich alles Denken vergessen; bei einem ganz magern Frauenzimmer muß ich Alles dazu denken, das strengt meinen Kopf zu sehr an.

Der Held unserer Novelle aber dachte nicht so; er liebte das absolut Magere, die Magerkeit in ihrer Vollendung, und sie, die Heldin unserer Novelle, war so, so war sie, mager bis zum Sublimen, und er liebte sie; er aber hieß Franz, und sie aber hieß Theodora, und dennoch liebten sie sich; so berühren sich die Extreme.

Franz aber wohnte in „Dörfel" und Theodora wohnte in „Alland;" aber was sind Meere und Wüsten für zwei We-

sen, die sich lieben, besonders wenn das eine Wesen eine „verstorbene Controlors-Tochter“ und unendlich mager ist?!

Hero ist über den Leander geschwommen,—nein, Leander ist über den Bosphor geschwommen und hat Hero umarmt ohne die Kleider zu wechseln, denn wir wissen nicht, ob sie für ihn trockene Wäsche bereit hielt; von Asien zu Europa ist für die Liebe ein Katzensprung, was ist also der Liebe die Entfernung von „Dörfel“ nach „Alland?!“

Bei der Milchmariandel No. 9967 begegneten sie sich zuerst. Er begehrte saure Milch, sie begehrte süße Milch; er schickte ihr von der sauren Milch einen süßen Blick, sie machte ihm von der süßen Milch ein saures Gesicht.

O Franz, geliebter Franz, lasse dich nicht einschüchtern! Saure Gesichter sind aller Liebe Anfang! Es giebt gar kein süßeres Geschäft, als solche saure Gesichter zu überwinden, sie nach und nach nur weniger säuerlich und endlich süß werden zu sehen. Ein Gesicht, welches ich gleich süß bekomme, mundet mir gar nicht; ich muß es sauer bekommen und selbst süß machen, darin liegt Bewußtsein und Satisfaktion!

Die Liebe hat *ein* Wort vorzüglich zur Palastdame ernannt: das Wort „*süß*;“ sie bezeichnet Alles am liebsten mit dem Epitheton „süß;“ die Liebe ist aber auch ein süßes Wort, denn dieses Wort ist das *einzige*, welches *zwei Gegensätze* hat: *sauer* und *bitter*. Die Geliebte kann nur ein *saures Gesicht* machen und ein *bitteres Gesicht*.

Wir sind doch selbst im Besitze eines sauren Gesichts, allein weibliche saure Gesichter überwindet man nicht durch ein süßes Gesicht und nicht durch süße Blicke, und nicht durch andere gewöhnliche Süßigkeiten der aus dem Süßholz der Fadheit geschnitzten Alltagsmänner.

Ich bin im Besitze des großen Geheimnisses, wie man das

sauerste Gesicht am Ende in ein süßes umwandeln kann; nach meinem Tode wird man's unter meinen Passiven finden und veröffentlichen.

Franz aber, unser Franz, besaß dieses Geheimniß nicht und Theodora machte immerfort ein saures Gesicht!

O Franz, kannst du verlangen, daß Theodora, Theodora, die schwarze Silhouetten-Schneiderin, sie, die vielleicht gestern politische Gesichter geschnitten hat, gleich darauf ein süßes Gesicht schneiden soll?

Franz kam zu mir, um Rath und Hilfe zu suchen. Wer in Baden in den Monaten ohne R unglücklich liebt, kömmt zu mir, gerade als ob ich eine Officin für unglücklich Liebende in Baden errichtet hätte, als wär' ich Wundarzt. Ich sage aber meinen Patienten gleich, ich bin blos Naturalist, ich kenne die Theorie gar nicht, blos lange Praxis.

Franz kam zu mir um Rath. Das Erste, was ich bei solchen Ordinationen verlange, ist: Den Gegenstand zu sehen! Franz zeigte sie mir und ich rief aus: „Gott, wie mager!" —„Nicht wahr?" rief er mit Entzücken.

Ich gab ihm den ganz einfachen Rath, sich von ihr schneiden zu lassen, d. h. in der Silhouette; aber er muß gleich sagen, er braucht fünfhundert Stücke. Gefallen ist Sache der Gewohnheit; wenn man das häßlichste Gesicht fünfhundertmal lange ansieht, findet man ein Etwas, was Einem wohlgefällt; man lasse von einer Malerin einen Thersites fünfhundertmal malen und sie wird am Ende sagen: „Das ist ein schöner Mann!"

Probatum est!

Als ich nach vierzehn Tagen durch's Helenenthal ging, traf ich sie zweibeide; er war noch schwärmerischer und sie noch magerer, woraus ich sogleich auf ein fait accompli schloß!

Franz kam nach vier Wochen wieder zu mir und fragte mich wieder um Rath.

Sie liebe ihn zwar, aber er könne es nie bis zu einem Kuß bringen! Armer Franz!

„Ja,“ sagte ich, „sehr verehrter Herr und Liebender, was kann ich dazu thun? Wenn ich Ihnen mit einem Kusse dienen kann—?“

Es fehlt ihm die Gelegenheit, meinte er. Ich hätte ihm gerne gesagt: „Sie wollen lieben und wollen geliebt sein und keine „Gelegenheit?“ Keine Gelegenheit zu einem Kuß?! Lassen Sie sich bei dieser Gelegenheit gleich todtschlugen – Sie Capitalrind!“

Er wollte nichts als einen Kuß! Bloß einen Kuß, sonst nichts dazu, kein Compot und keinen Salat. O Franz, o frugaler Franz! O frommer, o frischer, frugaler Freund Franz!

Ich begreife nicht, daß die Männer auf einen Kuß so große Stücke halten. Was ist ein Kuß? Zu viel für nichts, zu wenig für Etwas. Was ist ein Kuß gegen einen Blick?! Einen Kuß kann man rauben, stehlen, ein Blick muß uns gegeben, geschenkt werden! Ein Kuß ist stumm, leblos, ein Blick spricht, klagt, versichert, tröstet, heiligt! Ein Kuß läßt in der Erinnerung nichts zurück, ein Blick lebt ewig vor unserer Erinnerung, er begleitet uns über's Meer, er schwebt vor uns in der Wüste wie die Feuersäule, er erleuchtet unser Gefängniß und stellt Blumen auf den Tisch! Ein Kuß kann bewacht, verhindert werden, ein Blick nicht, ein Blick ist wie die Pfeile, die nach Jerusalem flogen, er scheint nach Norden geschickt und fällt im Süden nieder. Ein Blick ist eine Lichtgabe, die man mitnehmen, an der man Monate lang zehren kann!

Kein Mensch kann sich einen Kuß im Gedanken zurückru-

sen und ihn neu vor sich ablegen lassen, aber einen seelenvollen Blick, einen langen gemüthsreichen, liebetiefen Blick, den kann man sich wie ein Wesentliches zurückrufen, ihn vor die Seele führen und sich an ihm erquicken, wie an der Quelle des Augenlichtes.

So denke ich, aber Franz dachte anders; ein „Kuß" war der Kern aller seiner Wünsche—seine Seligkeit! Ein Kuß von Theodora! Eine höchst magere Seligkeit!

Ich dachte lange nach und endlich kam mir das Hilfsmittel!

„Fährt Theodora oft nach Wien?"

„Jede Woche zweimal."

„Sind Sie da immer mitgefahren?"

„Niemals."

„Schafskopf!" dachte ich mir still und fragte laut: „Aber warum nicht?"

Daran hatte er nicht gedacht.

Solche Leute läßt unser Gott auch noch leben und sie sind sogar Hofmeister, das wird eine schöne Erziehung werden, die unschuldigen Kinder werden nicht einmal wissen, daß man, wenn die Geliebte in einem Waggon sitzt, im zweiten an der Glasthüre stehen und beständig hinübersehen muß! So vernachlässigt wird die Jugend!

„Mein lieber Franz," sagte ich, „wenn Sie denn so gewaltig kußwüthig sind, so müssen Sie zu dem Genius der schnellen Dampf-Küsse Ihre Zuflucht nehmen, welcher auf der Eisenbahn zwischen hier und Wien im Gumpoldskirchner Tunnel wohnt. Aber Sie müssen genau Zeit und Raum bemessen. Sehen Sie, es war eigentlich gar keine Nothwendigkeit da, hier einen Tunnel anzulegen, allein blos aus Rücksicht für alle jene Liebende, welche die Saison in Baden zubringen und die so dumm sind, keine „Gelegenheit" zu einem Kuß zu

finden, hat die Direktion diesen Tunnel erbaut, sein eigentlicher Name ist "passage des amoureux honteux" und er ist der umgestürzte "Ponte dei sospiri." In diesem Tunnel muß man mit einer Dampfesschnelle von 24 Pferdekraft küssen. Ich will Sie mit den nähern Details bekannt machen. Dieser Tunnel dauert bei mäßiger Geschwindigkeit der Maschine so lange, als man 38 42 zählt; bei der schnellsten Schnelligkeit kann man 28 zählen. Von 18 bis 24 ist der finsterste Punkt im Tunnel; das sind die Augenblicke der totalen Finsterniß und wo der Genius des Kusses seine schützenden Schwingen über das kühne Unternehmen ausbreitet. Sie müssen sich nicht gegenüber, sondern an die Seite der Person setzen, die in Kußzustand erklärt werden soll; wenn Sie 14 gezählt haben, fangen Sie an die Präparative der Operation zu machen, Sie haben vier Sekunden Zeit zum Nachrücken, den Kopf in die rechte Richtung zu bringen und die Hand zu erfassen. Von 18 bis 24 sind sechs Momente, in welchen man bei mäßigem Widerstand ein Mal, bei gar keinem aber drei Mal küssen kann und bei 25 wieder so dasitzen, als wär' die Welt durch gar keine große Begebenheit erschüttert worden. Bei diesem ganzen Ereigniß kömmt auch viel darauf an, ob die Dame in einer Haube oder in einem Hute ist, ob dieser Hut tief in's Gesicht gesetzt ist, ob er eine schmale oder breite Krempe hat. Dabei muß der Moment die nöthigen Dispositionen voraussetzen und darnach handeln. Ein gar nicht übler Kunstgriff ist es, vor dem Tunnel zu bemerken, daß im Tunnel die Funken in den Waggon fliegen und daß es deshalb gerathen sei, die Fenster zuzumachen; das giebt Gelegenheit, sich um die Dame herumzuneigen und das Fenster aufzuziehen, während die Tunnel-Dunkelheit beginnt."

Franz fragte mich, woher ich dies Alles so genau wisse, und ich sagte ihm, der Genius des Gumpoldskirchner Tun-

nels wäre ein langjähriger Abonnent des „Humoristen" und habe mir das Alles mitgetheilt.

Franz war glücklich! Er wird sie küssen! Sie, die Theodora! Sie, die schwarze Silhouetten-Schneiderin! Er wird sie küssen, sie, die unendlich Magere, sie, die nichts ist als ein Gestell zu einem Kuß! Im Tunnel wird er sie küssen, in diesem gemauerten Spritzkrapfen zwischen Himmel und Erde à l'usage de deux amans! Vorne wird die Lokomotive pfeifen, hinten wird die Sonne scheinen und inzwischen wird er sie küssen! O glückliche Aussicht! O glücklicher Franz!—

Aber „mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell!"

Juble nicht zu früh, frommer, frugaler Freund Franz! Die Götter sind neidisch, die Menschen sind boshaft und der Zufall ist grimmig! Zwischen Tunnel und Lippenraum liegt noch ein großer Raum! Die Dämone sind geschäftig und die bösen Kobolde haben neben jedem Lust-Train einen Separat-Train voll böser Tücke!

Und du, meine Feder, gewohnt nur Lust und Freude zu schildern, du sollst erzählen traurige Dinge, sollst reden von zerzupften Hoffnungen und abgewaschenen Regenbogen; arma virumque cano!

Es war der Halbneunuhr-Train. Ich ging auch nach Wien. In der Allee kam Franz mit einem kleinen Handsack, auf seinem Antlitz brannte ein zukünftiger Kuß im bengalischen Feuer; sein Gang war zitternd und fiebernd; ich beneidete und bemitleidete ihn. Ich sprach ihn an, aber er konnte kaum antworten, er spitzte nur immer den Mund und ich bin überzeugt, er hatte sich die Nacht über das Küssen einstudirt. Auf der andern Seite der Baumgruppe kam sie, sie, seine „sie," Theodora, die „verstorbene Kontrolors-Tochter," in dem ganzen Umfang ihrer Magerkeit. Als Beweis ihrer

Existenz trug sie ein weißes Kleid und eine Rosa-Mantille darüber; ein kleiner „Bibi"—so glaub' ich, heißen jene Hütchen, die erfunden worden sind, um den Sonnenschirmmachern das Brod nicht zu nehmen—saß wie ein Lichtlöscher auf dem nach hinten genestelten Zopf; der Handsack war dazu da, um Theodoren eine gewisse spezifische Wichtigkeit zu geben gegen den wehenden Südwind, und ein Mops, der dazu da zu sein schien, um mit seinem Embonpoint eine Satyre auf die Magerkeit seiner Gebieterin zu bilden, fesselte sich an ihren Schritt wie die Reue an das Vergehen.

Als Franz und Theodora sich gegenseitig ansichtig wurden, grüßten sie sich selig schweigend, wie zwei Schatten im Elysium, wenn sie Fische essen. Die beiden Handsäcke bekamen Herzklopfen, der obligate Mops, der Vertraute stiller Leiden und Freuden, warf einen vielsagenden Blick auf Franz und sein mit Anstand wedelnder Schweif schien zu sagen: Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben, muß im Tunnel mit Waffen den Kuß sich erraffen!

Ich fahre gewöhnlich in der ersten Klasse, blos darum, damit die andern Leute, die in der ersten Klasse fahren, sich nichts darauf einbilden sollen; diesmal aber fuhr ich in der zweiten Klasse, ich mußte Zeuge sein, wie der Genius des Dampfflusses seine Schützlinge behandelt.

Da saß sie, Theodora, die Fleischverneinte, die Durchausverbeinte; ich sah sie an, wie sie da saß, die im Verlauf der Begebenheit nächstens im Tunnel abgeküßt zu werdende Gesichterschneiderin! Ich sah mir ihre dünnen Lippen an und rief ihr zu: „Ich sei, gewähr' mir die Bitte, an deinem Munde nie der Dritte!"

Franz saß neben ihr, als ob er bei einer mathematischen Linie Schildwache säße! Rechts die Idee und links die Materie und zwischen Beiden der erfahrene Mops!

Ich saß von Ferne und ergötzte mich an dem Anblick der zwei Liebenden! Es giebt nichts Amüsanteres als den Anblick von zwei Liebenden, die steif und fest überzeugt sind, wie vorsichtig sie ihr Geheimniß bewahrt haben, wenn doch die ganze Welt sich über sie moquirt. Als ich das dachte, zupfte mich Jemand an der Nase. Das muß keine gewöhnliche Person sein, sagte ich zu mir selbst, denn mich bei meiner Nase zupfen, ist eine schwierige Aufgabe: zupfen kann man nur einen Zipfel, meine Nase ist aber eine Zipfel-lose.

Wer das besondere Vergnügen hat, mich vom Sehen zu kennen, wird mir zugeben, daß meine Nase durchaus nichts Spitzes an sich hat—ein Umstand, den ich für eine große Schönheit halte, und deshalb mag es wohl vielleicht in der Welt schon ein Wesen gegeben haben, welches über diesen zu stark punktirten Mittelpunkt meines, sonst ziemlich in die menschliche Gemeinde zuständigen Gesichtes sich hinaussetzte. Meine Nase ist aber keineswegs eine sogenannte Platsch- und Quatsch-Nase, wie sie meine literarischen Gegner zu ihrem Troste nennen; sondern sie ist ein allerliebstes, reizendes, schalkhaftes Stumpfnäschen im klassischen Style, mit grandiosen Institutionen. Daß meine Nase so beschaffen ist, wie sie ist, das kömmt daher, weil sie nicht nur eine gutgesinnte Nase ist, sondern auch eine kluge Nase, die schon im Mutterleibe eine feine Nase hatte. Sie sah nämlich voraus, daß aus dem Nationalitätenkampf nichts Gescheidtes entstehen kann. Es stritten sich nämlich verschiedene Nationen um ihre Gestaltung; sie sollte eine griechische Nase werden, eine spanische, eine römische u.s.w. Da fürchtete ich, am Ende dadurch gar kein Gesicht und lauter Nasen zu bekommen, oder eine Nase, in welcher man aus lauter National-Verschiedenheit nicht wüßte, wie ich Athem holen oder ein verständiges Wort reden wollte, da legte ich mich auf's Angesicht und meine Nase wurde da-

durch so wie sie ist und wie ich mit ihr vollkommen zufrieden bin.—

Also es zupfte mich Jemand bei dieser meiner Nase, es war die Erfahrung und sie sagte: Du ergötzest dich an dem Anblick von einem Liebenden, der glaubt unbemerkt zu sein und von der Welt ausgelacht wird? Faß' dich selbst bei der Nase an!

Ich hörte sogleich zu lachen auf. Indessen nahte der Tunnel; auf Franzens Angesicht arbeiteten Furcht und Entschluß wie zwei dämonische Kräfte. Er rutschte auf dem Sitze hin und her wie ein Schulknabe, bevor die Frage an ihn kömmt. Da wurde es dunkel, immer dunkler, dann finster. Einen Augenblick lang Stille, auf einmal: „Wau, wau, wau!" Mopsgebell und Weibergeschrei! Der arme Franz hatte bei seiner kühnen Schwenkung dem Mops auf den Bauch getreten, der Mops schrie gewaltig, Theodora schrie mit dem Mops, da wurde es wieder hell—die Expedition auf Kußfang war verunglückt und Franz saß da ein Bild des Mitleids!

Und man sagt noch, die Möpse sollen keine Steuer bezahlen! Nicht mehr als sechs Sekunden für sich zu haben und diese sechs Sekunden durch die Empfindlichkeit der Epidermis eines Mopses zu Grunde gerichtet zu sehen!

Franz warf sich voll Verzweiflung in meine Arme, als wir in Wien anlangten. Ich vertröstete ihn auf die Rückreise und machte ihn darauf aufmerksam, den Kondukteur darauf aufmerksam zu machen, daß kein Hund, der mehr Umfang hat als sein Besitzer, in dem Waggon bleiben darf. Ich sprach ihm Muth ein, erzählte ihm, wie Columbus auch nicht gleich auf der ersten Fahrt Amerika entdeckt hat, und wie gar keine große Operation ohne frühere, fehlgeschlagene Versuche vor sich ging. Ich brachte seinen innern Menschen wieder zu Küssen, und in dem Halbsechsuhr=Train saß Franz wieder

neben seinem geliebten Cölnerfläschchen, das Mops-Hinderniß saß im Hundekotter, die Götter donnerten rechts, alle Zeichen waren günstig. Franz saß neben Theodora, nur zum Losschießen, gegenüber ein harmloser Cigarrenraucher, und ich wieder in der Ferne, mich an dem herrlichen Schauspiel labend und erwartend, wie Franz avant und après aussehen wird, aber leider blieb das pendant im Dunkeln.

Da kam der Tunnel, es wird dunkel, immer dunkler, dann finster,—jetzt! dachte ich. Auf einmal wird's ganz licht im Waggon; der anscheinend so harmlose Cigarrenraucher zündete zwei Zündhölzchen an und Franzens gespitzter Mund war eben in dem Augenblick beleuchtet, als er die Reise nach dem Kuß der Magerkeit antreten wollte!

Ein ausdrucksvolleres Schafsgesicht hab' ich nie gesehen! Theodora sah gar nicht aus, und es kam mir fast vor, als ob sie von seinen kühnen Unternehmungen gar nicht unterrichtet wäre, oder war's vielleicht der abwesende Mops, der sie beschäftigte?

Es waren heiße Thränen, die Franz Abends bei mir weinte. Ich richtete seine gebeugte Seele wieder auf! Ein zweimaliger Hagelschlag ist noch gar nichts! Es fällt kein Kuß auf den ersten Hieb! Je größer die Mühe, desto süßer die Frucht! Er soll nicht verzweifeln! Sie geht jeden Donnerstag wieder nach Wien! Rom und die Wienbrücke sind nicht in einem Tage gebaut worden! Steuere nur zu, muthiger Segler, es muß sich das Küssen dir zeigen u.s.w.

Donnerstag um halb Neun trug der Waggon wieder in seinem Eingeweide Franz und Theodora, er in einem Ueberrocke, weil's kühl war, und sie in einem Burnuß; er saß ihr nun gegenüber am Fenster und aus allen Poren strahlte ihm die Erwartung. Ich saß wieder in der Ferne, da kam wie-

der der Tunnel, es wurde dunkel, immer dunkler, endlich ganz finster.—„Verzeihen Sie!“ brummte eine Baßstimme; es wurde hell und licht, und Franz sah aus wie die abgebrühte Sehnsucht!

Er hatte nämlich einen Ueberrock an (so erzählte er mir nachher), beim Niedersetzen setzte sich sein Nebenmann, ein ältlicher dicker Herr, auf dessen Rockschössel; als sich nun Franz zum beabsichtigten Kuß erheben wollte, konnte er nicht, sein Rockschoß war im Gefängniß, er riß ihn gewaltsam los, aber die sechs Sekunden waren vorbei!!!

In Wien ging ich lange mit Franz auf und ab, und brachte ihm Beispiele aus der Geschichte von Cäsar bis Saphir, daß alle Heldenentschlüsse und Charaktere nicht ohne Hindernisse und ohne Zwischenfälle durch die Welt gingen, aber der Geist muß stärker sein als die Zwischenfälle, Ausdauer ist der Talisman, mit dem man Alles, auch einen Kuß erringt! Courage, Bajazzo!

Um halb sechs Uhr saßen wir wieder im Waggon, Franz vis-à-vis von Theodora. Der Tunnel kam, es wurde dunkel, immer dunkler, endlich ganz finster,—eine sekundenlange Stille—dann—patsch, klatsch!—der Ton einer Ohrfeige!

Es wurde hell, immer heller, endlich ganz licht, – ich suchte Franz, ich erkannte ihn kaum, die Wange war ihm dick angeschwollen; die magere Theodora hatte dem kühnen Kußforscher eine so fette Maulschelle gegeben, daß es auf der linken Gesichtsseite einen erhabenen Anblick gewährte!

Im Waggon herrschte lautloses Erstaunen, und der arme Franz senkte das halbgezeichnete Antlitz in den verschämten Schooß.

Theodorens magere Liebe war also noch nicht Tunnel-reif! Trau' Einer den magern Frauenzimmern!

Franz begleitete mich nach Hause. „Thut Ihnen die Geschichte weh?" fragte ich ihn. „O," erwiederte er, „die Ohrfeige thut mir nicht weh, aber daß ich sie doch noch liebe, thut mir weh!"—„O," rief ich, „Sie sind incurabel! Quos Ohrfeigen non sanant!"

Und noch heutigen Tages liebt Franz Theodora und noch heutigen Tages träumt er von Theodora, aber nach einem Kuß gelüstet ihn nicht mehr!

* * *

Auch diese Novelette, mein lieber Leser, ist, wie die erste Novellette, reich an Moral! Erstens kann man aus ihr lernen, daß ein Frauenzimmer bis zum Subtilen mager sein und doch in der rechten Hand eine Kraft besitzen kann, welche auf die rechte Seite applicirt, mehr sagt als der dickste Korb der üppigsten Huldgestalt; zweitens kann man daraus lernen, daß man keinen Kuß stehlen soll, als bis man früher den sichersten Beweis hat, daß der Gegenstand darauf eingerichtet ist, bestohlen zu werden; drittens kann man daraus lernen, daß, um im Finstern sicher zu küssen, man erst bei Licht die Probe gemacht haben muß; viertens kann man daraus lernen, daß das Schicksal für den Menschen Ohrfeigen bereitet hat, wo er sie am allerwenigsten vermuthet; fünftens kann man daraus lernen, wie albern der Mensch ist, wenn er liebt, und wie er liebt, wenn er albern ist; sechstens endlich kann man daraus lernen, daß nicht alle Menschen sich in der Liebe von Dichtern rathen lassen sollen; quid licet jovi non licet bovi! Die Dichter haben einen Extra-Liebesgott: wenn sie Küsse stehlen, so bindet dieser Gott den Bestohlenen die Hände; wenn sie Dummheiten in der Liebe machen, reden und schreiben, so gießt dieser Gott einen eigenen naiven Reiz darüber aus, daß die Liebe es lächelnd verzeiht; und wenn die Dich-

ter ja Ohrfeigen bekommen, so sind es nur solche, die sie sich selbst geben; quod erat demonstrandum!

Unser Mittwoch.

„Sie müssen einmal auf unsern Mittwoch kommen!“ sagte mir der Herr Käszeisel, „da leben wir wie im Paradies!“— „Ja, Sie müssen auf unsern Mittwoch kommen!“ schnarrte Fräulein Käszeisel.

Es ist einmal mein Schicksal, dachte ich, denn ein Schicksal gibt es, das hab' ich von unsern Tragödien-Dichtern gehört, und besonders im Monat Februar, da ist das Schicksal geboren worden, am 24. nämlich. Also es giebt ein Schicksal, und das Schicksal erscheint jedem Menschen anders: dem Einen als eine Million und dem Andern als eine Rente von siebenzig Gulden; dem Einen als ein großes Versprechen und dem Andern als der Haß eines Günstlings; dem Einen als ein Eheweib und dem Andern als ein sogenannter guter Freund. Ich hatte bis jetzt gar kein Schicksal; mein Schicksal wurde wahrscheinlich auf Wartegeld gesetzt, und ich nahm an, mein Schicksal erscheine mir nun als „unser Mittwoch!“

Unser Mittwoch war nämlich der „jour fix“ der Familie Käszeisel, an dem äußersten Ende der X Vorstadt. Jour fix! Es ist gut, wenn der Mensch einmal etwas Fixes hat; deßhalb trinken die Leute so viel Mineralwässer und Brausepulver, um nur etwas Fixes zu haben, sei es auch nur — fixe Luft. Nichts auf der Welt aber ist weniger fix, als das Vergnügen eines fixirten Tages; ich nenne es nur immer: das fixirte Vergnügen eines fixirten Tages!

Der Käszeisel'sche Jour fix war in der ganzen X Vorstadt berühmt, es war „Gesang und Tanz und Spiel und Duft

und junge Rosen!" Dazu Deklamation, Vorlesung, Haustheater und Soupée.

Den Mittwoch Abend pflege ich gewöhnlich aus drei guten Gründen bei mir selber zuzubringen: einen Grund muß ich dem Leser verschweigen, den andern Grund kann ich der Leserin nicht sagen, und den dritten kann ich beiden nicht anvertrauen. Diese drei Gründe sind gewiß hinreichend, dem Leser und der Leserin zu beweisen, daß es sehr interessante Gründe sein müssen. Indessen einen Mittwoch Abend mußte ich meinem fixen Schicksal opfern. Es ist gar nichts, einen Tag zu opfern oder zu verlieren; das diem perdidi ist gar nichts, aber eine Nacht verloren, das will etwas sagen, man mag sie nun durchschlafen oder durchwachen.

Ich fuhr hinaus. Als ich schellte, fuhren die drei vereinigten Käszeisel heraus, um mir aufzumachen. Der männliche Käszeisel drückte mir die rechte Hand, die frauliche Käszeisel drückte mir die linke Hand, und Fräulein Käszeisel trat mir in Ermangelung einer dritten Hand auf den linken Fuß, und zwar auf jenen Finger, der unter vier Augen oft schmerzlich empfindsam ist. Die Käszeisels führten mich wie den Boeufgras in den Tanz-, Speise, Konversations-, Sing- und Deklamirsaal, und riefen aus: „Hier ist er!" Wenn ich sage: sie riefen aus, so verstehe ich darunter: er brüllte, sie schnarrte und das Töchterchen zwitscherte.

Die Gesellschaft fuhr in zwei Theilen aus- und ineinander. Die Frauenzimmer fuhren alle in eine Ecke ineinander, und Eine versteckte sich unter die Andere, wie die Lämmer vor dem Regen, und die Männer fuhren auseinander, und Alle um mich herum. Ich kannte nicht eine sterbliche und nicht eine unsterbliche Seele in der ganzen Gesellschaft, und das aus zwei Gründen: erstens weil es so finster war, daß ich sie nicht sehen konnte, zweitens, weil ich wirklich keine kannte.

Madame Käszeisel sagte, sie wären eben in der Leseabtheilung, sie läsen nämlich immer ein großes Trauerspiel und jeder läse seine Rolle.

„Heute," sagte die Käszeislin, „lesen wir halt den „Faust" von dem großen Goethe, das ist ein prächtiges Stuck!" Ich bat in der Lektüre fortzufahren, allein vergebens.

Die Madame Käszeislin sagte, sie hätten „die Jungfrau von Orleans" gelesen, das sei ein sehr „aromatisches" Stück, aber schwer zu lesen, weil es in „Drachmen" geschrieben ist; sie wollen nicht weiter lesen, denn sie fürchten sich, ich könnte ihre „Dekelmation in der Zeitung hineindrucken." Ich bedauerte sehr, die Lektüre unterbrochen zu haben, und versuchte es, den Knäul von Mädchen, der sich immer mehr zusammenballte, aufzulösen. Ich ging zu ihnen hin und betheuerte, daß ich sie weder beißen noch zwicken werde, und daß ich auch ihre „Dekelmation" nicht in der Zeitung hineindrucken lassen werde." Dabei faßte ich den Mittelfinger der „Jungfrau von Orleans" und führte ihn in meinen Mund, um sie zu überzeugen, daß ich nicht beiße. Es gelang mir, die Jungfrau, eine Demoiselle Süßwurzel, zutraulich zu machen; sie war eine geborne Leimsiederische, und hatte früher einen Leihbibliothekarischen zum Geliebten. Auch Agnes Sorel, eine Mamsell Sulzfüßel, trat nun muthig zu mir heran; auch Graf Dunois, der Völkerbezwinger, Musje Gelbhölzel, ein Schüler der Handlungsbeflissenheit, und Karl der Siebente, Musje Oberstöpsel, ein dilettirender Wachsler, wurden ganz vertraulich und furchtlos, und sie gaben mir noch eine Lese-Scene zum Besten. Es war die Scene, in welcher Johanna zum ersten Male vor dem Könige erscheint. Gelbhölzel fing mit einer Stimme, wie eine quiescirte Druckwalze an:

„Bist du eß, wunterparres Metchen—"

Darauf zirpte Demoiselle Süßwurzel wie eine enghalsige Essigflasche:

„Baschtard von Orleahns, du willst Gohd versuchen!"

schritt dann wie ein aufgemachtes Zirkeleisen auf Karl zu, und ließ sich auf die Knie nieder; Musje Oberstöpsel sprach mit allem Anstande einer sentimentalen Wachskerze:

„Du siehst mein Antlitz heut zum erstenmall,
Wohu wahnen kehmt dir diese Wihsenschaft?"

So ging es fort, und während der ganzen Scene hatte Mademoiselle Sulzfüßel, als Agnes Sorel, ein Genie im stummen Spiel entwickelt; sie drückte die Aeuglein immer zu, wie ein Stieglitz, wenn er trinkt, und mit der rechten Hand fühlte sie sich am linken Ellenbogen den Puls; in diesem stummen Spiel wurde sie von Dunois-Gelbhölzel unterstützt, der immer die Hände ausbreitete, als ob er einige Ellen Flanell messen wollte. Als die Scene zu Ende war, stürzten alle Käszeisels auf mich zu und kneipten mich um meine Meinung; ich war ganz entzückt und sagte: das können die da drin, im Hoftheater, lange nicht. „Nicht wahr," sagte Madame Käszeisel, „und sie memoriren alles vom Blatte"— und fügte Mamsell Käszeislein hinzu: „und holt gor niks ohne Ackzent!" Ich aber trat vor Johanna Süßwurzel hin und sagte mit Karl:

„Du siehst mein Innerstes und kennst meine Zerknirschung!"

worauf ich sie um den ersten Walzer bat. Sie warf mir einen Blick zu und sagte mit Hoheit: „O jo!"—Ich tanze eigentlich nicht, als in außerordentlichen Fällen, und so einer war hier, denn es war in dem großen Zimmer, genannt Saal, eine grimmige Kälte; zwar keine sichtbare helle, denn es war auch so finster, daß ich im Stillen die Bemerkung gemacht

habe, Karl, der Wachsler, hätte besser gethan, seine Wachskerzen, als sein Licht leuchten zu lassen; aber es war eine hörbare Finsterniß, denn ich und mein Freund N., der mit mir da war, uns klapperten die Zähne, und wir fingen zu tanzen an. Die junge Käszeislin spielte Klavier; sie stach jeder Taste extra den Staar, und wir hops'ten nach diesen Walzern herum. „Erkennen Sie diesen Walzer?" fragte die Käszeislin, „es ist ein Lanner'scher." Es war ein Lanner'scher Walzer, aber auch durch Blatternarben ganz entstellt! Der Tanzsaal war wie eine ländliche Wintergegend, dunkel, kalt, voll kleiner Berge und Thäler am Boden; ich fegte mit der „Jungfrau von Orleans" über diese Gebirgsgegend hin, wie Fingal's Geist mit der Harfe, und dachte an Goethe's Worte:

„Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen,
Lust und Entsetzen und grimmige Pein!"

Die „Jungfrau von Orleans" bammelte an meinem Herzen, wie eine Kürbisflasche an der Brust eines Wilden. Ich tanzte wüthend darauf los, wie ein wahnsinniger Telegraph.

Es war nun ein gespensterhafter Anblick! Ueber die dunkle Haide schwebten wundersame Gestalten, feuchte Nebel deckten die Gegend, und von ferne schallten Töne, wie ein in Kratzbürsten gesetzter Unkenruf! — In der Rastviertelstunde wurde etwas gegessen, aber äußerst zart und romantisch. Eine homöopathische Gans, so groß wie ein Spatz, schwebte wie ein Schatten über die Scene und kam in Infinitesimaltheilchen wieder in die Gesellschaft. Eine einzige Serviette ging zur Beförderung der geselligen Schmutzigkeit von Hand zu Hand, und blieb dann auf dem Tische liegen. Zwei große Flaschen, von denen in einer einmal Wein gewesen war, und in der andern hätte Bier sein können, standen bei einer dritten, in welche nächstens Wasser kommen wird. Die Käszeis-

lin, eine praktische Wirthin, ließ sogleich wieder darauf los hopsen; Agnes Sorel, vulgo Sulzfüßel, ergriff in Eile statt ihres Tuches die einzige Serviette vom Tische und diese hing wie eine Flagge hinter ihrem Rücken herab. In dieser Serviette blieb fatalistischer Weise ein Gänsebein von der allsättigenden Wundergans hängen und baumelte hinter Agnes Sorel drein. Ich bemerkte sogleich diesen Fund, ergriff neuerdings die Johanna, humpelte mit ihr schnell hinter Agnes Sorel her, und im Vorübertanzen erhaschte ich richtig das Gänsebein, zog meine Johanna auf die Seite, bot ihr das Gänsebein, und sprach wie La Hire:

„Die treue Neigung eines redlichen
Gemüths genügt dir, und das stille Loos,
Das ich mit dieser Hand dir anbiete!“

Die Jungfrau war gerührt, und drückte mir die Hand, wovon die ungläubigen Leser noch die Fettspuren auf meinen Glacée-Handschuhen sehen können.

Nach und nach wurde es Mitternacht, mir wurde das Ding doch schon zu bunt, ich und mein Freund, wir empfahlen uns, nachdem wir allen Käszeiseln versprochen hatten, von nun an jeden „unsern Mittwoch“ zu besuchen.

Wir fielen in der Stadt noch in einem Gasthause ein, erzählten einigen Freunden unsere Abendunterhaltung; sie baten mich augenblicklich ihnen einige Verse darüber zu machen. Ich entsann mich mehrerer bekannten parodistischen Gedichte und brachte aus meiner Erinnerung Folgendes heraus:

Unser Mittwoch.

Wer wagt es, Mädchen oder Mann,
Zu tanzen in dieser Finsterniß?
Und faßt er nicht gut die Arme an,
So stolpert er gewiß.
Und noch ein Mal der Wirth die Gäste fragt:

Ist keiner, der den Tanz hier wagt?
Und ein Stutzerchen, ganz dünn und keck,
Tritt aus der Finsterniß hervor,
Den Hut wirft er, das Stöckchen weg,
Und wählt aus der Tänzerinnen Chor,
Und haspelt herauf, und haspelt hernieder,
Um zu erwarmen die erfrorenen Glieder.
Und mit Erstaunen und mit Grauen
Schauen's die Ritter und Edelfrauen,
Da öffnet sich behend die Seitenthür,
Und ein Bedienter schleicht herfür
Und mit gesenkten Ohren,
Daß ein Gast erfroren.
Heil ihm! Er ist heimgegangen
Bevor die Speiseglocke tönt,
Es zog ihn fort ein süß Verlangen,
Er war an ein wärmeres Klima gewöhnt!
—Der Wirth aber zu dem Diener spricht:
„Frisch auf, mein Kind, und zög're nicht.“
Und dieser hört mit Schrecken,
Er soll decken!
„Ich bin,“ spricht jener, „zum Decken bereit,
Und bitte nicht für mein Leben;
Doch willst du den Gästen etwas geben,
So bitt' ich noch um drei Tage Zeit,
Denn weder Bier noch Brod ist bereit.“
Da rollt der Wirth die finst'rn Brau'n;
Was red'st du da, Gesell?
Sie möchten jetzt schon einhau'n,
Den Tisch richt' an zur Stell!
Horch, die Teller hellen dumpf zusammen,
Und der Diener hat vollbracht den Lauf.
Nun, ruft der Wirth, nun, in Gottesnamen,
Ihr Gäste brecht zum Tische auf.
Sehe jeder, wo er bleibe,
Sehe jeder, was er treibe,
Und wo er sitzt, daß er nicht falle,
Essen hab' ich nicht für Alle.

Da eilt was Hände hat sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig Jung und Alt,
Man sehnet sich nach Obst und Früchten,
Nach Braten, warm oder kalt.
Eitler Wunsch! verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Bleibt der Gäste leerer Magen,
Ewig steht der Schluß des Zeus!—
Freunde hat mir Gott gegeben,
Sehet, wie ein güld'ner Stern,
Mit der Schüssel, blank und eben,
Naht der Diener seinem Herrn!
Sie war nicht für die Gäste hier geboren,
Man wußte nicht wohin sie kam,
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald ein Bein man von ihr nahm.
Durch der Gäste lange Kette,
Um die Wette,
Schauet man um Wein sich um;
Ach, wüßten wir, wer einen hätte,
Wir bäten ihn darum.
Dort erblick' ich Rebenhügel,
Ewig jung und ewig grün,
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Ach, nach Grinzing zög' ich hin!
Und hungrig bleiben alle Gäste,
Da nahte sich ein sattes Paar,
Das allereinzige beim Feste,
Weil es vorerst beim Ezermak war.

Nach Regen folgt Sonnenschein.

In diesem einzigen Sprüchlein, meine freundlichen Leser, liegt eine große Wahrheit, eine große Weisheit, eine große Freude und ein tiefer Schmerz!

Ach ja! Nach Regen folgt Sonnenschein, allein

oftmals regnet es den ganzen lieben Lebenstag, wir sehen aus unsern Augenfenstern hinaus in die dunkle, wolkenverhängte Welt, wir warten den kühlen Morgen des Lebens und hoffen, Mittag wird die Sonne scheinen; der Mittag kömmt, es regnet! Da hoffen wir, Nachmittag wird die Sonne scheinen; es kömmt der heiße Nachmittag, es regnet! Wir vertrösten uns auf einen heitern Abend, voll milden Sonnenscheins; es kömmt der Abend, es regnet! Wir hoffen noch immer, der Regen muß aufhören! Er hört auch auf, allein indessen ist es spät Abends geworden, Nacht! Aus dem Sonnenschein wird mattes Mondlicht, das zu kühl ist, um unsere Hoffnungen zu zeitigen, unsere Wünsche zu röthen, unsere Thränen zu trocknen, das aber gerade hell genug ist, um über die durch den Regen abgestreiften Blumen und Blüthen ein trauriges Gruftlicht zu werfen.

Nach Regen folgt Sonnenschein! Wieder eine Anweisung der Gegenwart auf die Zukunft, die von dieser selten acceptirt wird? Ist denn unser ganzes Dasein etwas Anderes, als eine fortlaufende Reihe prolongirter Wechsel, die stets fällig sind und nie bezahlt werden? Die Kinderjahre stellen den Wechsel auf die Jugendjahre aus, die Jugendjahre auf die vollen Kraftjahre, die Kraftjahre auf die Altersjahre, und wenn wir endlich noch im hohen Alter diesen Wechsel an das Schicksal zum Einkassiren bringen, so girirt ihn das Schicksal auf—jener Seite.

Nach Regen folgt Sonnenschein! Mit diesem goldnen Kügelchen plombiren wir den hohlen Zahn unseres Lebens! Der Mensch thut siebenzig Jahre nichts, als bei der Zukunft Schulden machen, um die Gegenwart zu bezahlen; immerfort macht er Loch auf, Loch zu, schlägt die Zinsen zum Kapital, bezahlt Zins von Zinsen, bekömmt von der Zukunft statt baares Geld wieder Hoffnungs-Wechsel, Erwartungs-

Scheine, Vertröstungs-Waare u.s.f., bis sein Grabstein sein Fallitenstein wird!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Der Regen aber hat unsern Acker überschwemmt, unsere Saaten vernichtet, unsere Heerden ersäuft; der Mensch hat im Regen seine Jugendjahre, seine heißesten Wünsche, seine Freude, seine Liebe, sein Alles begraben, dann kömmt der Sonnenschein und beleuchtet den Friedhof seines Glückes!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Das ist eine Eintrittskarte zum Glücks-Conzert, welche erst am Ende giltig ist! Das ist der Schlüssel zu einem Schatze, der erst aufschließt, wenn wir den Schatz nicht mehr heben können? Das ist ein stetes Tischdecken und ein ewiges Fasten. Das ist ein „schöner guter Morgen" für die späte Nacht!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Das ist das „Ringsuchen" im Pfänderspiel des Lebens; der Ring wandert, von Einem zum Andern, bis wir an den kommen, der ihn hat, ist er schon wieder weiter gewandert! Das Leben geht mit uns um, wie mit Pfänderspielern, wie mit Kindern! Das Leben zeigt uns Menschen-Kindern alle seine Schätze, seine reellen Güter und seine Spielereien, und wenn wir darnach haschen, so sagt das Leben: „Später, mein Kind! Morgen, übermorgen! Es gehört Alles dir, aber ich werde es dir aufheben!" Das Leben zieht uns auf seinen Schooß wie ein Kind, wir müssen buchstabiren lernen, und zusammenlesen im A B C-Büchlein des Daseins, alle moralischen Sprüchlein und alle Abmagerungs-Sentenzen. Die Schläge und die Püffe bekommen wir sogleich auf die Hand, die versprochenen Bonbons, und die leb-

zelternen Reiter und die güldnen Lämmlein aber nur in der Perspektive, Alles nur nachher!

Nachher, wenn die Lektion vorüber ist, und immer stets eine neue beginnt, mit eben denselben baaren und prompten Bestrafungen, mit eben denselben hinausgeschobenen, auf die lange Bank gezogenen Belohnungen!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Während es aber geregnet hat, ist durch das Regenwasser das Tuch unseres Lebens um die Hälfte eingegangen, und dann kömmt der Sonnenschein, und wir sehen, daß unser Leben kein Kleid mehr giebt, weder für den Sommer noch für den Winter!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Man frage aber einmal alle unsere Parapluimacher, um wie viel mehr Regenschirme gebraucht werden, als Sonnenschirme! Man frage die Naturforscher, ob es in der Welt mehr Regenwürmer oder Sonnenblumen giebt!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Aber wieviel Abwechslungen und liebenswürdige Variationen hat nicht das Leben in seinem Regen, und wie einförmig ist sein Sonnenschein! Das Leben hat Land-, Staub-, Strich- und Platz-Regen! Das Leben hat Nebel- und Gewitter-Regen! Das Leben hat Blut-, Frosch-, Feuer-, Hagel- und Schwefel-Regen! aber das Leben hat nur einen Sonnenschein, ist er matt, so trocknet er den Regen nicht auf, und ist er stark, so dürfen wir und können wir ihm nicht einmal recht in's Auge schauen!

Und dennoch, und dennoch liegt eine große Tröstung, eine

heilige Beschwichtigung in dem Ausdrucke: Nach Regen folgt Sonnnenschein!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Sehen Sie, meine freundlichen Leser, es ist März, der Himmel hat seine Regenflagge eingezogen; die Berge schlagen ihre Regenkappe zurück; die Ströme schnüren ihr Eismieder auf, daß ihr Busen frei dem küssenden Sonnenstrahl entgegenwalle; die kleinen, weißen, zerstreuten Vorfrühlings-Wölkchen hüpfen schon wie junge Lämmer durch die blaue Himmelswiese; und auf den höchsten Höhen der Berge wandeln schon leichte Frühlings-Geister und rufen in die Thäler herab: Nach Regen folgt Sonnenschein!

Der Mensch fängt schon an, die Fenster aufzumachen, dann die Thüre, dann die Herzen, um den Sonnenschein einziehen zu lassen; den Sonnenschein, diesen Seneschal des Frühlings; und die Menschen schlüpfen aus den Häusern und die Gefühle aus dem Busen; und wir gehen dem Sonnenschein entgegen und erzählen ihm und klagen ihm so viel von dem vergangenen Winter, von den eingescharrten Hoffnungen und erstarrten Blüthen und frosttodten Liebesblumen, und der Sonnenschein lächelt uns an, und zeigt mit dem Strahlenfinger auf die abgelaubten Sträuche, Gebüsche und Bäume, die alle am Wege stehen und warten, bis der Frühling einzieht, und die Alle bald dastehen werden mit den wiedergefundenen Blättern und wiedererrungenen Blüthen, und die alle dem einziehenden Herrn entgegenrufen werden: Nach Regen folgt Sonnenschein!

Soll man zu früh oder zu spät in Gesellschaft gehen?

Eine Lebensfrage.

„Man versammelt sich um — Uhr." Das ist leicht gesagt, aber eine diplomatische Note ist nicht so unbestimmt, und läßt nicht so viel Raum zu allenfallsigen Deutungen, Erweiterungen, Restriktionen und Reservationen als dieses: „Man versammelt sich um — Uhr!"

Gesetzt, die angegebene Versammlungsstunde sei „acht Uhr," wann ist's dann Bonton, gentlemanlike, in die Gesellschaft zu gehen? Ist es besser die erste Schwalbe zu sein, die noch keinen Sommer macht, aber doch das Gefühl erweckt: „Aha, die Schwalben kommen schon, nun wird's bald heiß werden!" oder ist es rathsamer, ein nachzügelnder Kranich zu sein, der einige Zeit nach dem großen Kranichzug geflogen kömmt, und der unbemerkbar, aber auch ungenirter seinen Streifzug vollenden kann?

„Man versammelt sich um acht Uhr." Nun aber versammelt sich eine ächte Gentlemanlike-Gesellschaft fortwährend; sie fängt an um acht Uhr sich zu versammeln, und versammelt sich ununterbrochen bis zwölf Uhr; sie versammelt sich so lange zusammen, bis sie bereits wieder anfängt, sich auseinander zu sammeln. Der Letzte, der in die Versammlung geht, stößt auf der Treppe schon auf einen Mann, der aus der Versammlung kommt; was heißt also: „Man versammelt sich um acht Uhr?"

Ein wahrer, ächter Gentlemanliker,—man erlaube mir, dieses Wort zu machen—ein Gentlemanliker comme il faut, kömmt immer eine Viertelstunde, nachdem er weggegangen ist, und entfernt sich eine Viertelstunde bevor er gekommen ist.

Was ist aber überhaupt ein Gentlemanliker? Wie muß

ein deutscher Gentlemanliker beschaffen sein? Welches sind die Zeichen, die uns sagen, ob ein Gentlemanliker von Halbblut, Vollblut u.s.w. ist?

Ein deutscher Gentlemanliker muß zu Fuß gehen, als ob er reite, reiten als ob er schwimme, im Wagen sitzen als ob er tanze, tanzen als ob er eben in Gesellschaft säße, und in Gesellschaft sitzen, als ob er sich eben auf's Bett strecken wollte.

Ein deutscher Gentlemanliker spricht englisch wie französisch, französich wie italienisch, italienisch wie deutsch, und deutsch wie spanisch!

Ein deutscher Gentlemanliker riecht vom Fuß bis zum Knie nach seinem Hund, vom Knie bis zur Brust nach seinem Pferd, von der Brust bis zur Nase nach seiner Pfeife, von der Nase bis über die Ohren nach seiner Amour, und von den Ohren bis über's Gehirn nach gar nichts!

Ein deutscher Gentlemanliker hat immer eine Reitgerte in der Hand, ein Lorgnon im Auge, eine Fadaise im Munde, sein Geld im Kopf und seinen Kopf in der Tasche.

Ein deutscher Gentlemanliker spricht mit Gelehrsamkeit von seiner Cigarre, mit Selbstbewußtsein von seinem Salonstock, mit Salbung von seinem Schneider, und mit Geringschätzung von Allem, wozu man Verstand braucht.

Ein deutscher Gentlemanliker zieht nie einen neuen Rock am Feiertag an, trägt nie einen Parapluie, und giebt nie dem Bedienten etwas für's Hinableuchten.

Ein deutscher Gentlemanliker trägt immer einen zerknitterten Hut, und einen abgeschabten Mantel, und schenkt nie einen alten Rock an arme Leute!

Ein deutscher Gentlemanliker spielt in Gesellschaft nur um auszuhelfen, tanzt nur, wenn ihn was besonders interessirt, und spricht nur, wenn er gerade nicht weiß, was er sagen soll.

Ein deutscher Gentlemanliker ist nie artig gegen Damen,

bietet nie einer Dame oder einem alten Manne seinen Platz an, wenn sie stehen müssen, kömmt in's Theater immer während des Aktes, stochert sich bei der Suppe schon die Zähne, geht sich selbst alle Tage zwei Stunden um den Bart, giebt nie einem Armen auf der Gasse etwas, weil es nicht gentlemanlike ist, auf der Straße in die Tasche zu greifen, spricht von allen Künsten, und versteht gar keine, ist überall zu Hause, und nur bei sich zu Hause fremd, ist nie hungrig, und speist immer fort, ist ein Mäcen von allen Künstlerinnen, und mißhandelt seine Domestiken.

Wenn man also ein Gentlemanliker sein will, wann muß man in Gesellschaft gehen?

Kömmt man früh, so zucken die Bedienten im Vorzimmer die Achsel, und stecken Einem mit einem halben Lächeln die Garderobenummer „No. 1" in die Hand. Zu welchen Leidseligkeiten führt dieses „No. 1!" Erstens dient dann unser Oberrock oder Mantel als Unterlage zu einem Chimboraso von nachher darauf aufgethürmten Kleidern, und seine grämlichen Falten sagen uns noch lange nachher, in welchem Drucke er gelebt hat. Zweitens, wenn man dann etwas früher sich entfernen will, und man giebt dem Bedienten die Marque „Nr. 1," erbleicht er, sieht uns mit einem erröthenden Blick an, denn wie soll er nun diese Nummer von allen auf sie aufgethürmten Röcken, Mänteln, Pelzen u.s.w. befreien!

Nach dieser Unannehmlichkeit kömmt die, daß, wenn man früh kömmt, uns im Hineingehen ein Bedienter mit einem Tisch entgegenläuft und anstoßt; ein zweiter nach einem Kandelaber greift, und uns auf den Fuß tritt; ein dritter noch mit dem Lichtanzünden herumwandelt, und uns auf den Kopf tröpfelt u.s.w. In den noch leeren Zimmern überfällt es uns unheimlich, der Hauswirth ist noch damit beschäftigt, die Blumen zurecht zu stellen, die Hauswirthin hat noch an ihrem

Boudoir zu nesteln, und nun müssen sich Beide ausschließlich —mit dem Neuangekommenen beschäftigen! Die Verlegenheit drückt sich in allen drei Gesichtern deutlich aus. Diese Verlegenheit wird mit jedem Neueintretenden vermehrt! Denn so lange die Gesellschaft klein ist, muß man vom Wirth oder von der Wirthin gegenseitig vorgestellt werden, und jede neue Vorstellung ist eine neue Unbequemlichkeit. Und sodann in der Konversation und im Schachspiele sind die ersten Züge die langweiligsten, die nichtssagendsten! Da muß man aus allen Kräften arbeiten, um das liebe Gesprächsschifflein vom Stapel laufen zu lassen. Ueberdies nehmen sich eine Person oder zwei, drei, in einem großen beleuchteten Saale sehr matt und sehr nüchtern aus!

Auf der andern Seite aber, welche Fatalitäten, wenn man spät in die Gesellschaft kommt!

Im Vorzimmer wimmelt es von Bedienten, und selbst diese Domestiken machen schon ihre Glossen; ja, einige zischeln: „Der kömmt blos zum Essen!" Die Hausbedienten sind schon in den Zimmern beschäftigt, kaum kann man seinen Rock unterbringen, und erfährt nur mit Mühe die Stunde, wann der Wagen zu bestellen ist. Tritt man in den vollen Salon, da wenden sich plötzlich hundert Augen, mit und ohne Brillen, nach dem neuen Opfer der geselligon Suada. Da stecken sie die Köpfe zusammen:

„Wer ist denn das wieder?—Ich kenne ihn nicht.—Aha, ist der auch da?—Nun ist's komplett!"—Und nun füllen sie die große Lücke ihrer Unterhaltung mit der Charpie aus dem zerzupften Hereingetretenen aus. Das ist aber nur der Anfang der Verlegenheit. In dem ersten Zimmer kennt man Niemand; man sucht den Hauswirth, um ihn zu grüßen; wer weiß, wo der ist! Man will sich der Dame vom Hause vorstellen, die sitzt im sechsten Zimmer auf einem Sopha, um-

schanzt von einem drei-vier-fachen Frauenzimmer-Verhau. Zuerst die alte Garde, dann die Gallerie des Mittelalters, dann erst die frischen, jüngsten Ausgaben der reizenden Mädchenwelt.

Eine Regimentsfahne aus der Mitte einer feindlichen Schwadron zu holen, ist nichts gegen die Aufgabe, durch diese lebendigen Jericho-Mauern durch, der Dame vom Hause ein anständiges Kompliment zu appliciren!

Endlich ist es uns gelungen! Wir haben eine kleine Bresche benützt, und haben unsere Verbeugung auf Schußweite angebracht; da streckt die Jugend die Hälse lang, das Mittelalter sieht uns inquisitorisch an, und die alte Garde frägt manchmal ganz laut: "Qui est-il donc?"

Das ist noch nicht Alles! Wir finden in dem Kreise der Damen eine bekannte; wir machen ihr eine stumme Verbeugung, die ganze Serie der Damen neben und hinter dieser Dame glaubt, man grüßt sie, erwiedert es entweder freundlich oder vornehm verwundert, man muß nun auch diese Damen grüßen, die wieder Nachbarinnen haben und so in's Unendliche.

Ist man endlich fertig und hat seine stummen Komplimente alle abgesetzt, so weiß man nicht, was anzufangen; alle Spieltische sind schon besetzt, alle Frauenzimmer abonnirt! Der Bediente bringt uns Thee; er ist schon kalt. Wir stellen uns an einen Spieltisch, um zuzusehen; die Dame bekömmt schlechte Karten; man bringt Unglück; man entfernt sich!

Kurz, Leid und Freud' ist fast immer gleich; man mag zu früh, man mag zu spät in Gesellschaft gehen!

Ich als Beobachter.

Nicht nur der Dieb schleicht im Dunkeln, sondern auch der Wächter.

„Im Dunkeln ist gut munkeln!“ Was heißt munkeln? Haben meine Leser oder meine liebenswürdigen Leserinnen schon einmal gemunkelt?

Das Wort „munkeln“ wartet noch auf seinen Erklärer! Munkeln ist vor der Hand eine urbane Umschreibung von Liebesgezischel, Liebesgeflüster, Liebesgemurmel und Liebesgewinke, Liebeshandlungen und Liebesauskundschaften. Munken heißt auch beobachten; ein „Munker“ ist auch ein Späher, ein Verräther. Also, „im Dunkeln ist gut munkeln“ heißt auch: im Dunkeln ist gut beobachten.

Es war bei der letzten Palffy-Musik im Badener Park. Da war ich ein „Munkler,“ d. h. ein Beobachter; ich habe im Dunkeln mit mir allein gemunkelt.

Es giebt Menschen, die, wenn kein Mensch mehr mit ihnen Karten spielt, entweder weil sie zu arm sind, oder weil sie schlecht spielen, oder weil sie zanken, sich darauf reduciren, zuzusehen, in die Karten zu schauen u.s.w.; sie interessiren sich für das Spielglück Anderer, für die wunderbaren Chancen der launigen Spielgöttin. So geht es mir, seitdem Niemand mehr mit mir Liebe spielen will! Ich habe auf das selbst lieben verzichtet, ich habe aus dieser Noth eine Tugend und eine Schönheit gemacht, und bin dafür ein passionirter Liebes-Zuseher! Mich interessirt es ungemein, so von rückwärts den Liebesspielern in die Karten zu sehen. Aber ich bin ein discreter Kerl; ich sehe nicht in die Karten, um d'rein zu reden oder gar zu verrathen, o nein, ich denke mir meinen Theil und schweige, selbst wenn ich sehe, wie so ein ungeschickter Spieler die ganze Partie verpatzt; ich sage nichts, ich denke mir blos: „Du dummer Liebes-Kerl, wenn mir Gott Amor eine solche Partnerin am grünen Tisch gegeben hätte, wo Coeur stets Trumpf und das „Schweigen“

der Gott der Glücklichen ist, ich würde sicherer spielen und meine Partnerin müßte mir besser Farbe bekennen!“

Das denke ich blos, aber ich sage es nicht; woraus meine lieben Leser wieder sehen können, daß der Mensch nie zu alt ist, um etwas zu lernen.

Also richtig, es war bei der letzten Palffy-Musik im Badner Park.

Ich erinnere mich noch so gut, als ob's vor zwanzig Jahren gewesen wäre.

Es war Mondschein, mein leiblicher Mondschein, Cousin aller Dichter. Er schien so schön; er schien mich zu suchen und zu fragen: wo steckst Du? Aber ich versteckte mich wie Adam hinter den Bäumen, denn ich hatte was Anderes zu thun, als in den Mond zu schauen.

Bei dem Orchester der Palffy-Kapelle links kann der Leser einen Baum bemerken. An diesem Baum kann der Leser an den Musikabenden zwei merkwürdige Dinge bemerken: oben eine Laterne und unten mich; also zwei Lichter, ein hängendes und ein sitzendes.

An diesem Baume, unter dieser Laterne setzte ich meinen Strohsessel hin und mich auf denselben. Da begann schon der Cyclus von Fatalitäten, die mir das Schicksal für diesen Abend an den Kopf warf.

Ich setze voraus, der Leser weiß, was ein „Strohsessel“ ist, dieses vierfüßige Thier, welches die Natur für das zweifüßige erschuf, rangirt in der Naturgeschichte zwischen Kameel, auf welchem man selbst an Abgründen sicher sitzt, und zwischen einer Spekulation auf Aktien, die auf ebener Erde unter einem zusammenbricht.

Ich setzte mir an diesem Abend meinen Strohsessel an den Baum und mich d'runter und d'rauf.

Da saß ich wie die Jungfrau von Orleans unter dem

Druidenbaum „und in des Baumes Schatten saß ich gern, die Heerde weidend, denn mich zog das Herz!" Ich grub mit dem Stock „Zeichen in den Sand," und

„Eines Abends, als ich einen langen Abend
Unter diesem Baum gesessen, und
Dem Schlafe widerstand—"

da rutschte ich plötzlich in ein Loch! Mein Sessel nämlich rutschte mit den zwei Hinterbeinen in das Loch, welches um den Baum unten an der Erde gezogen war, und riß mich mit in seinem Fall; ich saß oder lag plötzlich wie ein umgefallenes Ausrufungszeichen!

Minister und Butterbröde, sagt Börne, fallen stets auf die fette Seite, ein Schriftsteller fällt stets auf die magere Seite, weil er keine fette Seite hat. Ich wollte mich von meinem Falle schnell erheben, wie es großen Geistern und schönen Sünderinnen vorzüglich erlaubt ist, faßte im Fallen noch einen vor mir stehenden Stuhl, erwischte statt der Lehne die darauf hingelegte Mantille einer Dame, zog sie mit in meinem Fall, die Mantille nämlich, und lag nun noch mit einer weiblichen Mantille bedeckt da!

Ich raffte mich empor, bemerkte zu meiner Freude, daß nur noch wenig Menschen da waren und stellte mich neben meinen Strohsessel, welches stets sicherer ist, als sich auf ihn setzen. Aber indem ich aufstand, stieß ich mit meinem lebenslänglichen Ich an die Laterne, die ihr Provisorium an den Baum absolvirte; die Laterne, das Hängen noch nicht gewohnt, gab dem äußern Anstoß nach, wurde verrückt, verlosch und goß ihr Oel auf meine beiden Schultern herab! Ja, der Mensch weiß nicht, von was man f e t t wird!

Die Lampe mußte wieder corrigirt werden und indessen hatte sich der Schauplatz gefüllt. Ein alter Herr kam mit einer jungen Dame, suchte einen Platz, sah meinen Stroh-

sessel, den Heuchler, der so unschuldig dastand, als ob er nie ein Wesen verlockt hätte! Der alte Herr bot der Dame den Sessel an; ich aber, ein guter Narr, sagte, indem ich den alten Herrn ansah: „Meine Gnädige, er wackelt!“

Unterdessen war der Gegenstand meiner Beobachtung angekommen und saß inmitten des Meeres von Hauben, Hüten, Mützen u.s.w.

Das Geschäft meiner Beobachtung begann. Es war schwer; wenn auch dieser schöne, blonde Engelkopf leicht zu finden war, so war auch das Gewoge von den Damenköpfen hin und her so stark, so unaufhörlich, daß es fast unmöglich war, die Blicke dieser Damen in ihrer Richtung zu verfolgen, wenn man nicht auf einer Anhöhe stand. Ich wollte also meinen Druidenbaum verlassen, und mich als Observationscorps unbemerkt auf einen höher gelegenen Punkt postiren. Ich wollte leise fortschleichen, trat bei dieser Gelegenheit einem Herrn, der seitwärts vom Orchester stand, unversehens auf den Fuß, welcher wahrscheinlich auf dem Zeigefinger einen jener kostbaren Solitäre trug, die unschätzbar sind; der Mann schrie jämmerlich auf und machte dabei den alten Witz: „Treten Sie auf Ihre eigenen Füße!“ Ich sagte: „Entschuldigen Sie, ich glaubte, es wären die meinigen! sonst wär' ich stärker aufgetreten!“

Es war keine kleine Aufgabe, durch den Damen-Cordon in's Freie zu dringen. Ich suchte lange um den Punkt, wo ich mich mit einiger Artigkeit durchschlagen könnte, wählte endlich die Linie seitwärts vom Orchester, brach ein und durch und hörte nur hinter mir einige Schüsse mir nachkommen: „Das ist stark!“—„der hat's nöthig!“ u.s.w.

Ich hatte mich durch die Damen plötzlich durchgearbeitet, und hatte nur noch ein kleines Corps von Männern durchzubrechen, die dichtgedrängt in der Seitenallee standen und die

„nächtliche Heerschau" über die weiblichen Truppen im Lager hielten. Ich wand mich wie ein Aal durch, wäre auch glücklich ohne weiteres Aufsehen durchgekommen, da will ich plötzlich seitwärts abschwenken, stoße an einen herabhängenden Zweig, mein Hut fällt mir vom Kopf herab auf die Schultern von zwei anderen Herren; die sehen sich um, Alles sieht sich um; ich bitte um meinen Hut und entferne mich wieder, um nach einem andern Standpunkt zu sehen. So gewann ich endlich die Anhöhe hinter dem Orchester, da steht gewöhnlich ein Häuflein Mischlinge aller Klassen, Männer, Weiber, Dienstboten, u.s.w. Ich mischte mich mitten unter sie, begünstigt von dem Dunkel der Bäume, und fand, daß man von da aus das Schlachtfeld der Musik vortrefflich übersieht; ich fand auch sogleich, mit Hilfe eines kleinen Tubus, den Gegenstand meiner Beobachtung, verfolgte jede Richtung ihres Hauptes und ihres Blickes und hätte ganz gewiß auch den Punkt aufgefunden, wohin diese Blicke ihr Geschoß richteten, da rief plötzlich ein kleiner Balg, eine Kinderstimme neben mir: „Mutter! Mutter! Der Saphir steht auch da!" Sogleich drehten sich die Köpfe alle nach mir um! Das ist der Fluch der Berühmtheit!!! Ich hätte den kleinen Balg gleich durchbalgen mögen! Es war an kein Bleiben mehr zu denken. Ich trat auch von da meinen Rückzug an, und der Himmel gab mir einen kühnen und glücklichen Gedanken ein! In der hölzernen Rotunde des Orchesters der Mittagsmusik, da muß es herrlich observiren sein! Da ist Dunkel, Deckung und ein hochgelegener Standpunkt. Ich kroch fast auf allen Vieren dahin, gelangte in das Orchester, in welchem zwar auch einige Individuen der Küche und des Vorzimmers kampirten, wo ich aber unter einer Holzsäule eine allerliebste Anstellung fand!

Ein superber Platz! Ich sah jeden Damenkopf einzeln, und jeden Blick aller Damen nach vor- und rückwärts, nach allen

Seitenalleen; ich sah jeden Blick, der zurückgesendet wurde, kurz, er war nicht mit Geld zu bezahlen. Ich lehnte mich gebückt auf eines von den dastehenden Notenpulten, und machte unbemerkt meine Beobachtung.

Aber mit des Schicksals Mächten
Ist kein zweiter Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell!

Die Damen und die Herren, die ich beobachtete, hatten eben einen vierundzwanzigpfündigen Blick gewechselt, ich drückte stärker auf das Pult, ich fühlte es unter mir zusammenbrechen, es krachte und knitterte; in der Furcht, durch das Geräusch verrathen zu werden, wollte ich mich leise nach rückwärts zurückziehen, verfehle im Rückzuge eine Stufe, stolpere nach hinten über, will mich an die andern Pulte anklammern, reiße sie mit mir nieder, purzle auf den Boden hin und ein Dutzend Notenpulte mit Donnergepolter über mich hin! Alles geräth in Aufruhr, die zunächststehenden Zuschauer richten alle die Köpfe nach dieser Seite, ich aber bleibe am Boden liegen, ich hätte mich um keinen Preis erhoben, sonst wäre ich gleich entdeckt worden. Ein paar gutmüthige Mitbewohner des Orchesters wollten mich aufrichten, ich aber bat sie, mich liegen zu lassen und sagte: „Das wäre meine Unterhaltung." Das Alles aber hätte mir wahrscheinlich nichts genützt, die Aufmerksamkeit wäre auf diesen Punkt gerichtet geblieben, wenn nicht ein weiterer Zufall als Wetterableiter mich gerettet hätte.

Durch den Lärm nämlich, den die umstürzenden Notenpulte erregten, wurden alle im Parke anwesenden musikfeindlichen Hunde rebellisch, und es fingen ein Dutzend Hunde an, von allen Seiten in Sopran, Tenor, Bariton und Falsett zu bellen, zu winseln und zu heulen;

„—und dieser Thiere Belligkeit rettete mich
von des Parkes verfolgenden Blicken!“

Während die Hunde an meiner Rettung arbeiteten, kroch ich auf dem Bauche aus dem Orchester bis in die finstere Allee am obern Ende des Parkes, dort richtete ich mich in die Höhe, säuberte mich vom Erdenstaube, umzingelte mich selbst, beschrieb einen Bogen, und komme von hinter dem rothen Kiosk die Seitenallee herauf, unbefangen und unverschämt, als ob ich nie in ein Loch gefallen, als ob ich nie eine Laterne entwurzelt, als ob ich nie einem Sterblichen auf die Hühneraugen getreten, als ob ich nie den Hut verloren, als ob ich nie von einem Balg als lebender Saphir erkannt worden wäre, als ob ich nie in meiner Aufregung ein unschuldiges Notenpult erwürgt hätte und als ob ich nie auf dem Bauch aus dem Orchester entflohen wäre!

Mit einem Antlitz, klar wie ein Satz von Nestroy, trat ich in den Kreis meiner bekannten Herren und Damen: „Hat die Musik schon lang begonnen?“ — „Ist viel schöne Welt da?“ — „Die wievielste Piece ist das, mein Fräulein?“ und solche unbefangene, geistreiche Fragen richtete ich an Alle. Hätte mir der Leser eine solche Verstellungskunst zugetraut?

Aber der Abend war mir sehr nützlich. Ich werde nie mehr „Beobachter“ sein. Was gehen mich fremde Angelegenheiten an? Ein Jeder kehre vor seiner Herzensthür, und wenn man noch so oft da kehrt, es sammelt sich stets wieder etwas an, was wegzukehren ist!

Die Musik war zu Ende, Alles ging oder lief oder fuhr nach Hause. Nur ich und Luna wir blieben noch eine Zeitlang im Park.

Ich saß lange schweigend und sehnsüchtig sinnend da! Luna fragte mich endlich: „Lieber Saphir, an was, an wen denkst du?“

Ich erwiederte: „Liebe Luna, an was und an wen denkst du?"

„Das geht dich nichts an."

„Also geht das, an wen ich denke, auch dich nichts an."

Woraus der Leser ersehen kann, daß es auch ihn nichts angeht, an wen ich gedacht habe. Auch gut!

Der tanzende Nachtlöhner.

Wenn man ein Bischen darüber nachdenkt, woher es kommt, daß zuweilen die sittsamsten Mädchen in schlechten Ruf kommen, daß die unschuldigste Frau in üble Nachrede geräth, so kommt man auf eine der Hauptursachen: schlecht gewählte, leichtsinnige Gesellschaft, und der Hang zu diesen hirnlosen und geistlosen Gesellschaften entsteht aus drei Suchten der weiblichen Welt: Putzsucht, Gefallsucht, Tanzsucht, das ist der Positiv, Komparativ und Superlativ des Zugrundegehens aller bessern Frauen-Natur.

Ich brauche zu meinem heutigen Bilde nur die Tanzsucht allein.

Viele Eltern leiden an einem einfachen Uebel, an einer Tochter, die sie gerne verheirathen möchten, oder an einem doppelten Uebel, an zwei Töchtern, oder an einem dreifachen, an drei Töchtern u.s.w.

Gegen dieses Heirathsübel werden, wie gegen alle örtliche Uebel, gegen Gicht u.s.w., Badekuren und Schweißkuren gebraucht. — Im Sommer geht man auf Badeorte: Karlsbad, Pyrmont, Aachen u. s. w., vielleicht gießt ein unschuldiger Freier das Bad mit dem schönen Kinde aus, und heirathet es; im Winter aber braucht man Schweißkuren, die sogenannten Parties, oder Hausbälle, oder Picnics, wo die armen Kandidatinnen des Ehestandes sich im Schweiße ihres Angesichts

einen Mann ertanzen sollen. Zum Heirathen gehören aber Freier, zum Tanzen Tänzer! Die Mädchen können sich nicht unter einander heirathen, die Mädchen können nicht unter einander tanzen!

Die Tänzer sind aber jetzt so rar, wie die Freier! Den Hof wollen die Männer jetzt den Mädchen machen, aber kein Haus machen sie ihnen dazu; aufziehen thun sie die Mädchen fleißig, aber nicht zum Tanz!

„Tänzer! Tänzer! Um Gotteswillen Tänzer!“ Das ist der Noth- und Hülfsruf aller albernen Mütter!

Der Mann jammert: „Kann ich Tänzer aus der Erde stampfen? Wächst mir ein Tanz-Anführer in der flachen Hand?“ Aber das Schrecklichste der Schrecken ist eine Mutter in ihrem Wahn!

„Tänzer! Der gute Ruf meiner Töchter für einen Tänzer!“

Jeder Bekannte wird also auf Tänzer-Raub ausgeschickt. Ein Jeder darf einen Tänzer bringen; ob dieser Tänzer nun reich oder arm, klug oder dumm, gesittet oder lasterhaft, geachtet oder verrufen ist, das gilt gleich, ist er doch ein Tänzer!

Diese Hausfreunde zerstreuen sich nun in Kaffeehäusern, in Bierkneipen, an Straßenecken, in Theatern, und rufen: „Ist kein Tänzer unter Euch?“ Ist einer da, so wird er gefragt: „Tanzen Sie? Tanzen Sie viel?“ Dann wird mit dem armen Schlachtopfer ein Pakt geschlossen; er wird als Nachtlöhner gemiethet; er muß Alles tanzen, mit Allen tanzen, die ganze Nacht tanzen!

Das tanzende Opferlamm wird Abends schwarz angezogen, eine Rose in sein Knopfloch gesteckt, gelbe Handschuhe bekömmt er, und nun wird er in die Gesellschaft, die er nicht, die ihn nicht kennt, geführt. Er präsentirt sein Kreditiv als Tän-

zer, und weder Mutter noch Tochter, noch die eilfhundert thörichten Jungfrauen, die eingeladen sind, fragen: „Wer ist das, was ist er?“ Mag es der ungeschlachteste Bengel, der hirnloseste Fant, der sittenloseste Roué sein, was thut das? Er ist ein Tänzer!

„Dieß eine Wort erschlägt zehntausend Rücksichten!“

Aber dafür muß der arme Mann auch arbeiten! Wie ein Lastthier keucht er unter seinem unsterblichen Beruf!

Er muß die Paare stellen, den Cotillon anführen, die Touren arrangiren u. s. w.; keinen Augenblick darf der Arme rasten, er muß ein perpetuum mobile sein.

Will er einen Augenblick sitzen, so kömmt die Hausfrau: „Ach, ich bitte Sie, tanzen Sie doch mit der dicken Frau Z. ein Bischen, es fordert sie Niemand auf!“ und der arme tanzende Nachtlöhner geht hin und fordert das lebendige Rondeau auf, und

„Tanzet herauf, und tanzet hernieder,
Bis ihm knacken die zerbrochenen Glieder!“

Erschöpft lehnt er sich an eine Stuhllehne, da kömmt das Hausfräulein: „Ich bitte Sie, Liebster, ziehen Sie doch das kleine Fräulein dort ein Bischen zum Tanze auf, sie ist schon beleidigt.“ Mit schmerzlicher Resignation geht das Opferlamm hin, zieht das kleine Fräulein auf, und walzt wieder wie eine Windsbraut um den Saal herum, läßt sie dann in ihren Sessel hineinfallen, und lehnt sich athemlos in die Fenstervertiefung; allein, nein, noch ist dir keine Ruhe beschieden, du weises, thätiges, menschenfreundliches Haupt! Die Frau kömmt wieder: „Das Fräulein X will eine Masurka tanzen, Sie thuen mir die Freundschaft!“

Und der tanzende Nachtlöhner rafft sich zusammen, und rafft eine Masurka zusammen, und gekocht wie ein Krebs, aber deshalb nicht minder roh, hat er vollendet!

In einer seligen Minute will er seinen heißen Gram an dem Busen eines Gefrornen ausschütten, da wird zum Cotillon geblasen!

„Auf, auf, mein Tänzer, zu Pferd, zu Pferd!"

Da steht er wieder, verlassen hat er sein Eis, seine Mandelmilch, und neuerdings tanzt er eine Stunde herab.

Wenn die Nacht zu Ende ist, wenn die Lichter ausgebrannt sind, die Mädchen blaß, die Frisuren zerrissen, und Alles geht, streicht der lendenlahme, abgehetzte Nachtlöhner seinen Dank ein und erhält die dringende Einladung, ja zum nächsten Tanz wieder zu kommen. Wie er fort ist, frägt man sich: „Wer ist denn das?" Kein Mensch weiß es. Die Hausfrau fragt: „Wer hat ihn denn gebracht?" Es ist kaum zu ermitteln.

Ein paar Tage später geht ein liebes, sittsames, unschuldiges Mädchen über die Straße; ein verrufener, als sittenlos bekannter junger Mann grüßt sie ganz vertraulich; die Leute, die es bemerken, zucken die Achsel—und er sagt zu seinem Begleiter: „Mit der steh' ich auf einem kuriosen Fuß!"

Das Mädchen war auf jenem Hausball, und der Begrüßende war der tanzende Nachtlöhner!

„Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären!"

Sprüche der Weisheit für Leib und Seele, besonders für ärmere Classen.

1.

Mein Sohn! Wenn du kein Brod hast, so verzweifle nicht, hadere nicht mit der Vorsehung, sondern sei fromm, dulde still und esse Linzertorten oder Butterteig.

2.

Mein Sohn! Wenn du so arm bist, daß du dir nicht einen Kreuzer für die Zukunft sichern kannst, so hadere nicht mit der

Vorsehung, sondern sei fromm, dulde still und lege dir nur alle Tage einen blanken Ducaten zurück, das macht in 20 Jahren circa 8000 Ducaten und ist doch besser als Nichts!

3.

Mein Sohn! Wenn du nicht gewiß weißt, ob eine Maske schön ist, so verzweifle nicht, sondern sei fromm, dulde still und suche eine Schöne ohne Maske. Vorsicht ist die Frau Mama der Weisheit!

4.

Mein Sohn! Wenn es dir so elendiglich geht, daß du kein Stückchen Holz hast, um dein Zimmer zu heizen, so trachte, dir irgend ein öffentliches Amtsgebäude zu kaufen, da wird stets gut geheizt.

5.

Mein Sohn! Wenn dich die rechte Hand juckt, so sei fromm, dulde still und kratze—die Linke!

6.

Mein Sohn! Wenn du auch nicht wirklich mein Sohn bist, so verzweifle nicht, sei fromm, dulde still und denke, so einen Vater kann Einem der liebe Himmel ja leicht noch bescheren!

7.

Mein Sohn! Wenn du im Knopfloch auch nichts hast, so verzweifle nicht, sei fromm, dulde still und denke an das Sprichwort: Die Knopflöcher kennt man schon!

8.

Meine Tochter! Solltest du auch Sommersprossen haben, so verzweifle nicht, sei fromm, dulde still, der liebe Schöpfer hat die Erde und die Menschheit so eingerichtet, daß sie sich durch „Sprossen" und „Sprosserln" erhalten! Die Engelein, welche Jakob im Traume auf einer Leiter herab und hinauf steigen sah, stiegen auch nur auf „Sprossen" dieser Leiter auf und ab.

9.

Meine Tochter! Wenn du beim Sperl keinen Polkatänzer findest, so verzweifle nicht, sei fromm, dulde still, die gütige Natur hat viele Geschöpfe geschöpft, die auch keine Polkatänzer finden, z. B. die Bachstelze, die Blaumeise, die auch keine Polka tanzen, ihr Schicksal ertragen und auf dem Pfade der Tugend fortwandeln, und doch wieder Bachstelzen und Blaumeisen hervorbringen! Denn was die Natur geschöpft hat, das muß sich fortschöpfen auch ohne Polkatänzer! Sei weise, meine Tochter!

10.

Meine Tochter! Wenn du heirathest,—denn in der Natur heirathet Alles, muß Alles heirathen, hat Alles geheirathet und wird Alles heirathen, damit der kleine Zweck der großen Schöpferei sich erfülle,—also wenn du heirathest, so heirathe keinen dummen Kerl, der nicht wenigstens „Rath“ ist, damit du werdest „Räthin,“ denn „Räthinnen“ hat der gütige Schöpfer ebenso geschöpft wie „Räthe.“ „Räthinnen“ sind dem Menschengeschlechte von eben so großem Nutzen als „Räthe!“ Darum heißt es ja „Heurath,“ aus dem altdeutschen „Heuern“ und „Rath,“ „heuere“ einen „Rath“ einen Heu-Rath! Meine Tochter, wenn du einen Rath heuerst, so bleibt dir alle Tage der gottgefällige Trost: „Besserer Rath kommt über Nacht!“ Meine Tochter, wenn du einen Rath heirathest, so sind deine Kinder geborne „Räthel,“ denn die Röthel sind erblich! Und mit diesem Witz, meine Tochter, begnüge dich und sei bescheiden!

11.

Meine Tochter! Sage niemals „A,“ sonst mußt du auch „B“ sagen, und wenn du „B“ gesagt hast, mußt du auch „C“ sagen, und wenn du „C“ gesagt hast, mußt du auch „D“

sagen, und wenn du „D“ gesagt hast, mußt du auch „E“ sagen; und von A bis E ist gerade die Station von Tugend zu Laster! Denn, meine Tochter, eine „Bekanntschaft“ ist eine erlaubte Sache, aber eine „Bekenntschaft“ ist ein sündiges Ding! Eine „Bekenntschaft“ ist eine moralische Handlung, meine Tochter, Isaak und Rebecca machten eine „Bekanntschaft“ in Gegenwart von ehrsamen Kameelen, aber Potiphar wollte mit Joseph eine „Bekenntschaft“ machen! Und wenn der Mantel den Joseph nicht im Stich gelassen hätte, meine Tochter, wer weiß, ob wir einen keuschen Joseph in der Welt hätten! Ueberhaupt, meine Tochter, habe mehr Bekannte als Bekennte, denn von den Bekennten kommen die Bekenntnisse her, und Niemand kann kennen, was ein „Bekenntniß“ kennen kann! Meine Tochter, kein Mensch soll sagen: „ich kann nicht!“ sondern bloß: „ich kenn' nicht!“ Denn der Mensch kann Alles, was er kennt, aber er kennt nicht Alles, was er kann! Also sage kein A!

12.

Meine Tochter! Lerne frühzeitig deine Stube auskehren! Denn kein Mensch kommt mit einem Stubenmädel auf die Welt, nicht einmal ein Hausherr! Aber ihre Stuben auskehren, dazu hat die weise Schöpfung die Frauenzimmer geschöpft, dazu hat die allvorhersehende Natur unter ihnen so viele Besen gepflanzt! Meine Tochter, lerne frühzeitig auskehren, bevor es zu spät wird! Denk': das menschliche Leben ist kurz und des Mistes ist so viel! Gedenk': daß dich der schwarzgrausamliche Tod abrufen kann, bevor du deine Stube ausgekehrt hast! Kehre, meine Tochter, kehre deine Stube! Kehre aus so viel als möglich, und kehre ein so wenig als möglich!

13.

Meine Tochter! Wenn du deinen Vater mit einem Enkel überraschen willst, so zeige es ihm ein Jahr früher an, denn du sollst Vater und Mutter ehren! Das plötzliche Ueberraschen hat schon viel Unheil angestiftet! Rasche deine Eltern nur langsam über! Rasche deinen Mann nur nach und nach über! Rasche über, rasche über und über, aber bereite darauf vor! Lerne von der Diplomatie, sie rascht uns alle vierzehn Tage über, aber sie bereitet uns vierzehn Tage darauf vor! Man ist dann mit voller Erwartung übergerascht!

14.

Mein Sohn! Wenn du Jemand denunciren willst, so rechne dabei nicht auf die Belohnung deines Bewußtseins! Darauf verlaß dich nicht! Rechne auf eine höhere Belohnung als von dem wühlerischen Gewissen! Die weise Natur ist auch eine Denunciantin, sie zeigt die Menschen an; eine grüngelbe Physiognomie zeigt den innern Gifthammel an, ein Cylinder zeigt den Gutgesinnten an, und ein Apfel zeigt den Baum an, von dem er gefallen.

15.

Mein Sohn! Wenn du eine Zeitschrift herausgibst, so verlaß Dich mehr auf Unterstützung als auf dich, denn die dürrste Kuh gibt mehr Milch als der fetteste Ochs!

16.

Mein Sohn! Der März ist ein elender Monat! da säet der Teufel Kraut und Rüben, denn: „Gertraut säet Kraut," und „Eustach steckt Rüben nach" und „Benedik macht Zwiebel dick," und „Zwiefel und Knoblauch, das pflanzen die Juden auch," und der ganze Monat März war ja nur ein Judensterz! Darum, mein Sohn, unternehme nichts im Monat März, aber besuche Landsberg, Wur-

zach, Freiburg, Schereneisel, Limbach, Neustadt a. d. O., Torgau, da ist überall Viehmarkt.

17.

Mein Sohn! Wenn du ein Fieber hast, so denke an den Himmel, sei nicht ungeduldig, wenn dich abwechselnd der Frost schüttelt und die Hitze verzehrt, denn Gott hat es so gewollt, der Herr sprach: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Frost und Hitze!“ Und wenn die Erde ein beständiges Fieber hat, was willst du murren über Frost und Hitze, du sündiges Kind der Erde! Sei fromm!

18.

Mein Sohn! wenn dich eine spitze Feder sticht,
So laß es dir zum Troste sagen:
Die klugen Leute sind es nicht,
An denen die „Humoristen“ nagen!

Sympathie, Antipathie, Allopathie, Homöopathie, Hydropathie, oder: auf wie vielerlei Weise kann man zu dem Menschen sagen: Gib's Geld her! *

Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, meine hochverehrten Hörer und Hörerinnen, werde ich Sie durch diese meine Vorlesung ganz in die Lage jener Unglücklichen zu versetzen suchen, für welche Sie mir Ihre edle und freundliche Theilnahme schenken. Meine Vorlesung nämlich wird erst Ihre etwaige Erwartung auf's Eis führen, da wird sie einen gewaltigen Stoß bekommen, und nach diesem Eis-Stoß kömmt sogleich das ungeheure Wasser, wovor selbst der dritte Stock nicht sicher ist: rette sich, wer schwimmen kann! Jedoch findet ein großer Unterschied zwischen jenem Wasser und diesem statt, jenes Wasser hat Tausende hingerissen, dieses Wasser wird keinen Einzigen hinreißen; dort fanden viele, und hier nur wenige Einfälle statt, das ist aber nicht zu verwundern, meine freundlichen H. u. H., wenn man weiß, daß dort Alles auf Sand gebaut war, ich aber baue auf edle Herzen, und das ist ein fester Grund.

Schon einmal, m. f. H. u. H., haben Sie mir Ihre gefällige Aufmerksamkeit zum Besten der Abgebrannten in W. Neustadt geschenkt; heute schenken Sie mir dieselbe zum Besten der Ueberschwemmten. Ihre Güte hat also bei mir die Feuer- und Wasser-Probe bestanden, und diese meine Lese-Probe ist zugleich Ihre Gold- und Geduld-Probe. Aus doppeltem Grunde lese ich gerne zum Besten Anderer vor Ihnen: 1. weil man nie besser lies't, als wenn man für

---

* Gehalten im Josephstädter Theater, zum Besten der verunglückten Pesther.

das Beste vor den Besten lies't, und 2. weil man dann nicht von dem Vorleser sagen kann: er lies't nicht zum Besten!

Alles ergreift jetzt die Gelegenheit, Alles zum Besten zu haben, und alle Künste, Wissenschaften und Systeme sind nichts als gute, bessere, und allerbeste Variationen auf das Thema: „Liebe Menschheit, gieb das Geld her!"

Nicht nur bei dieser, leider zu traurigen Veranlassung, sondern auch sonst im Leben, sind z. B. alle Concertzettel doch nichts als gedruckte Pistolen mit der Inschrift: „Liebe Menschheit, gieb das Geld her!" es wird von allen Seiten blind geladen, dann geht's los. Die Meisten blitzen ab!—Die so überhandnehmenden musikalisch-deklamatorischen Concerte, das sind die Pistolen mit zwei Läufen; das Publikum lauft am Ende auch fort, das ist der dritte Lauf.

In 50 Jahren, m. f. H. u. H., wird es z. B. gar keine Räuber mehr geben; wenn ein Reisender durch einen Wald fahren wird, werden 6 Räuber mit einem Concertzettel kommen und werden ihn höflich einladen zu einer musikalisch-deklamatorischen Akademie, zum Besten einer heruntergekommenen Räuberfamilie, mit folgendem Programm:

1. Arie aus „Robert der Teufel:" „Ach, das Geld ist nur Chimäre!" vorgetragen von einem dreijährigen Räuberchen, welches seit fünf Jahren auf einer Kunstreise begriffen ist.

2. Monolog aus Hamlet: „Gehört das Geld sein oder nicht sein, das ist die Frage!" vorgetragen von einem Mordkünstler!

3. Humoristische Vorlesung einer geladenen

Flinte über das ungeladene Thema: „Schieß m[illegible] Geld vor!“—Sämmtliche mitwirkende Räuber haben aus Rücksicht für den Unternehmer ihre Parthien und ihren Antheil übernommen.

Ueberhaupt, m. f. H. u. H., sind alle neuen Systeme und Erscheinungen in Kunst und Wissenschaft nichts als eben so viele Umlaute der Ausrufung: Gieb's Geld her! Sympathie, Allopathie, Homöopathie, Hydropathie sind nichts als neue Fragezeichen: Wie soll der Mensch das Geld hergeben?

Meine heutige Vorlesung, der Versuch, Wasser mit Wasser zu heilen, reihet sich diesen Systemen ebenfalls an. Das Wasser, m. f. H. u. H., gleicht gewissermaßen dem Verstande. Man sagt: Kriegsnoth, d. h. Ueberfluß an Krieg, Feuersnoth, Ueberfluß an Feuer, Hungersnoth, Ueberfluß an Hunger, allein Wassersnoth heißt eben so gut Mangel an Wasser als Ueberfluß an Wasser; gerade wie bei dem Verstande,--Ueberfluß an Verstand, ist eben so ein Unglück als Mangel an Verstand, und es gäbe oft Gelegenheiten, Concerte zu veranstalten, zum Besten der Verunglückten durch Verstandes-Ueberfluß. Es ist sonderbar, m. f. H. u. H., man bauet barmherzige Anstalten für Jene, welche Mangel an Verstand haben, da braucht man große Lokale, warum bauet man keine barmherzigen Anstalten für jene Unglücklichen, welche Ueberfluß an Verstand haben, da braucht man nur ein ganz kleines Lokal.

Aber, m. f. H. u. H., ist es denn mit dem Glücke nicht eben so? Ist nicht Ueberfluß an Glück eben ein solches Unglück, als Mangel an Glück? Glück und Gold müssen einen Zusatz von harten Metallen haben, wenn sie fest und dauernd sein sollen! Stehendes Unglück ist ein stehender Sumpf, in dem das menschliche Herz ver-

west, beständige Glücks-Fälle sind wie Wasser-Fälle, in denen das menschliche Herz versteinert. Das menschliche Leben ist ein Baum, sein Blatt will ein anderes Wetter, seine Blüthe will ein anderes Wetter und seine Frucht will wieder ein anderes Wetter. Es ist eine traurige Bemerkung, m. f. H. u. H., das Glück geht wie ein Pilger durch's Leben, allein und einsam, und klopft nur an einzelne Thüren an. Das Unglück aber zieht durch die Welt wie eine Karavane, wie ein Kranichenzug. Auch auf der Erde stehen die Glückssterne allein und entfernt aus einander, die Unsterne aber viel und dicht beisammen, so wie am Himmel die leuchtenden Morgen- und Abendsterne allein durch den Himmel wandeln, das Regengestirn aber und die Nebelsterne stehen in Massen zusammen! Ein Einzelner aus Millionen gewinnt das große Loos, ein Einziger aus Millionen beerbt einen Onkel aus Ostindien, ein Einziger aus Millionen macht eine glückliche Heirath, aber die Pest rafft Millionen hin, Feuer, Wasser, Vulkane zerstören das Glück von Tausenden. Und dennoch vergessen wir es unserem Nebenmenschen in Jahren nicht, wenn er ein Glück gemacht hat; ein Fremder und ein Unglück aber sind uns nur in den ersten drei Tagen interessant. Es giebt nur ein Unglück, m. f. H. u. H., welches alle Menschen, ohne Ausnahme, von Grund aus erschüttert — — Ein Erdbeben!

Ein jedes neue System ist ein neues Unglück. Was heißt ein System? mehrere gleichartige Begriffe in einen einzelnen Zusammenhang gebracht; oder deutlicher erklärt: mehrere einzelne zerbrochene Sessel, auf welchen Niemand allein sitzen kann, in eine lange Bank zusammengenagelt, auf welcher Alle miteinander nicht sitzen können.

Die Homöopathie ist ein neues System.

Die Allopathie sagt zu ihren Patienten: „Gieb's Geld her mit Scheffeln." Die Homöopathie sagt: „Gieb's Geld her mit Löffeln." Die beste Auskunft über Allopathie und Homöopathie giebt die vierte Auflage des Brockhaus'schen Konversations-Lexikons. Bei der Rubrik Allopathie heißt es: suche Homöopathie, und bei Homöopathie heißt es: suche Allopathie; sie sind Beide mit Recht gesucht, die Homöopathie sowohl als die Allopathie, obwohl sie nicht im Leben, wie im Konversations-Lexikon, Jene, die sie suchen, sich gegenseitig zuschicken.

Die Philosophie, das Jus und die Medizin sind die drei Grundstücke des menschlichen Geistes. Die Philosophie ist ein Wald, je tiefer man eindringt, desto finsterer und unsicherer. Das Jus ist ein Obstgarten, in dem die Bäume Früchte tragen, und die Medizin ist ein Kartoffelfeld, die Früchte liegen in der Erde!

Der Allopath sagt zu seinem Kranken: „Friß Vogel oder stirb!" Der Homöopath sagt zu seinem Kranken: „Iß Vogel nicht oder stirb!" Und der Hydropath sagt: „Trink Vogel oder stirb!"

In der Allopathie sind die Kranken wie die schlecht verwalteten Theaterkassen: sie nehmen viel ein, aber es giebt nicht viel aus. In der Homöopathie sind die Kranken wie die reisenden Geschäfts-Commis: sie nehmen wenig ein, aber sie erhalten sich von den Diäten. Die Allopathie giebt Medizin, die Homöopathie giebt Versicherungen; die Allopathie braucht Apotheken, aber die Homöopathie braucht Hypotheken.

Unsere Schriftsteller, m. s. H. u. H., sind fast alle Homöo-

pathen; sie wollen die kranke Zeit kuriren und geben ihr solche Mittel, von denen eine gesunde Zeit krank werden muß.

Die Mehrzahl jedoch unserer Schriftsteller sind nicht nur Homöopathen, sondern auch Hydropathen, jede Buchhandlung ist ein Gräffenberg, und jeder Buchhändler ein Prießnitz.

Allopathie, Homöopathie und Hydropathie sind die drei Mahlmühlen der Medizin. Allopathie die Windmühle, Homöopathie die Pulvermühle, und Hydropathie die Wassermühle. Allopathie und Homöopathie zusammen machen die Zwickmühle. Im Genre der Hydropathie, m. f. H. u. H., wäre ein literarisches Gräffenberg für schreibkranke Schriftsteller eine wohlthätige Anstalt. Ein Schriftsteller, der an der Schreibsucht leidet, müßte folgendermaßen kurirt werden. Des Morgens gießt man ihm erst einen gestandenen Roman von der Frau von Chézy über den Kopf, gleich darauf bringt man ihm zwölf Seidel frische Journale bei, dann wird er in nasse Makulatur-Matratzen aus Preis-Novellen eingewickelt und tüchtig durchgewalkt, dann führt man ihn in ein Bad aus Briefen von Verstorbenen und Lebendigen, sodann bekömmt er ein Douche-Bad aus Musenalmanachen und Albums, dann kommt er unter die dramatische Brause, und vor dem Schlafengehen trinkt er vier Gläser moderne Humoristik. Wenn der Patient diese Kur sechs Wochen aushält, ist er kurirt, und schreibt sein Lebtag nicht wieder.

Woran liegt es aber, m. f. H. u. H., daß man jetzt so viel allopathische, homöopathische und hydropathische Kuren hat, und gar keine sympathische? Das kömmt daher, weil sich jetzt unsere Männer und Frauen ohne alle Sympathie die Cour machen. Bei den Frauen, m. f. H. u. H., findet die Homöopathie den meisten Anklang, weil sie, was Scherz und Ernst

auch gegen sie sagen mag, auf jeden Fall eine geistreiche Erscheinung bleibt, und die Frauen im allgemeinen alles Geistreiche schneller und lebhafter erfassen als die Männer. Die Homöopathen mögen daher wie die geistreichen Männer viel geliebt werden, aber vielleicht auch wie jene, selten geheirathet, weil sie Beide — wenig verschreiben.

Die Liebe, m. f. H. u. H., ist eine allopathische Krankheit, die von der Ehe homöopathisch kurirt wird. Was heißt denn eine „Heirath aus Liebe?" das heißt: „Heirath, und aus Liebe." Unsere Liebhaber sagen zu den Töchtern reicher Eltern: „Mädchen, nimm mein Herz hin!" das ist wieder eine Variation auf das Thema: „Vater, gib dein Geld her." Plato sagt: „Wenn sich zwei Herzen lieben, so haben sie sich schon einst in einer andern Welt geliebt, und haben sich hier bloß wieder gefunden." Das ist ein Finden, bei dem der redliche Finder nicht immer belohnt wird; allein, wie kömmt es, daß man in einer andern Welt gewiß nur ein Herz geliebt hat, und hier mehrere wieder findet. Dieses Wiederfinden, m. f. H. u. H., erinnert an eine bekannte Anekdote. Es fand einmal Jemand einen Dukaten; als er ihn zum Wechsler brachte, sagte dieser: „der Dukaten ist nicht vollwichtig, sie müssen 12 kr. daran verlieren." — Einige Zeit darauf fand er wieder einen Dukaten, er ließ ihn aber liegen, und sagte: „Ich heb' dich nicht auf, soll ich wieder 12 kr. verlieren?" so geht es Vielen mit den vielen Herzen, die sie wiederfinden, sie lassen es am Ende liegen, indem sie ausrufen: „Soll ich wieder 12 kr. verlieren?"

Der Mensch, m. f. H. u. H., ist das widersinnigste Geschöpf in der Natur, der unedelsten Triebe schämt er sich nicht, den Mund und den Magen speist er öffentlich, sein Herz aber, seine Liebe, seine Sehnsucht zu nähren, das schämt er sich, und sucht das Geheimniß, gerade im Gegensatze mit der

gewiß zarten Blumenwelt. Die Lilie erschließt ihren weißen Schooß, und die Rose ihren glühenden Busen, frei dem Hauch der Liebe, die Wurzel aber, mit der sie speist und trinkt, verschließt sie schamhaft in der Nacht der Erde. So unterscheiden sich auch in der Liebe die Männer von den Frauen. Die Frauen, diese Phantasie-Blumen der Putzmacherin Natur, verhüllen ihre glückliche Liebe in stille Schwärmerei, und ihre unglückliche Liebe in durchsichtige Wehmuth. Die Männer aber verhüllen ihre glückliche Liebe in undurchdringlichen Egoismus, und ihre unglückliche Liebe in undurchdringlichen Tabakdampf. Die Männer nennen die Frauen ihre Gottheit, aber die Opfer soll man ihnen selbst bringen, und in Hinsicht der Opfer sind die Frauenzimmer oft umgekehrte Isaaks. Isaak erkaufte sein Opfer mit einem Schaf, viele Frauenzimmer müssen ihr Schaf noch mit einem Opfer erkaufen! Unter den Männern gibt es mehr falsche Liebhaber und mehr falsche Freunde, unter den Frauenzimmern gibt es blos mehr falsche Thränen, und mehr falsche Ohnmachten. Die falschen Liebhaber, m. f. H. u. H., sind wie die schlechten Wettergläser, sie stehen auf veränderlich, zeigen auf beständig, steigen auf Blutwärme, und sinken unter Null.—Die falschen Freunde sind wie die Ferngläser, auf der einen Seite vergrößern sie ihren Gegenstand bei Nahe, und auf der andern Seite veklеinern sie ihn bei Weitem.—Die falschen Ohnmachten der Frauen sind auch nichts, als Bittschriften mit geschlossenen Augen, und sagen im Grunde wieder nichts anderes, als: „Lieber Mann, gib's Geld her!" Die falschen Frauenthränen aber sind bald zu erkennen; wenn die Frauen weinen und schweigen, so sind das stille Wasser, sie sind tief und quellen

aus dem Herzen; wenn die Frauen aber weinen und reden, dann hat es nichts zu bedeuten, denn Frauenthränen mit langen Reden, und Kölnerwasser mit langen Empfehlungen sind niemals echt!—Frauen, die weinen und sprechen auf einmal, sind Wolken, die unter dem Regen donnern, Beides schadet nicht.

Ueberhaupt sind im menschlichen Leben, die Frauen die Wolken, die Männer der Wind, der ihnen nachjagt.

Jedes einzelne Frauenzimmer, und jedes einzelne Wölkchen dienet nur dazu, unsern Lebenshimmel zu verschönern, seine Einförmigkeit zu unterbrechen, und seinen Reiz zu erhöhen; wenn aber viele Frauen, und viele Wolken zusammen kommen, wenn sie sich gegenseitig entleeren, dann ist das Ungewitter fertig. Von den Frauenzimmern und den Wolken, sind die schwarzen und die brunetten, die Blitz- und Feuerwolken; die gelben und blonden, die näselnden und schmollenden, sie grollen ganz still fort, bis sie uns das Haupt gewaschen haben; die grauen sind die Donnerwolken; die edlen, die lautern, die erhabenen der Frauen, das sind die hochgehenden Wolken, sie kommen dem Himmel am nächsten, durch sie fällt Mondenschein und Sternenlicht milder auf die Erde, durch sie allein vermag das Aug' in die Sonne zu schauen, und wenn diese hochgehenden Wolken regnen, so sind es segensreiche Thränen. Diese Wolken sind die Töchter der Sonne, und wer die Töchter haben will, der muß der Mutter klar ins Auge sehen können! So, m. f. H. u. H., ist auch die schönste, die herrlichste Frau im Leben: „die Wohlthätigkeit," die Tochter des Unglücks, und wir müssen der Tochter halber uns mit dem Unglück befreunden. Und wächst denn nicht im ganzen Leben jedes Glück an der Grenze eines Unglücks, jede Freude am Rande eines Kummers, jedes Blümchen an den Lippen eines Abgrundes, und das Leben selbst am Saume des Grabes?

Die Züge der wahren Menschheit sind nicht aus dem Glücke zu erkennen, m. f. H. u. H., denn das Glück ist ein Portrait-Maler, es schmeichelt; die Züge der wahren Menschheit erkennt man nur aus dem Unglücke, denn das Unglück ist ein Steckbrief, der den Menschen verfolgt, und Steckbriefe zeichnen gräßlich, aber wahr!

Die Freude sieht auf dem menschlichen Antlitze aus, wie ein weltliches Lied, der Schmerz aber wie ein Gebet; in den Freudenthränen spiegelt sich blos die Erde ab, in den Schmerzensthränen aber der Himmel!

Das ganze Unglück der Welt, m. f. H. u. H., kömmt von drei schlechten Einrichtungen der Welt her:

1. Daß man die Häuser von unten hinauf bauet und nicht von oben hinab.

2. Daß in unsern Lust- und Trauerspielen der letzte Akt nicht zuerst spielt.

3. Endlich, daß die Menschen ihre Leichenreden und Leichensteine erst nach dem Tode bekommen, und nicht sogleich, wenn sie geboren werden.

Bedenken Sie, m. f. H. u. H., wenn unsere Hausherren anfingen, von oben hinab zu bauen, so würden sie sogleich sehen, daß ihnen der Bau zu hoch kömmt; wenn der Hausherr, bevor sein Haus gebaut ist, schon auf dem Dache desselben stände, so bekäme er eine Uebersicht über das Ganze; überhaupt müssen die Hausherren schon vor dem Bau auf dem Hause stehen, denn bevor sie noch bauen, nehmen sie doch schon Gelder darauf auf, und bis sie von Grund auf zum Hause kommen, gehen sie vom Hause aus zu Grund. Jeder Hausherr ist das Jahr hindurch vier Mal eine Variation auf das gewohnte und bewährte Thema: „Liebe Partei, gieb unparteiisch dein Geld her," oder:

„Der Mensch muß immer höher hinauf!“ und jeder Einwohner ist das ganze Jahr nichts, als eine stets gesteigerte Erwartung.

Wie angenehm wäre es nicht, m. f. H. u. H., wenn in unsern Lustspielen der letzte Aufzug zuerst käme! Ich will damit nicht sagen, daß die andern Akte dadurch besser würden, sondern, daß sie überhaupt dann gar nicht kämen; denn in einem Lustspiele sollte man in den ersten Akten den Knoten schürzen, und in dem letzten Akte ihn lösen, in unsern Lustspielen aber handelt es sich nie um einen Knoten, sondern nur um Schürzen!

Das Schlimmste aber, m. f. H. u. H., ist das Dritte, daß die Menschen ihre Leichenreden und Leichensteine erst nach dem Tode erhalten, und nicht nach ihrer Geburt!—Man sollte jedem Menschen sogleich wie er geboren wird, seinen Leichenstein vor die Thüre setzen, ganz mit der Inschrift, die er nach seinem Tode bekäme. Eine Stadt von solchen Leichensteinen wäre eine große Schule der Moral, sie würde das Leben nicht zum Gottesacker, sondern zum Acker Gottes machen, und jedes Haus zum Friedhof; an diesen Leichensteinen sollte man die Kinder lesen lernen, so würden sich die Menschen gewöhnen, im Leben das zu werden, was von ihnen nach dem Tode gesagt worden ist! Ein jeder Mann würde alle Tage von sich lesen: „Hier liegt der edle, gerechte, wohlthätige Herr so, so; sein Herz war lauter, sein Wandel gerecht, er war der Erde und des Himmels werth, Friede seiner Asche!“—Jede Frau würde von sich lesen: „Hier ruht die Blume der Frauen, das edelste Herz, die getreueste Geliebte, die zärtlichste Gattin, die liebevollste Mutter u.s.w. u.s.w.;“ dann würden sich alle Lebendigen vor sich selbst als Todte schämen, und so leben, daß sie ihrer

Grabschrift werth werden. Ueberhaupt sollte man jedem Manne am Tage seiner Heirath einen Leichenstein setzen, mit der Inschrift:

„Hier unter diesem Leichenstein
Ging dieser Mann zur Prüfung ein,
Er wartet auf die ewige Ruh',
Er drückt' erst ein, dann beide Augen zu!"

Früher, m. f. H. u. H., heirathete man aus Sympathie, jetzt heirathet man aus Homöopathie, Sympathie und Antipathie. Die Homöopathie giebt den Kranken jene Mittel, welche bei gesunden Menschen dieselbe Krankheit hervorbringen. Wenn also zwei Menschen eine gegenseitige Antipathie gegen sich haben, so muß diese Antipathie dadurch geheilt werden, daß sie sich heirathen, denn die Heirath bringt bei gleichgiltigen Menschen eine Antipathie hervor. Das Gesetz der Herzens-Homöopathie heißt also: „Liebe aus Sympathie, und heirathe aus Antipathie." —Hufeland sagt: „Die Sympathie besteht in der Wechselwirkung zweier Dinge oder Wesen, die Antipathie aber besteht in der Atmosphäre, die sich um ein gewisses Wesen bildet, und die wir nicht ertragen können." Die zarteste Sympathie besteht also zwischen Schuldnern und Gläubigern, denn diese stehen in beständiger Wechselbeziehung, wenn aber der Wechsel fällig ist, bildet sich um den Gläubiger eine Atmosphäre, die der Schuldner nicht ertragen kann. Die Sympathie des Gläubigers ist also nur eine Variation auf das Thema: „Gieb mir mein Geld schon!" und die Antipathie des Schuldners eine Variation auf das Thema: „Laß mir dein Geld noch!"

Die Menschen, m. f. H. u. H., sagen oft: „Ich weiß nicht, warum? aber gegen diesen Menschen habe ich eine Antipathie!" Aber selten sagt Je-

mand: „Ich weiß nicht warum? aber für diesen Menschen habe ich eine Sympathie!" Für die Antipathie hat der Mensch ein Augenmaß, aber nicht für die Sympathie.—So räumen viele Menschen leider in ihrem Herzen der Liebe blos die gesetzgebende Gewalt ein, dem Hasse aber vollstreckende Gewalt. Ueberhaupt hat von den Leidenschaften in den Herzenskammern das Haus der Gemeinen leider das Uebergewicht über das Haus der Edlen.

In unserem Herzen, in diesem Conzert=Saale der Leidenschaften, deklamiren stets drei große Schauspielerinnen auf einmal: die Erinnerung deklamirt den Epilog der Vergangenheit, die Täuschung den Monolog der Gegenwart, und die Hoffnung den Prolog der Zukunft; aber Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind blos drei Sylben der großen Charade der Zeit, welche uns in dieser Welt aufgegeben wird, deren Auflösung aber erst in einer andern Welt folgt.

Der Mensch, m. f. H. u. H., geht wie ein Kabinets=Kourier des Himmels durch das Leben, er trägt seine Sendung versiegelt mit sich, er kennt den Inhalt seiner Depesche nicht, blos derjenige edle Mensch, dessen Herz schon auf dieser Erde magnetisch wach geworden ist, der legt diese Depesche gläubig auf die Herzgrube, und liest ihren Inhalt mit geschlossenen Augen. Die Kunst, glücklich zu sein, besteht, möchte ich sagen, in den Sympathie=Mitteln, zu dem Leben zu sagen: „Dasein, gieb dein Geld her!"

Das Geld des Daseins, m. f. H. u. H., besteht darin: der Vergangenheit den Glanz, der Zukunft den Duft, und der Gegenwart den Geschmack abzugewinnen.

Jede gegenwärtige Stunde im Leben ist blos die Erzäh=

lung der gewesenen Stunde, und das Programm der kommenden Stunde, zwischen Erzählung und Programm dämmert unser Leben hin, wie ein Traum zwischen der entschwindenden Nacht und der kommenden Morgenröthe, und sammelt wie die Biene in der Dämmerung den süßesten Honig für seine Herzenszelle.

Das Leben ist süß, m. f. H. u. H., aber es giebt etwas, das noch süßer ist, es ist die Liebe. Die Liebe ist süß, aber es giebt etwas, das noch süßer ist, es ist die Versöhnung. Die Versöhnung ist süß, aber es giebt etwas, das noch süßer ist, es ist das Bewußtsein. Das Bewußtsein ist süß, aber es giebt etwas, das noch süßer und das Süßeste ist, es ist das Lächeln der Dankbarkeit, unter den Thränen des getrösteten Unglücks. Nur der Sehende kann den Blinden begreifen, nur der Gläubige den Ungläubigen bemitleiden, und nur der Glückliche sich an dem dankbaren Lächeln des getrösteten Unglücks erfreuen.

Und so möge Sie denn, m. f. H. u. H., dieses Lächeln heute begleiten, und Ihnen wiederstrahlen aus dem Lächeln eines geliebten Angesichts, aus dem Lächeln eines geliebten Freundes, aus dem Lächeln eines zärtlichen Gatten, aus dem Lächeln eines holden Kindes, oder aus Ihrem eigenen Lächeln, wenn Sie Abends auf ihrem Kissen, auf diesem Erdgeschoß aller Träume und Luftschlösser, im Bewußtsein einer edlen That entschlummern.

Nagelneue Variationen auf die vier Weh (W) des Lebens: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit.

Es mögen ungefähr sechs Jahre sein, daß ich über das Thema: über Wein, Weiber, Wahrheit und Witz eine Vorlesung gehalten habe; allein ich habe seitdem so viele

neue alte Weine getrunken, so viele alte junge Weiber geliebt, so viel schlechten Witz von mir gegeben, und so viele gute Wahrheiten in mir behalten, daß ich über diese vier Weh ein nagelneues Wehgeschrei erheben kann.

Der Witz liebt die Weiber, denn woraus besteht der Witz? Der Witz besteht in der Eigenschaft die Aehnlichkeit an den sich widersprechenden Dingen aufzufinden. Darum sucht der Witz die Weiber, sie sind die Achnlichkeit des Widerspruches, es widerspricht sich Eine wie die Andere, und das ist der Witz!

Der Witz holt sich seinen Mann aus Hunderten heraus und nimmt ihn mit, darum lieben die Weiber den Witz, vielleicht holt er auch ihren Mann aus Hunderten heraus, und nimmt ihn mit.

Es giebt starke Weine, starke Weiber, starke Witze und starke Wahrheiten! Starke Weine legen sich in's Blut, starke Weiber legen sich in den Magen, starke Witze legen sich in die Rippen, und starke Wahrheiten legen sich auf's Gefängniß. Es giebt viele starke Menschen, die viel schwache Stunden für starke Weine haben; es giebt viel schwache Menschen, die viel starke Stunden für schwache Weiber haben; aber es ist ein starker Beweis für die Schwäche unserer Zeit, daß sie den schwächsten Witz über eine starke Wahrheit nicht ertragen kann.

Mit der Wahrheit kommt man weit, sagt das Sprichwort, das glaub' ich, mit der Wahrheit wird man überall fortgeschickt, so kömmt man weit. Wie weit kommt man aber mit der Wahrheit? Bis zum Wein; im Weine bleibt sie liegen, darum finden wir alle unsere Wahrheitsfreunde nur in den Weinhäusern liegen; da liegt die Wahrheit im Wein so lange auf dem Tisch, bis der Wein im Wahrheitsfreund unter dem Tisch liegt. Einem solchen Wahrheitstrinker liegt die Wahrheit stets auf der Zunge, allein zum Unglück für die Welt nimmt sie eine verkehrte Richtung, anstatt daß er am Ende

den Wein verschlucken und die Wahrheit von sich geben soll, verschluckt er die Wahrheit und giebt den Wein von sich!

Es giebt Tischfreunde, Tischwahrheiten, Tischweiber und Tischwitze; der Tischfreund ist wie ein Tischwein, wenn der Tisch aufgehoben wird, hebt sich die Freundschaft auch auf; ein Tischwitz ist wie der Tischwein, man kann so viel davon genießen, als man will, man spürt doch nichts im Kopf.

Es giebt gute Weinjahre, Jahre, in denen der Wein außreordentlich gerathen ist? Hört man aber je sagen: „Heuer ist ein gutes Weiberjahr! Heuer ist ein gutes Witzjahr?“

Warum kömmt nicht einmal ein Komet, der ein gutes Frauenjahr bringt? Man hört oft einen Mann ausrufen: „Ich hab' aber zu Hause einen Elfer oder einen Sechziger:“ wie schön wär's, wenn man sagen könnte: „Ich hab' zu Haus eine Elferin!“ Da wüßte Jeder, die ist von dem Jahre, wo die Frauen so gerathen sind. Ja, man genirt sich ordentlich zu sagen: „Zu Haus hab' ich eine Sechzigerin!“

Die Liebe zum Wein ist viel glücklicher, als die Liebe zu den Frauen; wer ein Mädchen hoffnungslos liebt, findet Trost in einem alten Weine; wer aber den Wein hoffnungslos liebt, findet keinen Trost in einem alten Mädchen! Wer ein Mädchen liebt, und von seinem Gegenstande ganz voll ist, ist verschlossen und stößt die ganze Welt zurück; wer den Wein liebt, und von seinem Gegenstande ganz voll ist, der fließt über, und die ganze Welt gehört ihm. Es giebt Menschen, die heimlich trinken und öffentlich besoffen sind; Menschen, die heimlich lieben und öffentlich närrisch thun; Menschen, die heimlich Witze stehlen und sie öffentlich drucken lassen; Menschen, die öffentlich Wahrheit lehren und heimlich getäuscht werden.

Der Mensch soll nichts lieben als sich, meine lieben Leser, denn da kann er sicher auf Gegenliebe rechnen; nur die Dichter sind unglücklich, wenn sie sich selbst lieben, denn sie können sich selbst schwer erhalten!

Die Dichter sind mit der Liebe übel dran, sie können nicht lieben ohne zu singen, sie können nicht singen ohne erst zu trinken, sie haben aber nichts zu trinken, bis sie nicht früher gesungen haben; sie müssen also lieben, singen und trinken auf einmal, sie müssen immer ein Tintenglas, ein Augenglas und ein Weinglas in der Hand haben; daher ihre Konfusion, daher vertrinken sie die Liebe, und verlieben sich in Trunk, und versingen Beides.

Die eigentliche Liebe, die wahre Liebe kann auch nicht sprechen. Die Frau verhüllt ihre Liebe im Schweigen, der Mann in Gesang. Das Herz des liebenden Weibes ist ein Kabinets-Kourier des Himmels, es trägt seine Sendung unter heiligem Siegel verschlossen mit sich, kaum sich seines süßen Inhaltes selbst bewußt. Der Mann singt von seiner Liebe, denn auf der Erde findet er nichts, mit dem er sich vergleichen könnte, und zum Himmel kann nur der Gesang empor, um seine Vergleiche und seine Sterne zu holen. Die Liebe der Frauen ist der Aether, Gesänge dieser Liebe sind die Blumen, und tausend Blumen trinken Thau aus einem Aether, und tausend Blumen saugen tausend verschiedene Farben aus diesem einerlei Aether. Der schweigsamste Mann wird beredt, wenn er liebt, die sprachseligste Frau wird schweigsam, wenn sie liebt. Im Herzen des Mannes ist die Liebe eine Erzählung, Dichtung und Wahrheit, eine Novelle mit Fortsetzungen und Unterbrechungen; im Herzen der Frauen ist die Liebe ein Engel-Gruß, ein Vater Unser, und ihr ganzes Leben ist dann nichts als ein langes, frommes Amen dieser Empfindung!

Die Liebe ist wie eine Brennessel; der Mann faßt sie mit kecken Finger und hart an, und sie verletzt ihn nicht; die Frauen erfassen sie zagend, leise, mit Zucken, und sie fühlen das brennende Gift.

Man sagt „unglückliche Liebe!“ Es giebt keine unglückliche Liebe, meine lieben Leser, wer wahrhaft liebt, ist glücklich, und trocknet die Hand der Liebe auch nicht seine Thräne, und tönt seinem Liebesklang auch kein Liebes-Ton entgegen, er ist dennoch glücklich, denn wer trocknet die Thräne der Rose, wer erwiedert das Lied der Nachtigall, wer gießt Gegenliebe in die Brust der unruhigen Sonnenblume? Und doch fragt sie, so sagt die Rose: die Thränen sind mein Glück, und die Nachtigall: mein Schmerzlied ist meine Wonne, und die Sonnenblume: meine Unruhe ist mein einzig Heil.

Die glückliche Liebe hat nur Erinnerungen, die unglückliche Liebe hat Hoffnungen, und wo die glückliche Liebe ihre Erinnerungen ablegt, da gestaltet unglückliche Liebe ihre Hoffnungen zu Erinnerungen. Glückliche Liebe ist eine Jugendkrankheit, in der man aus Altersschwäche stirbt; unglückliche Liebe ist eine zur Ruhe gesetzte Wehmuth, sie lebt von dem Gnadengehalte der Erinnerung, und jede Erinnerung, auch die schmerzlichste, ist wie ein alter, wieder aufgefundener Brief von vor langen Jahren; wir gehen mit ihm bis zu seinem Datum zurück, und die abgeblaßten Züge rufen rosige Züge aus unserer Jugendzeit zurück.

Es giebt nur eine glückliche Liebe, wenn man den Gegenstand seiner Liebe zu seinem Glück nicht bekommt!

Die jetzige Liebe ist wie die Mondfinsterniß, wenn man sagt: „sie ist durch ganz Europa sichtbar,“ so heißt das: „man sieht gar nichts.“

Die Klassiker, die Alten, sagten einst: „Liebe regiert die

Welt!" — Das sagen die Alten auch jetzt noch, aber die Jungen sagen's nicht mehr.

Da sind wir, meine lieben Leser, auf ein fünftes Weh gekommen: Welt! Die Welt ist der Inbegriff aller Erscheinungen, in unserer Welt erscheint aber gar nichts mehr; wo ist in unserer Welt also die Welt? Die schöne Welt ist häßlich, die große Welt ist klein, die feine Welt ist grob, und die ganze Welt ist nur eine halbe Welt, — wo ist die andere halbe Welt?

Kennen Sie, meine lieben Leser, unser Welt-System? Die schöne Welt kommt systematisch zusammen, und setzt sich in einen Kreis: das ist der Weltkreis; die jungen Herren segeln um die Frauenwelt herum, das sind die Weltumsegler, die auch das Schicksal aller Weltumsegler haben, daß sie nie in den stillen Ozean gelangen können.

Zuerst dreht sich das Gespräch der ganzen Welt um's Theater; das ist die Weltachse; dann erzählt man sich Geschichten aus der Stadt, das ist die Weltgeschichte; die ältesten Bonmots werden neuerdings erzählt, das ist die alte und neue Welt; um das goldene Haupt der jungen Mädchen bilden die silbernen Köpfe der Greise eine eherne Mauer, und erproben ihre eiserne Geduld, das sind die vier Weltalter; dann fragt man sich: haben Sie gehört, was für ein Gerücht verlautet? das ist das Weltgericht; dann setzt man sich an den Spieltisch, das sind die Weltkarten: dann tauscht man seine Neuigkeiten aus, das ist der Welthandel; dann ersäuft man sich in ein Meer von Gemeinplätzen, das ist das Weltmeer; dann kömmt ein Schriftsteller, bringt die Gesellschaft der schönen Welt zur öffentlichen Kunde, das ist die Weltkunde; und zuletzt macht das Schicksal einen Strich durch die Weltkunde, das endlich ist der Weltstrich. Sehen Sie, das ist das neue Weltgebäude.

Die ganze Welt sagt: die Welt muß zu Grunde gehen; die Welt ist aber so grundlos, daß sie nicht zu Grunde gehen kann, und man kann wirklich sagen: daß die Welt zu Grund gehen soll, dazu ist kein Grund vorhanden.

Durch Wein, Weiber, Witz und Wahrheit wird die Welt kurios zu Grunde gerichtet, aber eine zu Grund gerichtete Welt mit Wein und Weibern hat die ganze Welt im Grund doch noch lieber, als eine nicht zu Grund gerichtete Welt ohne Wein und Weiber.

Die Bühne, mein lieber Leser, die Schaubühne, das sind „die Bretter, die die Welt bedeuten." — Da aber die Welt jetzt nichts bedeutet, so bedeuten die Bretter auch nichts. Ja, man kann sagen: auf den Brettern, die die Welt bedeuten, da ist die Welt bedeutend mit Brettern verschlagen.

Auf dieser Welt, auf dieser Bretterwelt sind die vier Weh: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit sehr wehleidig!

Unsere Theaterdichter bringen nichts als alte Witze und junge Weiber auf die Bühne, und anstatt reinen Wein schenken sie unreine Wahrheit ein. Die Wahrheit ist aber, daß sie beim Wein schlechte Witze über die Weiber machen, und dann diese ihre schlechte Aufführung durch eine gute Aufführung in die Welt schmuggeln. Unsere Theaterdichter gehen mit Weiber, Witz und Wahrheit in ihren Theaterstücken sonderbar um; anstatt daß sie gesuchte Weiber, keinen Wort-Witz und blanke Wahrheit haben sollen, haben sie blanke Weiber, gesuchten Witz und kein Wort Wahrheit! Anstatt daß sie die Weiber dem Leben abstehlen und ganz neue Witze hervorbringen sollen, bringen sie neue Weiber hervor, und stehlen den Witz von den Lebenden; und das ist die ganze Wahrheit bei der Sache!

Der Witz, meine lieben Leser, ist jetzt die Hauptsache, von Handlung und Charakter ist gar keine Rede. Blos wie der

Dichter um sein Honorar handelt, das ist die einzige Handlung, und wie ihm manche Direktoren charakterlos davon abziehen, das ist der einzige Charakterzug.

Der Witz wird in der ganzen Welt zur Thür hinausgeworfen, er muß also auf der Straße liegen; es hat sich also aller Witz in die Straßenjungen geschlagen, und dieser geschlagene Witz kommt jetzt auf's Theater.

Unsere Dichter können mehr als der Himmel; der Himmel hat blos aus Nichts die Welt erschaffen; die Theaterdichter erschaffen aber sogar aus einem Taugenichts ihre Welt, und so ein Taugenichts ist noch lang kein Nichts, so ein Taugenichts braucht erst einen Pariser Dichter, einen deutschen Uebersetzer, ein Theater und eine sehr gelungene Darstellung, bis er vollkommen Nichts ist!

In einer Hinsicht veredeln die Dichter die Straßenjungen, nämlich: auf dem Theater sehen wir sie in vier langen, zerrissenen Aufzügen, die wirklichen Straßenjungen erscheinen gewöhnlich nur in einem zerrissenen Aufzug!

Ein anderer Uebelstand aber entsteht der Kunst durch die Aufführung dieser Straßenjungen. Es ist nämlich eine Wahrheit, so alt, wie die Choristinnen des **** theaters, und doch so neu, wie der alte Wein bei ***: daß kein Mensch sich selbst beurtheilen kann—wie sollen also unsere Rezensenten diese Straßenjungen beurtheilen?

Man könnte freilich sagen: die Straßenjungen sind unter der Kritik! Das kann aber nicht sein, denn die Kritik ist ja unter den Straßenjungen! Man kann also im wörtlichen Sinne sagen: Straßenjungen und Kritik haben es unter sich selbst auszumachen!

Sie sehen, meine lieben Leser, daß, so oft auch im Lesen über gute Wahrheiten schlechte Witze gemacht werden, so trifft

sich doch, daß man manchmal einen guten Witz über eine schlechte Wahrheit machen kann.

Ich nenne aus Bescheidenheit meinen Witz gemachten Witz! Denn die vier Weh thun einem auch verschieden weh: Die nachgemachten Weine, die davon gemachten Weiber, die abgemachten Witze und die ausgemachten Wahrheiten thun einem im Leben sehr weh.

Bei Wein und Weiber ist der Unterschied: wir kosten den Wein, und die Weiber kosten uns; bei Witz und Weiber ist das der Unterschied, daß wir traurig sind, wenn unser Witz ausgeht, daß wir aber froh sind, wenn unsere Weiber ein Bischen ausgehen; bei Wahrheit und Weiber ist der Unterschied, daß sich tausend Wahrheiten, aber nicht zwei Weiber miteinander vertragen; bei Witz und Weiber ist der Unterschied; bei dem Witz liegt die Anschauung in dem Verstand, bei den Weibern liegt der Verstand in der Anschauung; der Witz ist Meister im Zusammensetzen, die Weiber sind Meister im Auseinandersetzen.—Wie glücklich ist der Mensch, bei dem ein Witz den andern jagt; wie unglücklich ist der Mensch, bei dem ein Weib das andere jagt.—Da ich aber befürchte, daß mein Witz nicht wieder einen Witz, sondern die Leser jagen könnte, so will ich von Witz, Wein, Weiber und Wahrheit abbrechen, damit Sie gar kein Weh mehr haben.

Beantwortung der Frage: „Kann ein geistreicher Mann ein geistloses Frauenzimmer, und kann ein geistreiches Frauenzimmer einen geistlosen Mann innig und dauernd lieben?“

War die Statue geistreich, in die sich Pygmalion verliebte? —War der schlafende Endymion geistreich, in den Diana sich verliebte?—War der Stier geistreich, von dem sich die Prinzessin Europa entführen ließ?

Also die Mythologie ist gegen den Geist!

Wenn wir alle Liebesbriefe der Verliebten lesen, so ergiebt sich, daß auch die Orthographie gegen den Geist ist!

Und die Weltgeschichte? Die Weltgeschichte sagt mit tausend Beispiel-Zungen, daß die geistreichsten Männer die dümmsten Frauen geheirathet, und die geistreichsten Mädchen die dümmsten Männer geliebt haben.—

Wie soll ich nun gegen die Mythologie, gegen die Orthographie, und gegen die Weltgeschichte stromauf schwimmen?

Was heißt Geist, geistreich? Welchen Einfluß übt der Geist auf den Mann, welchen auf das Frauenzimmer aus? —Unter 20 geistreichen Männern gibt es 19 gemüthliche, durch den Geist veredelte, durch den Geist geläuterte, durch den Geist gestählte und erprobte Herzen.—Unter 20 geistreichen Frauenzimmern sind 19 Xantippen, neunzehn durch den Geist zerstückelte, durch den Geist entweiblichte, durch den Geist entfärbte Herzen.

Der Geist bei dem Manne ist ein zweischneidiges, blankes Schwert, mit dem er für Recht und Wahrheit, für seine Ueberzeugung ficht, mit dem er gegen die Unholde des Lebens, gegen die Drachen, die den Schatz des Daseins neidisch überwachen, zu Felde zieht. Der Geist bei den Frauenzimmern ist eine Patent-Gartenschere, mit welcher sie die Blüthen des Gemüthes, die Rosen der Empfindung, und jegliche Blume der Weiblichkeit aus ihrem und unserm Lebensgarten ausschneiden.

Nur in den Schriften der mittelmäßigen Schriftstellerinnen fließt Milch, Meth und Honig; in den Schriften der wirklich geistreichen Schriftstellerinnen rinnt Hyänen-Blut durch die Zeilenadern, strömt kochendes Gift, ätzende Schärfe, fressende Lauge, verheerende, versengende Lava!

Die Frau wurde aus der Rippe des Mannes gemacht, und nicht aus seinem Ohr, noch aus seiner Stirne; die Gegend des Herzens ist ihr Geburtsort, und nicht die Gegend des Kopfes; sie soll dem Mann zum Herzen gehen, wie sie ihm vom Herzen ging. Das Herz aber bedarf keines Geistes, es bedarf des Gemüthes; das Herz ist kein Salongeschöpf, es braucht keine Räthsel und Charaden aufzugeben, es braucht keine Cirkel zu unterhalten, es braucht keine jeux d'esprit zu arrangiren, es braucht keine witzigen Repliquen zu geben, und keine leuchtenden Wortspiele zu machen. Wenn zwei Herzen zusammenkommen, so sprechen sie nicht vom Theater, nicht von der romantischen Schule, nicht von den neuesten Musen-Almanachen, nicht von der Cachucha, und nicht von Stadt-Begebenheiten.

Was sucht der Mann beim Frauenzimmer?

Der geistlose Mann sucht brillante Eigenschaften, aber gerade der geistreiche Mann sucht stille Eigenschaften. Der geistlose Mann wird bei einem Frauenzimmer das Radschlagen und die Pfauen-Augen eines schillernden Geistes, die Knallerbsen eines Konversations-Feuerwerkes, den Zickzack eines flammenden Geistes-Nordlichts lieben, er wird sich darin gefallen, sich wie ein kleiner Junge unter diese Geist-Kaskade mit ihren hohlen Wasserperlen zu stellen, sich von ihr überstäuben zu lassen, und zu denken: er glänze in diesem leeren Wasserstaub-Fall! — Der geistlose Mann, weil ihn selbst geistig friert, sucht er fremde Wärme, Strohfeuer, Kolophoniumblitze; weil bei ihm in seinem Geistesstübchen kein Feuerofen ist, so sucht er die Meißner'sche Luftheizung des weiblichen Geistes auf. Der geistreiche Mann hingegen, der sich am eigenen Strahle wärmt, dem die Flamme im eigenen Geist lodert, der sucht bei dem weiblichen Wesen Kühle, Schatten, Labung. — Der geistreiche Mann

sucht bei der Frau gesunden Verstand, gesundes Herz, gesundes Blut.

Klingt das prosaisch? Das kann sein, aber es ist wahr.

Der gesunde Verstand wird die Sprache des Geistes verstehen, ohne sie selbst zu sprechen, und das ist gerade genug für den geistreichen Mann; das gesunde Herz wird bald verkünden, ob es den geistreichen Mann blos seines Geistes halber, oder seines eigenen Ichs halber liebt, und darnach seine Liebe erwiedern; und das gesunde Blut wird in seiner Rosenfarbe, durch eine gleichförmige Cirkulation das gesunde Herz stets in jener schönen, gleichförmigen Wallung lassen, die zu einem gleichförmigen, stillen Herzensglücke nöthig ist.

Der geistreiche Mann sucht im Frauenzimmer eine Blume, die er sich an's Herz heftet, und keine farbige Kokarde, um sie auf den Hut zu stecken; er sucht den Austausch der Empfindung, und nicht den Austausch geistiger Interessen; sie soll seinen Geist begreifen, ihn achten, zu ihm emporschauen, wie der Epheu zu der Baumkrone; aber sie braucht nur bis an sein Herz zu reichen und ihn da wie Epheu, sanft und fest und für immer zu umschlingen.

Anders ist es mit dem Frauenzimmer, das einen Mann liebt! Die Weltgeschichte erzählt von vielen Frauen, die dumme Männer geliebt haben.— —Ja, aber die Weltgeschichte sagt nicht, was aus solcher Liebe, aus solcher Ehe geworden; sie enthält nur die Anzeige, aber nicht die Geschichte dieser Liebe, die Folgen nicht.

Wo eine geistreiche Frau einen dummen Mann heirathet, wird entweder sie unglücklich, oder er lächerlich; und es kann für eine wahrhaft geistreiche Frau kein größeres Unglück geben, als einen lächerlichen Mann zu haben. —Je kleiner sein Geist neben dem ihrigen erscheint, desto größer ist die Lächerlichkeit, desto größer ist die moralische Ver-

dächtigung, die sie, und ihren Entschluß ihn zu heirathen, trifft!

Es gibt Frauen, die dumme Männer suchen, um sie dann zu beherrschen; von solchen moralischen Mißgeburten spricht man nicht, sie sind der Verachtung der Welt, und der Nichtigkeit ihres eigenen Gemüthes verfallen.

Aber ein Frauenzimmer, das mit hellem Geiste ein unverdorb'nes Herz verbindet, wird und kann nur jenen Mann innig und dauernd lieben, der durch Geist und Bildung hoch über ihr steht, wenn seine moralische Beschaffenheit seinem Geiste gleichen Rang hält.—Das wahrhaft gebildete Frauenzimmer will den Mann nicht nur lieben, es will ihn hochachten, verehren; es lebt und athmet gerne in dem Doppelstrahl des Geistes und des Gemüthes, in den Schwesterflammen von Kopf und Herz. Der Geist des Mannes ganz allein ist der Geist, in dem die Liebe des Weibes ewig jung erhalten wird; er ist die verjüngende Gastein-Quelle, in welcher die Rose der Neigung nie verblüht; der Geist allein bewirkt durch sein magisches Handauflegen, daß die blinden Herzen sehend werden, und die gelähmte Empfindung regsam wird und bleibt; der Geist des Mannes ist der kristallene Glassturz über den geflochtenen Blumenstrauß der Liebe, über den geheiligten Kranz der Ehe; der Geist des Mannes allein heißt den wandelnden Mond weiblicher Neigung fest stehen, und die Sonne der Treue nicht sinken; der Geist des Mannes allein ist der Gärtner, der die Rebe der Liebe in's weibliche Herz pflanzt, der Thau, der sie mit Süßigkeit füllt, die Sonne, die sie reift, der Winzer, der sie keltert, und das güld'ne Gefäß, in dem sich die gekelterte Gluth und Süßigkeit erhält, und mit der Zeit edler, milder, stärker und wohlthuender wird!

Ihr lächelt? Ich bemitleide euch, daß ihr nicht glaubt an bessere Richtung, an die schönere Empfindung, an das höhere

Fühlen der weiblichen Herzen! Ich bemitleide euch, daß ihr in dem täglichen Verschlemmen in verfälschten, gemachten und verkünstelten Wirthshausweinen, den Glauben an die Existenz des echten, edlen, reinen Göttertrankes nicht mehr glaubt! Ich bemitleide euch, daß euer Sinn so verflacht, euer Geist so ausgeblasen, euer Herz so ausgeblättert, euer Denken so entwürdigt, und euer Empfinden so entadelt ist, daß ihr in dem weiblichen Geschlechte nichts sehet als einen Taschenspiegel, aus dem euch euer eigenes, hohles, nichtssagendes, nichtsfühlendes und nichtsbedeutendes Narzissen-Gesicht geistig leer und moralisch matt entgegen lächelt!

Essers Leiden an der Table d'Hote.

Buridan's Esel, welcher zwischen zwei Bündel Heu Hungers starb, hat gewiß an einer Table d'Hote gespeist. Die Table d'Hote ist eine homöopathische Erfindung. Ueberhaupt muß man, um an einer Table d'Hote zu essen, kein Deutscher sein, denn der Deutsche läßt Alles an sich kommen; bis aber an einer Table d'Hote etwas an Einen kommt, hat selbst ein Deutscher die Geduld verloren. An einer Table d'Hote ist man bei jeder Schüssel Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person; und am Ende der Table d'Hote liegt uns nichts im Magen, als die unglückliche Liebe und ein Paar Nachbarn. Um an einer Table d'Hote satt zu werden, dazu gehören drei Dinge: man muß sehr gut gefrühstückt haben, man muß sehr gut zu Mittag gegessen haben, und man muß die Gewißheit haben, sehr gut zu Nacht zu speisen; mit diesen drei schönen Bewußtheiten ausgerüstet, lassen sich an einer Table d'Hote mit Anstand die Fügungen des Schicksals und des Kellners ertragen.

Ich habe einmal in einer Gegend Deutschlands, wo das Sattwerden noch nicht allgemein geworden ist, an einer Table d'Hote gespeist und als ich aufstand, war ich so nüchtern, daß ich vom Kellner mein Frühstück verlangte. Es war ein unglücklicher Tag! Des Morgens hatten mich drei Verleger besucht, Abends war ich zu einem Hausdilettanten-Konzerte eingeladen, und Mittags speiste ich an der Table d'Hote, oder eigentlich die Table d'Hote speiste an mir. Ich saß in der Mitte des langen Tisches; auf meiner rechten Seite saß eine Frau mit einem Gesichte, so lang, wie eine Erzählung in der „Abendzeitung," und mit einem ganz dünnen, durchsichtigen Näschen, wie eine Citronenscheibe; sie hatte ihren letzten Coupon, ein Söhnlein von 7—8 Jahren, mitgebracht, um ihm die Anfangsgründe der Table d'Hote Speisekunst beizubringen. An meiner linken Seite saß ein Mann, den die Natur zu einem zarten Esser schuf. Er hatte einen Mund, einen Konversationsmund, dessen Supplemente in's Unendliche gingen und nur an beiden Seiten von den Ohren verhindert wurden, die Reise um den Kopf zu vollenden. Er lächelte jede Schüssel an und sah aus, wie ein lächelnder Sphinx mit offenen Krallen, und die Schüssel, die an ihn kam, war nun ausgestrichen aus der Reihe der menschlichen Wesen.

„Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald die Schüssel Abschied nahm."

Außer diesen zwei Seitengaben des Glückes hatte ich noch ein Gegenüber, welches auch mit langen Armen in mein Geschick eingriff. Es war ein Mann, so zwischen Schafskopf und Liebernarr; ein Gesicht, feist, mit kleinen Sprößlingen der Wurzelwelt übersäet, und ich konnte ihn nie ansehen, ohne an Preßburger Zwieback zu denken. Gleich im Anfange des Tisches hatte die Geschichte dieser Table d'Hote damit

begonnen, daß mir mein Nachbar links beim Niedersetzen einen derben Rippenstoß versetzte, das Söhnlein meiner Nachbarin im Heraufschweben auf seinen Stuhl mit dem Ellenbögerlein in's Gesicht fuhr und mein Gegenfüßler seine beiden überschränkten Füße auf jenen zarten Punkt meiner Füße festsetzte, der in diesem Punkte keinen Spaß versteht. Meine Nachbarin rechts versetzte mir sogleich über ihr Söhnlein hinüber ein Gespräch: „Mein Luiken (Louis),“ sagte sie, und dabei tönte es aus ihrer beinernen Nase wie aus einer vertrockneten Klarinette, „mein Luiken ist etwas vive.“— „Ach, es ist ein kleiner Engel!“ erwiederte ich und liebkos'te den kleinen Jungen, der aussah, wie ein aufgewärmtes „Griesnockerl.“ Luiken hatte auch sogleich seine und meine Semmel mit kindlicher Einfalt umfaßt und mit seinen Fingerchen in meinem Trinkglase herumgespielt. Die Suppe kam endlich von beiden Seiten auf mich zu. Links die Klöße-, rechts die Volaille-Suppe. Mein Kopf drehte sich mit gleicher Liebe rechts und links; immer näher kamen die zwei Genien der Suppe. Immer griff eine neue, nimmer müde Hand in die Schüssel; da kamen die Klöße an meinen Nachbar zur Linken; ich machte einen langen Hals, noch drei Klöße trieben sich wie kleine Inseln in diesem Wasser herum; mein Nachbar griff ein Mal hinein und zwei davon fielen ein Opfer seiner Wuth; aber noch ruht er nicht, noch einmal schwingt er den schöpferischen Löffel.—„Halt ein, o du mein Schöpfer! Halt ein, Barbar!“—Vergebens, schon liegt auch der dritte auf seinem Teller; mit Entsetzen wende ich mich nun zu dem Suppengenius rechts; meine Nachbarin hatte eben die Naturgeschichte der geflügelten Suppen erschöpft, sie und Luiken hatten bereits ihr irdisches Theil: noch ein Hühnerflügel streckte mir sehnsüchtig seinen Arm entgegen, aber nein, es sollte nicht sein. „Jotte doch!“

sagte sie, „Sie wissen man jar nich, wie mein Luiken gerne ein Flüjelken essen dhut,“ und damit war auch der letzte Flügel, der letzte Mohikan, für mich verloren. Aber Luiken war nicht undankbar; als er das Flügelken gegessen hatte, warf er die Beinchen neben sich fort und gerade mir auf die Weste.

Auch das Rindfleisch kam von beiden Seiten auf mich zu; schon von Ferne folgte ich mit meinem Blicke dem historischen Gange dieses Rindfleischen, immer dünner wurde die Wand der geschnittenen Schichten; je näher die Schüsseln kamen, desto öder wurden sie: Jeder nahm ein tüchtig Stück.

„Fallen sah ich Zweig auf Zweig!“

Zwei Stücklein lagen noch da, als es an meinen Nachbar kam; das eine Stücklein war dünn aber fett, das andere dick aber mager; ein innerer Kampf spiegelte sich auf seinem Antlitze, endlich blitzt es hell durch seine Seele, ein Gedanke des Lichts hat ihn ergriffen, er ergreift beide Stücke und schleudert sie auf seinen Teller. Eine kleine Wuth überfiel mich, ich hätte ihm seine Beute gern entrissen, allein:

„Ich? eine zarte Magd, unkundig des verderblichen Gefechts!“

Schnell sah ich mich nach dem zweiten Kellner um, allein er war verschwunden, und ich glaubte eine Zeit lang, Luiken habe auch den Kellner gegessen. Also auch dieser Kelch ging unberührt an mir vorüber. Ich wollte nun eine bescheidene Semmel zu Gemüth ziehen, allein Luiken hatte sie alle mit seinen Händchen bedeckt. Ich rief zwanzig Mal „Kellner,“ endlich kam einer; ich trug ihm mein Anliegen ganz gemüthlich vor, und er, durchdrungen von den Vernunftgründen eines wohlerzogenen Magens, sagte: „Gleich!“ Seitdem sind zwei Jahre verflossen:

„Zwei Jahre gehen auf und nieder,
Den Kellner sah ich niemals wieder.“

Nun kam das Zugemüse, Spinat mit melancholischen Würsteln. Weit entfernt, irgend einen Spinat auf der Welt verläumden zu wollen, oder irgend ein Würstel persönlich zu beleidigen, muß ich doch gestehen, daß es Wesen auf dieser Welt giebt, die ich inniger liebe als Spinat und Würsteln; allein in diesem Augenblicke liebte ich sie unendlich, und in diesem Augenblicke hätte ich mein schönstes Sonett um die ungehinderte Vereinigung mit Spinat und Würstel gegeben, jedoch:

„Der Mensch denkt und der Kellner lenkt!“

Ich beschloß, meine ungetheilte Aufmerksamkeit dem Kellner rechts zu schenken; da war er zwischen Mutter und Luiken. Sie hatte schon ein paar Würstel für sich auf dem Teller, und auch dem zarten Luiken hatte sie schon ein paar auf den Teller gelegt, und doch blieb noch ein drittes da für mich, ich griff schon darnach, allein:

„Zwischen Lipp' und Bechers-Saum
Liegt noch ein großer Raum!“

Luiken war ein kleiner Spaßvogel; unbemerkt hatte er die Finger unter der Schüssel hinaufgestreckt, das Würstelpaar an dem äußersten Zipfel erwischt und husch hat er's herausgerissen, daß der Spinat davon flog. Die Mutter wollte sich zu todt lachen; „o!“ sagte ich mit Grimm, „das ist ein Schäker, der Luiken!“ und auch das ging vorüber.

Das vierte Gericht bestand aus kleinen Gänsebrüsten mit Kapern-Sauce. Die linke Seite hatte ich ganz aufgegeben: da war kein Heil zu finden, denn mein Nachbar von dieser Seite war mein Vormund, d. h., er aß mir alles vor dem Munde fort; also nur rechts hatte ich zu spekuliren. Die Gänsebrüste nehmen immer mehr ab; so ist der Mensch, er greift

nicht gerne in die eigene Brust, aber in die seines Nebenmenschen. Da kam der Kellner mit der letzten einzigen Gänsebrust und stand zwischen Mutter und Sohn, wie in der Schiller'schen Ballade:

„Zwischen Larven die einzige fühlende Brust!"

Ich weiß mich lange keiner solchen Sehnsucht zu erinnern, wie sie mich jetzt ergriff, denn die Sehnsucht des Magens ist eine ganz andere, als die des Herzens; „ach," seufzte ich still, „komm' an meine Brust, du—" allein der Seufzer erstarrte mir auf der Lippe; mit einem Griff wie eine Klavierspielerin hatte die zärtliche Mutter die letzte Gänsebrust angepackt und sie an ihre eigene gezogen. Der Kellner kam mit Ironie und Kapern auf mich zu, und ich fing schon an, an aller Menschheit zu verzweifeln. Noch lagen Mehlspeis und Braten wie unentdeckte Reiche Amerika's vor meiner Phantasie. Die Mehlspeise kam. Zwei kleine Leopoldiberge. Ich war zum Aeußersten entschlossen! Ich mußte Mehlspeise bekommen und hätte ich Luisen ermorden müssen. Die zärtliche Mama hieb in die Mehlspeise hinein, wie ein Bergknappe, ich dachte mir in mir:

„Nur zu, geschäftiger Maulwurf!"

Sie legte einige kleine Mehlspeishügel auf ihren Teller, und eine kleine Gebirgskette auf Luisens Teller; aber es blieb auch noch eine kleine Portion für mich; schon war der Kellner bei mir, schon hob ich den kühnen Löffel, da macht Luisen eine kecke Wendung, stoßt den Kellner an den Arm, der letzte Rest von Mehlspeis fällt auf den Boden und die Sauce fließt über den Frack hinab. Ich sah wehmüthig hinab zu der gefallenen Mehlspeise:

„Da liegen meine Königreiche!"

wischte mir die Sauce und eine stille Thräne ab und saß und harrte auf den Braten.

Da kam er, anspruchslos, in kleine Theile geschnitten; ein kleiner Luftzug, der durch das Zimmer wehte, spielte mit den kleinen Portionen und der Kellner legte die Gabel darauf, damit die Luft sie nicht fortführe. Von allen Seiten wurden nun die Gäste lauter Wahlherren, ein jeder musterte die ganze Schüssel, und stach sich das Beste heraus. Mein Nachbar links war dem Kellner entgegengereist und nahm ihm das Beste fort. Die Mutter meines lieblichen Luiken aber kehrte und wendete an den letzten Portionen, wie an Münzen, von denen alle Gepräge verwischt sind, nahm endlich drei Stück für sich, und drei Stücke für Luiken, und die Schüssel kam an mich; in mitten der Schüssel lag ein Wesen wie eine kleine Mumie; es war ein kleines Bein mit unverkennbaren Spuren ehemaliger Fleischanwesenheit. Neben diesem Bein lag eine halbe gelbe Rübe, wie ein verwitterter Leichenstein, und der Kellner sah mich elegisch an, wie der Genius über ein Grabmal, und seine hellen Gesichtszüge sahen auf die Schüssel, zu sagen scheinend:

„Hier ruhen die Reste eines irdischen Kapauner!"

Ich ließ den Wirth rufen, hielt ihm das Bein, an dem gar nichts daran war, unter die Nase und sagte: „Man spricht, daß man bei ihnen so gut speist, ist da was daran?

Darauf drückte ich Luiken zärtlich an mein Herz, gab meinem Nachbar links den Rippenstoß, den er mir vor Tisch geliehen, zurück, trat meinem Vis-à-vis mit dem Zwiebackgesicht grimmig auf den Storchen-Fuß, bezahlte meine Zeche, und ging dorthin essen, wo man nicht Table d'Hote speist, und

„Wort gehalten wird dort in jenen Räumen!"

Beantwortung der Frage: „Wer hat wahrhaftig geliebt, der durch die Liebe ein Weiser, oder der durch die Liebe ein Narr geworden ist?“

Omnia vincit amor, et nos cedamus amori.
Virgil. Eclog. 10. 69.

Die Liebe besiegt Alles, sogar Metalliques! Die Liebe überwindet Alles, sogar Hausbälle! Die Liebe bezwingt Alles, sogar Recensenten! Die Liebe begeistert Alles, die Liebe humanisirt Alles!

Und ich soll weiter reden von der Liebe? und von welcher Liebe? Von der sporadischen, wie sie in einzelnen Fällen vorkommt, und Menschen, d. h. Unmenschen, d. h. Verliebte, hinrafft? Oder von der epidemischen, asiatischen, wie sie in unserer Zeit grassirt, und Tausende im Leben, d. h. in der Fabel, d. h. in Romanen und Romanen-Köpfen niederwürgt?

Was ist Liebe? Was heißt Liebe? Wo wohnt die Liebe?

Fragt den Millionär, und er wird Euch sagen: „Da, wo sich die Fingerspitzen mit dem Gelde an der atmosphärischen Luft verbinden.“ Fragt den Naturforscher, und er wird Euch sagen: „Wo sich das organische und fortpflanzende Leben entzündet.“ Fragt den Schwärmer, und er wird Euch sagen: „Da, wo der Mondstrahl die seufzende Knospe küßt.“ Fragt den Lustspieldichter, und er wird Euch sagen: „Da, wo der Knoten, zur Ueberraschung des Publikums, ganz anders gelöst wird, als der gesunde Menschenverstand es erwartet.“ Fragt einen unserer Formenschmiede und subjektiven Lyriker, und er wird Euch sagen: „Es ist

—— Entsagen nur und Trauern
Und ein verlor'nes Grollen (?) und Bedauern.“

Fragt unsere Jünglinge, und sie werden Euch sagen: „Sie wohnt in der Nothwendigkeit, eine reiche Parthie zu machen.“ Fragt unsere jungen Mädchen, und Sie werden Euch sagen: „Sie wohnt da, wo sich die Eitelkeit in die Versorgungssucht ergießt.“ Fragt endlich mich, und ich werde Euch sagen: „Sie wohnt in dem Herzen, das für eine Person zu enge ist und nur für zwei Personen weit genug ist!“

Liebe hat aber nicht nur ihren Ort, sondern auch ihre Zeit. Bei Pflanzen und Menschen ist die Jugend die Zeit der Liebe!

Blumen und Herzen haben ihre Flitterwochen; nach den Flitterwochen hört die Blume auf zu blitzen, das Herz zu glühen, die Zweige schweigen, der Schmetterling senkt den Fittig, das Leuchtkäferchen verliert seinen Phosphor! Nur seltene Menschen und seltene Herzen haben einen langen Frühling und eine lange Jugend! Aber jene seltenen Blumen und jene seltenen Herzen wurzeln zwar in der Erdenwelt, allein sie trinken Leben aus dem Aether des Himmels und das Einathmen des Ueberirdischen macht sie zum lieblichsten, heiligsten Wunder der Natur!

Was die Kunst für die äußern Sinne ist, das ist die Liebe für den innern Sinn: eine Sehnsucht nach dem Idealen, nach der Urschönheit, die in einem endlichen Wesen ihm tausendstrahlig entgegen leuchtet!

Liebe, Du begeisterte Improvisation eines liebetrunkenen Herzens, Du kühne Musik einer entflammten Empfindung, ich sage von Dir, was ein großer Dichter von einem andern Gegenstande sagt:

„Was ich ohne Dich wäre, ich weiß es nicht, aber mir graut, seh' ich, was Tausende ohne Dich sind!“

Ach Gott! ja, mir schaudert die Haut und die Seele, seh' ich das Geschlecht der menschlichen Mollusken und Polypen,

die ohne Liebe leben; ihnen fehlt die Entwicklung ihres Wesens, ihnen fehlt die Entfaltung ihres Seins; sie vernehmen nichts von der Harmonie der Schöpfung, die nur in der Liebe ihr Maifest auf Erden feiert; sie sehen nichts von dem Wiederschein des Göttlichen, das aus dem Spiegel der Liebe zurückstrahlt; sie ahnen den aufgehenden Frühling nicht, der zwei Herzen überbaut mit den zu Blumen gewordenen Mythen der Sympathie; sie wandeln lichtlos unter dem Strahlen- und Funkenfalle des allbelebenden, allerwärmenden, allbeseligenden Centralfeuers!

Ach, saget nicht, daß der Liebende sich täusche! Die Liebe täuscht sich so wenig, wie die Poesie, die Poesie so wenig wie die Kunst! Es ist Götterwahrheit in jeder Liebe, in jeder Poesie, in jeder Kunst; und wie die Wahrheit in der wahren Kunst, so liegt die Geliebtenliebe in jeder wahren Liebe, so ist jede Täuschung der Liebe unmöglich!

Und solch eine Empfindung sollte den Menschen zum Narren machen? Eine solche Empfindung sollte die menschliche Natur nicht zur Vervollkommnung emportragen? Eine solche Empfindung sollte den Geist nicht verklären, den Sinn nicht veredeln, das Herz nicht heiligen und den Verstand nicht erhöhen und nicht läutern?

Wer nach seiner glücklichen oder unglücklichen Liebe ein Narr ist, der ist keiner geworden, der ist einer geblieben, mit erhöhtem Charakter.

„Unser Herrgott grüßt alle Augenblick, kein Mensch dankt ihm!“

Da ist eben wieder der erste, süße, heilige, milde Gruß Gottes niedergeflossen vom blauen Himmel, der erste Frühlingsstrahl stieg von den in durchsichtigem Flor gehüllten Ber-

gen nieder zu dem Menschen, und weht sie an mit dem unendlichen Gruße des ewigen Schöpfers, und kein Mensch dankt ihm!

Höchstens werden ein paar Frühlingsdichter kommen, und werden singen von dem alten „Lenz" mit seinen „Lenztänzen" und „Blumenkränzen" und „Nachtigallen," die da „schallen" u.s.w. Heißt das Dank? das heißt Undank!!—

—Da steht ein kleines armes Mädchen an der Brücke, es bettelt nicht, aber es hält euch ein kleines Blümchen entgegen. Das erste Kind der verjüngten Erde duftet so lieblich, die Farbe ist so zart, und das Blümlein ist ein stiller Dollmetsch des armen Kindes, und es bittet mit seinen Farben für das Mädchen, welches auch ist eine Blume, abgerissen vom Schooße seiner Mutter und hingetragen in eine fremde, grausame Welt, und in diesen ersten Blumen des Jahres grüßt wieder unser Herrgott mit seiner alten Liebe, die immer wieder Alles auferstehen läßt, und der die verwais'te Erde wie den verwais'ten Menschen immer wieder mit neuen Gaben und Blüthen bedenkt und beschenkt, und er grüßt lächelnd und herzinnig und väterlich aus diesem zarten Blümlein; aber kein Mensch dankt ihm! und die Meisten gehen vorüber, und gar manche stoßen noch ganz unsanft Kind und Blümlein von sich!—

—Ihr steht auf der Bastei, und schaut hinüber in den Strom, der blau und schillernd, wie ein gewässertes Atlasband dahinflattert, und der den Saum der Stadt munter küßt und die alte Fußwaschung hält an den belebten Ufern, seht, da hat unser Herrgott wieder gegrüßt, der der Flußnymphe das Mieder von Eis ausgezogen und sanft aufgethaut hat die Frostrinde um ihren Busen, daß sie nicht überschwemme euer Gut und euch kein Leid zufüge, wie zuweilen in Gottes Zorn und gerechtem Grimm; habt ihr daran gedacht und von dem Wasserhimmel unten einen dankenden Blick emporgeschickt zu

dem Himmel oben? Ja, ja, unser Herrgott grüßt alle Augenblick und kein Mensch dankt ihm!—

—Da flattert er hin, der kleine Schmetterling, der erste warme Liebeshauch der Sonne hat ihn aus seinem Raupenhaus herausgelockt, und er ist einer der ersten Anbeter in der verjüngten Natur, und die kurze Zeit seines Lebens flattert er um euch, und auch in diesem Erstgebornen der jungen Sonne grüßt euch der liebe Gott, der aus Nacht und engem Leben die Seele befreit am Tage des Lichtes, daß sie sich aufschwinge, jung, unsterblich, und die lichtgestickten Schwingen emportrage zum Himmel; aber denkt ihr je beim Anblicke eines Schmetterlings an die Güte und Gnade des Herrn, der aus den Erdenraupen einst hervorbrechen läßt den Auroravogel des ewigen Morgens? Ja, ja, unser Herrgott grüßt alle Augenblick, und kein Mensch dankt ihm!—

—Da ist Lißt, der Orlando furioso des Klaviers, und da ist Ernst, der Ossian und Fingal der Violine, sie ent- und verzücken euch, sie verdrehen euch Herz und Kopf, und ihr seid durch und durch aufgelöst in Wonne und Jubel, und ihr wißt euren Empfindungen nicht Worte zu geben u. s. w.; aber fällt es euch dabei ein, an denjenigen Grand mæstro zu denken, der solchen Wohlklang gelegt in ein kleines Ding von Holz, der solche Laute des Weh's und der Lust gelegt hat in dünne Saiten, und der den schwachen Geist des vergänglichen Menschen hat unterrichtet in der Kunst, die schlafenden Töne zu wecken, und die in todten Instrumenten eingemauerten und begrabenen Götter zu erwecken und aufstehen zu heißen, daß sie euch in Herz und Seele tönen und klingen und euch erregen zu Thränen der Lust und der Wehmuth? Ja, ja, unser Herrgott grüßt alle Augenblicke, und kein Mensch dankt ihm!—

—Ihr esset alle Tage Erdäpfel in anderer Gestalt, und halb

Europa würde Hungers sterben, wenn diese Frucht nicht wäre, und sie ist die erste und größte Wohlthäterin der Menschheit, und ihr schaut sie mit Gleichgültigkeit an, und wißt nicht, daß auch in dieser Frucht einer der herzlichsten Grüße Gottes liegt! Habet ihr bedacht, mit welchem riesengroßen Weltgedanken Gott die Brust eines sterblichen Menschen füllen mußte, mit welchem Aufwande von Geist, unsterblichen Erfindungen diese Frucht für euch entdeckt werden mußte? Welche Opfer sie gekostet, und welche Geheimnisse der menschliche Geist erst der Natur und der Schöpfung mit Gottes Beistand entreißen mußte, ehe ihr einen Erdapfel zu essen bekamt? Ja, ja, unser Herrgott grüßt alle Augenblick, aber kein Mensch dankt ihm!—

—Ja, ja, mein lieber Leser, Gott grüßt alle Augenblick! Der Sang der Nachtigall und die Stimme des Echo, sie sind nichts als Gottesgrüße. Sturm und Zephyr, Bachesrieseln und Wasserfallgebrause sind nichts als Gottesgrüße! Morgenröthen und Abendröthen, Blumen und Blüthen, sind nichts als Gottesgrüße! Jede Nacht ist Gottes Gruß und jedes Sternlein ein Trost in diesem Gottesgruß! Jeder Tag ist ein Gruß Gottes und jeder Strahl eine Beleuchtung dieses Grußes! Das ganze Leben ist ein Gruß des gütigen Schöpfers, und selbst der Tod ist ein stiller Scheidegruß Gottes mit dem Ausruf: „Auf Wiedersehen!“

Der zweideutige Regenschirm.

Ein Abenteuer mit nassem Anfange und trockenem Ende.

Es war einer unserer schönsten Sommertage, mir klapperten die Glieder in den kalten Zimmern; ich hüllte mich in einen leichten Sommerpelz und zog durch die Straßen Wiens.

Ich habe schon oben gesagt: es war einer unserer schönsten Sommertage, es fing also auch sogleich zu regnen an.

Ich trage seit langer Zeit keinen Regenschirm mehr, erstens weil ich keinen habe, zweitens—denn es giebt Menschen, die mit dem gründlichsten Grund nicht zufrieden sind— und zweitens, weil ich nicht gerne der Diener meines Regenschirmes bin, der sich, wenn es nur ein Bischen schlechtes Wetter ist, von mir tragen läßt.—Sobald ein Regenschirm erfunden werden wird, der bei schmutzigem Wetter mich tragen wird, schaffe ich mir auch gleich einen an.—Der Regen fing an, dermaßen in Strömen herabzustürzen, daß ich genöthigt war, in ein Hausthor zu treten und mich, wie man hier sagt: unterzustellen.

Daß Regen und Sturm, Donner und Blitz der Liebe günstig sind, ist eine bekannte Sache. Wie hieß nur gleich die da? Dido! richtig!

Sogar das prosaischste Ding im Leben kann einem Liebesgenie zum glücklichen Behelf werden; Zeuge dessen: der Mantel, den Leicester über den Morast legte, damit Elisabeth darüber spaziere; Herr Lot ist seine Frau los geworden, weil sie sich nach einem Feuer-Regen umsah; kurz, das Grollen der Elemente ist der Liebe günstig, so auch mir dieser Platzregen, dieser Regen und dieser Platz.

Es war in der —Gasse, der Leser kann nicht fehlen, denn gerade über dem Hause steht alle Abend, wenn der Himmel mit Wolken umzogen ist, das Sternbild: die Spika.

Ich stand im Thor und sah zum Himmel empor; denn der Mensch richtet leider nur dann erst seinen Blick zum Himmel, wenn Sturm und Ungewitter ihm droht. Da erblick' ich plötzlich, auf dem Wege zwischen mir und dem Himmel, ein Fenster vis-à-vis, und an dem Fenster—ach! an dem Fenster!—Nun meint der Leser gewiß, es wird heißen: „und

an dem Fenster ein weibliches Wesen u. s. w.," nicht wahr, das meint der Leser?

Es ist auch wahr, und an dem Fenster ein weibliches Wesen. Ein weibliches Wesen, wie soll ich es gleich schildern? Lieber Leser, schildere sie dir selbst, nach eigenem Belieben, ich bin mit Allem zufrieden.—Wie du sie schilderst, so soll sie gewesen sein.

Sie saß am Fenster und—las? Nein! Begoß die Blumen? Nein! Tändelte mit der Nachtigall? Nein!—Ich will die Leser nicht täuschen. Ich bin in diesem Augenblicke Historiker und nicht Romantiker! Ich gebe historische Wahrheit! Sie saß am Fenster und spitzte sich die Nägel.

Ich sah hinauf, sie sah herab, es war richtig; wir sahen uns, wir liebten uns, wir schwuren uns ewige Treue! Alles durch Physiognomik!

Die Scheibe! die Fensterscheibe! die verdammte Fensterscheibe genirte mich gewaltig. Der Mensch traue nie einer Fensterscheibe! Ein Mädchen hinter der Fensterscheibe ist ein ganz anderes Wesen, als ohne die Fensterscheibe. Die Glasermeister haben die größten Illusionen im Leben hervorgebracht. Ein Mädchenkopf hinter einem Fensterglas bringt die größte optische Täuschung hervor! Prima regula Juris est: Man verliebe sich nie, bevor sie das Fenster aufgemacht hat.

Sie machte das Fenster auf! Ach, welche Schönheit! Sie war schön wie, wie, siehe meine gesammelten und noch ungesammelten Schriften, Seite 17, 39, 44, 67, 120, 201, 304, 506 und so weiter, und wähle ein Muster—Honoratioren zahlen dafür nach Belieben.

Sie sah zum Himmel empor und dann zu mir! Ich war ja auch ihr Himmel!—Dann machte sie das Fenster wieder

zu! Warum machte sie das Fenster wieder zu? Weil es regnete! Richtig! Die Leser wissen jetzt gleich Alles, man kann sie gar nicht mehr überraschen!

Sie sah wieder herab; auf einmal sprang sie auf, eilte vom Fenster weg, blieb einige Minuten weg, kam dann zurück und lächelte. In diesem Augenblick kam die beflügelte Iris, oder um deutlicher zu sein, ihr Stubenmädchen, über die Straße gehüpft, brachte mir einen Regenschirm und sagte: „Das gnädige Fräulein sendet Ihnen hiermit einen Regenschirm!“—Sagt's und verschwand, indem ich ihr noch nachrief: „Ich werde die Ehre haben, den Schirm mit meinem Dank dem Fräulein selbst zu überbringen.“

Man sage was man will, die Frauen sind liebenswürdiger als die Männer, auch sogar wie ich! Und sie wissen mit solchem Anstand uns Gelegenheit zu geben, mit ihnen bekannt zu werden, daß wir Herren der Schöpfung wahre Tölpel der Schöpfung dagegen sind.

Am andern Tage, es war gerade gleich den Tag darauf, es war sehr schönes Wetter, ging ich zu ihr.

Welch' ein Unterschied: gestern und heute! Gestern ging ich im Regen ohne Regenschirm, heute im Sonnenschein mit einem Regenschirm! Die Natur ist reich an solchen sinnigen Kontroversen!

Ich ging hinauf, legte mein Herz an die Thüre, es klopfte. „Herein!“ rief eine flötenweiche Stimme, und ich trat hinein. Sie saß am Fenster—ich nahte mich, das Pfand der Liebe auf dem Arm: den Regenschirm.

„Fräulein,“ sagte ich und korrigirte mich sogleich: „Holdes Fräulein. Im Leben gewährt der Mann den Frauen Schutz und die Frauen den Männern Schirm!“ Hier wartete ich, um den Effekt dieser brillanten Introduktion abzuwarten. Sie machte keinen Effekt. Aha, dachte ich, zieh'

den witzigen Bramsegel ein und pflanze den sentimentalen Fockmast auf! Ich begann also wieder:

„Verehrteste Holde, wie glücklich, wer nach Lebenssturm und aus des Daseins Wolkenhimmel sich auf die glückliche Sonnenterrasse eines empfindenden Herzens flüchten kann!"

Ich endete wieder, um die Wirkung dieses empfindsamen Böllers zu beobachten. Er verhallte wirkungslos!

Kurz, meine Schöne blieb kalt, schroff, unzugänglich. Diese Heuchelei verdroß mich! Mir den Regenschirm zu schicken, mir so zu sagen auf gut regenschirmerisch anzudeuten: „Komm mit ihm wieder!" und nun so die Spröde zu spielen!

Ich versuchte noch einige Anläufe, Alles vergebens. Sie sagte: „Ich bitte Sie sehr, mich zu verschonen!"

Das war zu arg! Ich entschuldigte meine Kühnheit mit der Heftigkeit meiner Leidenschaft und ging endlich so weit, ihr zu sagen: „Die Güte, mit welcher Sie mir den Regenschirm schickten, nahm ich für eine mich beglückende Einladung, mich dann selbst bei Ihnen vorzustellen!"

Sie sprang auf, eine edle Röthe überflammte das holde Angesicht und sie sprach: „O, ihr eitlen Männer! So wissen Sie denn, Ihr Anblick und Ihr Gegenüberstehen war mir so unleidlich, so zuwider, daß ich es vorzog, Ihnen je eher je lieber den Regenschirm zu senden, um Sie nur recht bald von da drüben los zu werden!"

Daß ich bei dieser Anrede ein' verteufelt dummes Gesicht gemacht haben muß, wird man mir leicht glauben; doch raffte ich noch alle meine Ironie zusammen, um zu fragen: „Aber, mein holdes Fräulein, was hat Sie denn genöthigt, am Fenster zu bleiben, wenn Ihnen mein vis-à-vis so verhaßt war?" Sie machte einen spöttischen Knicks und sagte lachend: „Und wie, mein genialer Herr, wenn ich nun meinen wirklichen Geliebten erwartet hätte? Ich empfehle mich Ihnen!" und

damit schlüpfte sie in ein Nebenzimmer. Ich machte Rechtsum und zog ab, indem ich den zweideutigen Regenschirm auf den Tisch legte. Darauf schrieb ich diese erbauliche Historie nieder, zur eigenen, öffentlichen Selbstgeißelung und zum moralischen Exempel für die Eitelkeit und Eigenliebe sämmtlicher Manns personenwelt.

Der Anekdoten-Krampus.

Der Herr Zindelkleber wirft jährlich einige Tausend Anekdoten ab. Wie der Zwetschkenbaum Zwetschken trägt, so trägt Hr. Zindelkleber Anekdoten. Man braucht ihn nur zu schütteln, so fallen sie zu Hunderten herunter. Es braucht nur ein leiser Wind zu wehen, so fallen sie zu Boden.

Aber der Zwetschkenbaum steht fest, und wer keine Zwetschken will, der geht nicht hin, der schüttelt ihn nicht. Hr. Zindelkleber jedoch steht nicht fest, er ist ein wandelnder Zwetschkenbaum, wenn er nicht geschüttelt *wird*, so schüttelt er sich selbst, und die Anekdoten fallen grün, gelb, halbreif, verfault auf die Häupter unschuldiger Menschen herab. Die Zwetschken haben doch Kern; aber Zindelklebers Anekdoten sind Zwetschken *ohne* Kern. Ein Zwetschkenbaum giebt im Winter Ruh; Zindelkleber treibt fortwährend Anekdoten, im Winter, im Sommer, im Herbst, im Frühling und in der fünften Jahreszeit, in den Hundstagen!

Ein Zwetschkenbaum trägt alle Jahre frische Zwetschken, Zindelkleber trägt alle Jahre dieselben Anekdoten! Ein Zwetschkenbaum je älter er wird, desto weniger Zwetschken giebt er, Zindelkleber, je älter er wird, desto mehr Anekdoten trägt er! Zindelkleber ist ein wahrer Anekdoten-Krampus, ein Anekdoten-Wau-Wau, ein Anekdoten-Haifisch, wenn er das Maul aufmacht, verschlingt er eine ganze Gesellschaft mit

Haut und Haar! Und Zindelkleber macht das Maul fleißig auf, Zindelkleber thut nichts, als das Maul aufmachen, und wenn er das Maul zumacht, so macht er das Maul nur zu, um das Maul aufzumachen.

Wo Herr Zindelkleber wohnt? Er wohnt nicht, sein Reich ist nicht von einer bestimmten Wohnung. Des Morgens läßt er im Kaffeehause Anekdoten fallen, des Mittags schüttelt er sich Anekdoten auf der Bastei herab, bei Tische streut er Anekdoten aus, Abends pflastert er die Zirkel mit Anekdoten, und in der Nacht erzählt er sich selbst einige Anekdoten.

Wo Herr Zindelkleber weilt? Er weilt nirgends; wie ein Wolkenbruch entladet er sich seiner Anekdoten über die Paläste der Reichen und über die Hütten der Armen, und zieht, furchtbar drohend, seinen Schreckensweg weiter fort!

Was Herr Zindelkleber ist? Er ist Commandant der vereinigten Postbüchel, Feldwebel der vademecumatischen Wissenschaften, Magister der freien Albernheiten, General-Einbalsamirer aller verstorbenen Bonmots und öffentliches Mitglied mehrerer geheimen Unanständigkeiten!

Von was Herr Zindelkleber lebt? Er lebt von dem Fett magerer Anekdoten, von dem Fleisch abgenagter Einfälle, von dem Ueberfluß an Witzmangel, von dem Reichthum an Geistesarmuth, von der üppigen Vegetation kahler Gedanken, von dem Safte ausgedorrter Bonmots, von der Fülle leerer Wortspiele, und von der steten Abwechslung seines ewigen Einerlei!

Wo man Herrn Zindelkleber findet? Man findet ihn überall, wo man ihn nicht sucht; man findet ihn überall, wo er nichts verloren hat; man findet ihn überall, wo der redliche Finder sehr belohnt wäre, wenn er ihn nicht fände, und wo wir ihn finden, sind wir ihm ein gefundenes Essen!

Letzthin ging ich des Morgens um sechs Uhr, einen Freund auf die Post zu begleiten; es herrschte überall Stille und Ruhe;

man sah keinen Menschen; ich war mir keines Unheils gewärtig, nicht einmal die Journal-Austräger gingen noch an ihr Geschäft, blos hie und da ging ein Milchweib und trug Wasser auf unsere Kaffeemühlen; da, als ich um das Essig-Gäßchen bog, fiel der Anekdoten-Krampus, wie vom Himmel vor mir nieder.

„Ach! guten Morgen! wohin?“

„Auf die Post!“

„Auf die Post! da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen. Einmal fuhr Jemand auf die Post u.s.w.“

Nun erzählte er mir eine Anekdote, von der ich meinem Großvater auf seinem Todtenbette versprach, sie keinem Menschen mehr zu erzählen, weil er sie von seinem Großvater geerbt hatte. Ich will von dannen, er fragt: haben Sie denn so viel zu thun?

Wie Sie sehen!

„Wie ich sehe! da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen!“ Und eine Anekdote wälzt sich von seiner Brust, die vor Altersschwäche schon nicht mehr gehen kann. Ich hüpfte immer vorwärts, er mit, und Anekdoten auf Anekdoten rinnen auf mich herab, bis ich auf die Post komme und meinem Freunde zurief:

„Dort legt ein Kutscher seine Pferde an,
Dies elende Fahrzeug könnte mich retten!

Ein andermal ging ich auf der Bastei, Mittag als es furchtbar schneiete, in der Gewißheit, jetzt Niemand da zu finden. Auf einmal steht eine Gestalt vor mir, es war der Anekdoten-Krampus.

„Jetzt spazieren?“

Ja, ich liebe dieses Unwetter!

„Unwetter? Da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen.“

Darauf erzählte er mir eine Anekdote, die einst Noa in der

Arche erzählte, und Frau Noa darauf erwiederte: ich bitte dich, diese Anekdote habe ich schon in Müchler's Anekdoten-Almanach gelesen!

Da ich schon beim Karolinenthor war und heruntergehen wollte, ergriff er mich abermals wie ein gigantisches Schicksal und wollte mir noch eine seiner langen Anekdoten erzählen, da half ich mir mit einem Staatsstreich und sagte: „Entschuldigen Sie, ich kann Ihre Anekdote nicht aushören, denn ich muß im nächsten Frühjahr verreisen!“—

Wieder einmal war es Nachts um halb zwölf Uhr, ich kam aus einer lustigen Gesellschaft ganz traurig nach Hause, man hörte und sah Niemand in den Straßen, blos zwei Nachwächter riefen sich zu: „Schlafen Sie wohl, angenehme Ruh!“ Ich selbst ging nach Hause und dachte nichts als: „ich bin doch neugierig, was Morgen in meinem Humoristen stehen wird!“ —da taucht der Anekdoten-Krampus vor mir auf:

„Woher so spät?“

Aus einer kleinen Unterhaltung!

„Kleine Unterhaltung? Da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen.“

Nun erzählt er mir eine Anekdote, die in Pompeji Jemand seinen Tischgenossen erzählte, als sie gerade verschüttet wurden. Dabei haltet er mich am Aermel meines Mantels — dessen Schicksal ich nächstens erzählen werde — und begleitet mich nach Hause. Ich läute an. „Haben Sie keinen Hausschlüssel? Da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen!“ Mein Hausmeister, der so alt war, als ob er eine Anekdote des Herrn Zindelkleber wäre, und dabei so fest schlief, als hätte ihm Herr Zindelkleber eben die Anekdote erzählt, kam endlich, und ich schlüpfte in das Haus; ich war schon auf der Treppe, da hörte ich noch, wie Herr Zindelkleber zum Hausmeister sagte: „Da muß ich Ihnen eine Anekdote erzählen!“

Der Fragen=Donnerer und der Blitzableiter.

Mein erster Satz ist, in der Welt
Die Frager zu vermeiden.
Göthe.

Es giebt Leute in der Welt, welche unter der Constellation eines Fragezeichens geboren worden sein müssen; wenn sie gar nichts mehr zu fragen wissen, streichen sie uns mit der Hand an dem Rockärmel herab, und fragen: „Was kostet die Elle von diesem Tuche?"

Schon das Sprichwort sagt: ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten können. Es ist bei der Sache aber ein Glück, daß es diesen Fragen gar um keine Antwort zu thun ist. Aber dennoch sind sie eine wahre Land= und Stadt=Plage!

Es war im Saale des Musikvereins. Ich stand am Orchester. Mit dem rechten Ohr sah ich der Musik entgegen, und mit dem linken Auge hörte ich, was auf der Gallerie gesprochen wurde. Der Saal war noch halb leer. Da kam Herr Schneppermund auf mich zu; indem er den Kopf vorwärts neigte, und die Kniespitzen abwärts streckte, sah er fast aus, wie ein großes (?). Noch einen Ruck, jetzt hatte er mich, der Fragen=Donnerer.

Er. Belieben Sie auch da zu sein?

Ich. O ja.

Er. Erwarten Sie heute viel Genuß?

Ich. Ich? So!

Er. Belieben keinen Sperrsitz zu haben?

Ich. Ich, o nein.

Er. Belieben alle Conzerte zu besuchen?

Ich. Alle nicht.

Er. Waren Sie gestern in der Oper?

Ich. Nein.

Er. Haben die Gewogenheit, was belieben von dem Schriftsteller *** zu halten?

Das war eine schwierige Passage! Da war mit „Ja" oder „Nein" nicht hinüber zu kommen. Bei solchen Gelegenheiten habe ich eine eigene Antwort, sie läßt sich aber leider nicht gut wiederholen, denn Buchstaben und Zeichen geben diesen kunstartikulirten, unartikulirten Naturlaut nicht wieder. Es ist ein „Hum!" und ein „Oh!" und ein „So!" und ein „Inu!" in eine langgehaltene Nasenpassage verschmolzen, und in einer verbebenden Kehlkopf-Fermate ausgehend. Es ist ein Ton, wie wenn eine etwas rostige Maultrommel mit einem auf dem Tisch gekreiselten Messingknopf ein zärtliches Duet singt.

Ich kann diesen in seiner Art einzigen, von mir selbst erfundenen Antwort-Contrebaß nicht beschreiben, dem neugierigen Leser bin ich bereit, ihm denselben hören zu lassen, wenn er mir das Vergnügen schenkt, mich zu besuchen. Für auswärtige Leser bin ich bereit, denselben lithographirt beilegen zu lassen, aber erst, wenn frisch pränumerirt werden soll.

Um aber doch ein Symbol dieses Unaussprechlichen zu geben, habe ich versucht, diesen Laut in Musik zu setzen, und zwar folgendermaßen:
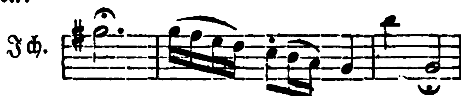


Der geneigte Leser wird mich nun auch als Compositeur schätzen und lieben lernen. Diese Composition, die ich in einer einzigen Winternacht zu Wege brachte, paßt zu allen unsern Operntexten, und kann noch nebenbei als musikalische Antwort der Preisfrage:
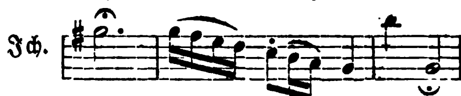
gebraucht werden. Ich werde diese Composition stechen lassen, und sie als Extrabeilage meinen Lesern mittheilen, aber erst wenn frisch pränumerirt werden soll.

Die Fragen des Fragen-Donnerers stürmten von neuem los.

Er. Haben die Gewogenheit, schon viel Pränumeranten zu haben!

Ich. 
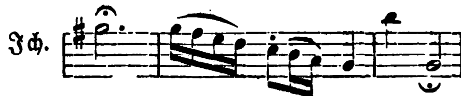
Er. Belieben gar keine Mitarbeiter zu haben?

Ich. 

Er. Sie belieben gewiß in der Nacht viel zu arbeiten?

Ich. 

Er. Haben die Gewogenheit, was halten Sie von Logogriphen überhaupt?

Ich. 

Das Ding wurde mir endlich doch zu bunt, ich machte einen coup d'état. Ich that, als ob ich eine Dame auf der Gallerie grüßte, nickte, machte ein Zeichen mit der Hand, ob ich hinaufkommen sollte, nickte wieder mit dem Kopfe, und sagte plötzlich zu dem Fragen-Donnerer:

„Belieben zu entschuldigen, da oben winkt eine Dame.“ Ich eilte rasch vorwärts, indem er mir noch zurief:

„Belieben Ihre Geliebte zu sein?“

Ich kam glücklich auf der Gallerie an, und lehnte mich ganz erschöpft in einen Winkel. Ich mochte kaum fünf Minuten da gestanden haben, als ich plötzlich die Frage hinter mir hörte:

„Belieben sich getäuscht zu haben?“

Mich überfiel eine tödtliche Angst! In den nächsten fünf Minuten hatte er mich nach meinem Schneider, nach meiner Wäscherin, nach meinen Studien, u. s. w. gefragt! Da sah ich plötzlich Cousin Wilhelm im Saale stehen, ich winkte ihn herauf, um ihn als Blitzableiter gegen den Fragen-Donnerer zu gebrauchen. Cousin Wilhelm kam, Herr Schneppermaul fiel sogleich wie ein Schröpfkopf auf seinen Nacken, und versetzte ihm die Frage:

„Haben die Gewogenheit, ein Cousin von Herrn S. zu sein? mütterlicher Seite? leibliches Geschwister-Kind? belieben ein Ungar zu sein? u. s. w.“

Cousin Wilhelm war noch frisch, noch ganz unausgefragt, er konnte schon einen Hieb ertragen, ich überließ ihn dem Fragen-Donnerer, und schlich mich davon. Nach einer Viertelstunde sah ich ihn blaß und erschöpft den Conzertsaal verlassen, ich ging ihm nach, klopfte ihm auf die Schulter und fragte:

Belieben sehr angegriffen zu sein?!

Der Traum ein Leben.

Der Mensch, oder vielmehr der Nichtmensch, d. h. der Schriftsteller, kann jetzt von der Wirklichkeit nicht mehr leben, er kann nicht einmal von der Wirklichkeit sterben, denn Erhungern heißt nicht sterben, sonst könnte man die meisten deutschen Schriftsteller als Ugolino's mit ihren geistigen Kindern malen.

Der Schriftsteller muß jetzt zu jedem erlaubten Mittel seine Zuflucht nehmen, um sein Dasein zu fristen während der Frist seines Daseins. Was heißt: „erlaubte Mittel?“ Ja, wer das wüßte! Die Zähne des Menschen sind erlaubte Mittel, sein Dasein essend durch sie fristen; Sprache und Vernunft sind erlaubte Mittel, schweigend und nichts denkend sein Dasein durch sie zu fristen. Hoffen ist auch ein erlaubtes Mittel, wünschen auch, aber im Stillen; lieben ist auch ein erlaubtes Mittel, um in Ermangelung nahrhafter Substanzen sich zu erhalten, denn wer liebt, der lebt von Luft, z. B. in Baden oder in Ischl u.s.w., wo die Luft rein ist; er speist seine eigenen, verzehrungssteuerfreien Seufzer, er trinkt seine eigenen, gerebelten Thränen und raucht die feinsten Havannaphantasien!

Auch träumen ist ein erlaubtes Mittel, sein Leben zu fristen. Aber um zu träumen, muß man schon gut gegessen haben, denn Träume kommen aus dem Magen!

Es ist noch eine große Rechtsfrage, ob die Träume des Menschen sein Eigenthum sind? Wenn Träume aus dem Magen kommen, und ich träume nach einem Souper bei einem Banquier luxuriöse Träume, gehört dann dieser Traum mir oder dem Banquier? Hat er mich auch auf alle Konsequenzen des Soupers eingeladen? Diese Frage führt mich in's Medicinische: Wenn ich nach diesem Souper eine Bleikolik kriege, gehört diese Kolik mir oder dem Banquier?

Kurz, man sieht, daß des Münchener „Finessen-Sepperls“ Wahlspruch:

„Nix G'wisses waß mer nit!“

eine große Wahrheit ist!

Ich nehme an, meine Träume gehören mir, denn ich soupire stets nur bei mir, weil ich Abends gerade am liebsten mit einem gescheidten Manne beisammen bin. Also kann ich

mit meinen Träumen machen, was ich will; ich kann sie verkaufen, wie ich den „verkauften Schlaf" verkauft habe! Ich kann ihn auch versetzen!

Ach, es wäre wirklich eine Aufgabe für ein hyperphilantropisches Jahrhundert, ein

„Versatzamt für die Träume des Armen"

zu errichten! Und wenn sie nur den achten Theil des Traums auf ihn bekämen, es wäre schon eine Wohlthat! Ganze arme Städte und Völker würden kommen und ihre schönen Träume bis auf bessere Zeiten versetzen.

Man kann verschiedenartig rosenfarb träumen! Nach einer Begeisterung und nach einer Besoffenheit! Es ist nur leider so schwer, zu unterscheiden, ob man begeistert oder betrunken ist! Im Jahre 1848 hielten sich Viele für begeistert und waren blos betrunken, sie hielten sich für heilige Propheten, weil in manchen Ländern Wahnsinnige als heilig angesehen werden.

Ich weiß ein gutes Mittel, zu erfahren, ob ein Schriftsteller begeistert oder betrunken ist: man setze ihm 30 Blutegel, bleibt er dann noch im Delirium, dann ist er begeistert, wird er aber nachher menschlich, dann war er blos betrunken.

Ich aber träume weder aus Begeisterung, noch aus Betrunkenheit, sondern aus Langeweile. Träume entstehen nur deshalb, weil sich der Schlaf mit dem Menschen langweilt, und da sucht er sich eine Unterhaltung und träumt. Wenn der Schlaf manchmal zu einem aufgeweckten Menschen käme, es würde ihm gar nicht einfallen, sich mit Träumen abzugeben.

Doch um zu meinen Träumen zurückzukommen; ich träume selten, aber wenn ich träume, so träume ich ganz prosaisch! Man sollte glauben, ich träume von den neun Musen und von den zehn Abonnenten; von den drei Grazien und von

den vier Quartetten; von Apollokerzen und Dianabad, von Humor und Druckfehlern u.s.w.; nichts von allem dem, ich träume immer solide Hausmanns-Träume, Bauernknödel-Träume, kurz, ganz antipoetische Träume!

Niemals hab' ich noch aus irgend einem Traum auch nur einen halben Vers, einen Viertel-Gedanken zu Geld machen können!

Das ist ärgerlich! Von was ich wachend träume, muß ich Hungers sterben und von was ich schlafend träume, kann ich Hungers sterben! Das muß anders werden! Es tritt jetzt Alles, Gottlob! nach und nach in eine geregelte Phase; ich kann meine Träume gesetzlich benützen, es sind auch meine Seelenkräfte, auf honette und kluge Weise kann ich sie verwerthen, selbst wenn es alltägliche Träume sind!

Und heute gerade will ich den Anfang machen!

Ich will meinen nächtlichen Traum zu meinem täglichen Brod machen und meinen Traum verschriftstellern.

Heute Nacht träumte mir, ich wäre ein Braumeister in Hungelbrunn, hätte eine dicke, runde, recht quabblige Braumeisterin und sechs Stück schreiende "giovine Bräumeisterie," und ich stand am Maischbottich, und meine holde Braumeisterin, auch ein kleiner Maischbottich, stand an meiner Seite, und ich ging an die Braupfanne und meine süße Braumeisterin folgte mir auch dahin, und ich ging auf die Seiger-Bütte und meine unvermeidliche Braumeisterhälfte begleitete mich auf diesem Lebensweg; von da ging ich an die große Wasserkufe, in die ich mich stürzte, meine Braumhälfte, mein Rondeau brillant, wieder an meiner Seite. Ich weiß nicht, ob es überhaupt zu den Träumen gehört, daß Einen die eigenen Frauen so gerne haben, oder ob es blos eine Eigenschaft der Braumeisterinnen ist, daß sie ihrem

Mann auf jeden Schritt folgen; wenn das Letzte der Fall ist, so muß ich gestehen, daß, wenn ich über meinen Traum zu befehlen gehabt hätte, er mich als ledigen Braumeister hätte träumen lassen.

Ich war ein Braumeister und doch auch ein Journalist im Traume. Es schwamm so Alles durcheinander; auf dem ungegohrnen Biere stand: „Feuilleton;" auf dem Hahn, der das Wasser durchließ, stand: "transeat," auf dem Hopfeninfusum stand: "Admit. om. del.," auf dem Faß mit Trebern stand: „Tagesneuigkeiten."

Wenn nur ein Joseph dagewesen wäre, um mir beim Erwachen den Traum zu deuten. Er hätte ihm gewiß folgende Deutung gegeben: Daß du ein Braumeister warst, das bedeutet, daß du darin ein Meister bist, dir immer neue Fatalitäten einzubrauen; daß du eine Braumeisterin hattest, das bedeutet, daß du einmal vom Himmel bestimmt bist, niemals Ruh' zu haben und deinen Humor nie wirst in Frieden verzehren; daß sie quabblig war, das bedeutet, daß die halbe Welt jetzt stockig und die andere Hälfte quabblig ist; daß du sechs schreiende Baumeisterleins bekamst, das bedeutet die sechs Blätter deines „Humoristen" wöchentlich, die schreiend ihr Brod von dir begehren. Daß du so fleißig von Bottich zu Bottich gingst, das endlich aber will bedeuten, daß noch Malz und Hopfen nicht ganz an dir verloren ist. Die große Wasserkufe oder die „Wiener belletristische Journalistik," und daß dir deine Ehehälfte auch dahin folgte, bedeutet, daß du, Gottlob! ihr nur zur Hälfte angehörst und daß du nicht ganz ei[illegible]olche Wasserente mit ihrem halben Geschnatter und Gequabber bist.

So würde Joseph meinen Traum deuten! Ich aber habe mir aus meinem Traum einen Aufsatz herausgeschrieben. Der Leser wird wünschen, daß ich nicht erwacht wäre und an-

statt Schriftsteller Braumeister geblieben wäre! O, lieber Leser, wenn du diesen Wunsch für mich realisiren könntest, ich würde dir tief dankbar sein und es dir bezahlen an Doppelbier und—Plutzern!

Großer Hunde-Clubb in den Ruinen des Odeons.

Wie ein Donnerschlag aus heiteren Lüften, oder wie ein Preßgesetz aus einem Ministerrath, erscholl im Reiche der Hunde die Nachricht, daß sie—*besteuert* werden sollen.

„Wir?" so hieß es allgemein, „wir, sind wir keine Hunde mehr? Wir sollen *besteuert* werden? Hält man uns für *Menschen*? *Menschen*, ja *Menschen*, die können besteuert werden, die können sich nicht wehren, die haben blos *zwei* Beine; wir können uns auf die *Hinterbeine stellen* und uns wehren! u.s.w."

Kurz, es war eine Revolution im Reich der Hunde; die Gährung war allgemein, von der Aristokratie der Schooßhunde und alten Jungfernhunde, durch den Mittelstand der Jagd- und Arbeitshunde, bis zu dem Proletarier von Kettenhund; alle Hundestände wurden schwierig, und ein zaundürrer Mops, welcher lange einem Recensenten angehörte, der in einem Journal Jahrelang Recensionen schrieb, hatte so viel schreiben gelernt, als gerade nöthig ist, um in Revolutionszeit ein demokratischer Schriftsteller zu sein und durch Plakate das ausgefallene Schlüsselbein der Welt wieder einzurichten, schlug an die Straßenecken ein Plakat folgenden Lapidarstyles an:

„Volk der Hunde! Meine Mithunde und Brüder! Die Tyrannei erhebt ihr scheußliches Haupt! Die Camarilla grinst aus ihren Teufelslöchern und fletscht die leichenausdererdepudelnden Hyanenzähne! Die jedesmitgefühlweitum-

sichherabmähende Aristokratie will mit ihrem glücksaatzertretenden Mißbabafuß alles Völkerglück wie einen Kuhfladen breittreten! Wir Hunde sollen besteuert werden! Und der Himmel donnert nicht! Und die Erde zittert nicht! Und der Saphir schweigt! So muß das Volk sich selbst helfen! Hunde! Versammeln wir uns! Versammeln wir uns! Alle Hunde für Einen, Einer für Alle!

Ich weiß ein Plätzchen, wie geschaffen zu unserer Versammlung! Ein wahres Rütli! In den Ruinen des „Odeons" kommen wir zusammen! Morgen Abends um die Mitternachtsstunde, wenn der eherne Zeiger der Zeit, mit Respekt zwölfmal an die metallene Backe der Zeit leckt, wenn die Patrouillen und die Geister sich besprechen, wenn der höfliche Gastwirth zu den Gästen sagt: „Packt Euch, es ist die Stunde, wo Hamlets Vater umgeht, von Kopf bis Fuß in Waffen," dann kommen wir in den Ruinen des Odeons zusammen! Alle, die es ehrlich mit den Hunden, mit dem Gemeinwohl der Hunde meinen! Möpse! Pintsche! Pudel! Bullenbeißer! Windspiel! Bologneser! Dachs und Spitzel! Alles, was nur bellen, ja, was nur heulen kann!

Freiheit! Brüderlichkeit! Kein Maulkorb mehr!

Unus pro multis."

Dieses Plakat wirkte wunderbar! Den ganzen Tag über sah man an den Straßenecken ganze Rudel beisammenstehen und Alles rüstete sich zur Versammlung im „Odeon."

Mitternacht kam und von allen Seiten strömte es herbei.

Die Ruine des Odeons füllte sich mit allen Mitgliedern des vierfüßigen freien Volkes.

Vor Allem wurde bedeutend getrunken, denn der Durst kommt von der Leber, die Leber ist das Organ der „freien Rede;" „von der Leber weg sprechen," ist gewöhnliche Redensart: daher kömmt es, daß die demokratischen Redner so

unendlich viel im Artikel „Trunk“ geleistet haben. Nachdem also die Versammlung den Thau der Begeisterung auf die lechzenden Felder der Beredsamkeit hatte fallen lassen, bestieg ein großer, ansehnlicher, wohlbeleibter Fleischerhund die Rednerbühne.

Ein freudiges Gemurmel durchflog die Gesellschaft: „Lackel wird sprechen!“ erscholl's durch die Ruinen: „Lackel wird eine Rede halten!“

Lackel bestieg die Tribune, strich sich mit dem breiten Vorderfuß den Schnurrbart, knurrte erst dreimal und begann:

„Meine Herren Hunde und Damen Hündinnen!

Endlich bricht heute Nacht der Tag an, wo der Hund seine Menschenrechte in Anspruch nimmt!—(Bravo!)—Der Hund, sag' ich, denn alle Hunde sind ein Hund (allgemeines Pratzenaneinanderschlagen) und ein Hund repräsentirt alle Hunde!—(Eine Stimme: très bien, „Lackel!“)—Die Menschen wollen gescheidter sein als wir, die dummen Hunde! (Hört! Hört!!) Die Menschen, die nicht einmal vier Füße haben, die sich rühmen, Sprache und Vernunft zu haben, und doch besteht ihre größte Weisheit höchstens nur darin, daß sie es herausbringen: „Hier liegt der Hund begraben!“ Also ihre lebendige Weisheit erprobt sich an einem todten Hund! Und diese Menschen, diese „Papiergeld consumere nati“ wollen uns Hunden eine Steuer auferlegen!

(Eine edle Dogge unterbricht den Redner mit dem Ausruf: „Eher siehst du die Loire zurücke fließen!“)

Wie? Steuer? Wir? Steuer? Steuer? Wir? „Ja, [illegible] ich's der freien Gemeinde nennen und mich verzehrt nic[illegible] Profoßenarrest?“

Wohin soll es kommen, wenn schon die Hunde, wir Hunde, Ihr Hunde, die Bellhunde „Steuer“ bezahlen sollen?! „Steuer!!!“ O, du Wort „aus Rosengluth und Himmels-

schnee gewoben!“ „Steuer!“ Edelstein der Sprache! „Steuer!“ Sechster Sinn der Natur! Achtes Wunderwerk der Sympathie! „Steuer!“ Dich lallet der Cherub und der Seraph stammelt nur dich! „Steuer!“ Naturschnitzel der Finanzen mit grünen Erbsen der Weltseele! „Steuer!“ Vorrecht der Menschheit vor allen übrigen miserablen Kreaturen der Schöpfung! „Steuer,“ du sollst nun auch auf den Hund kommen!

Nein! wir Hunde wollen Hunde bleiben: Für uns bellen, nichts denken und Beine; für die Menschen Sprache, Vernunft und Steuer! So will es das Gesetz der höheren Weisheit! Meine Mithunde und Brüder! es ist nicht mehr zum Aushalten!

Unter sich haben die Menschen die Censur abgeschafft— (ein Mops im Hintergrund lacht: „Ha! ha! ha!“)—und nun haben sie Maulkörbe! Das ist Zwang, Drang, Pein, Tyrannei—(Jubel und Vivat durcheinander)—das ist mehr als Tyrannei, das ist zeitgemäß! (Die Hunde alle rufen: “Well! very well!”) Wie, wir sollen nicht mehr das Recht haben, die Leute in die Waden zu beißen? („Sehr gut! Vortrefflich!“) Wir sollen nicht das Recht haben, jeden Menschen anzufallen? („Superb!“) Wir sollen nicht mehr das Recht haben, den Menschen zwischen die Beine zu laufen, Kinder umzuwerfen und den elenden Menschen die weißen Pantalone zu besudeln? Diese heiligen Rechte der Hundheit will uns ein menschlicher Gemeinderath entziehen? Die angestamm-[illegible]echte der Gesammthundheit?

([illegible]n Mops springt auf die Tribune, unweit dem Redner und ruft aus: “Soyons amis, Lackl!”)

Wie? wir sollen nicht in allen Straßen, in allen Kaffee- und Gasthäusern, auf allen Promenaden heulen und bellen und freien Krawall machen dürfen? Wir sollen nicht zur

Erbauung der Jugend und zur stillen Betrachtung der Zuschauerinnen unsere Romane und Geheimnisse der Hundeliebe öffentlich abspielen dürfen, ungehindert und unvermindert? Weil das Jahr über durch den Biß eines unserer Mitbürger, der etwas überspannt sein mag, 100 oder 200 so erbärmliche Wesen, die sich Menschen nennen, wasserscheu werden und das fürchterlichste Ende nehmen, deshalb will man uns an den Leib?

Was ist an dem Verstand von einigen hundert Menschen gelegen, die ihn über gewisse Dinge noch nicht verloren haben?

Nein, nein, nein, nein, durchaus nicht, — wir widersetzen uns, wir stehen auf, wir formiren uns, wir leisten aktive Widerbellerei! („Ausgezeichnet! Bravo!") Wir bezahlen keine Steuer! Wir sind seit jeher geduldete, überflüssige Geschöpfe, wir wollen verschont sein! Steuer! Ein süßer Schooßhund soll Steuer bezahlen! Zahlt nicht seine Gebieterin Steuer genug für ihn? Für seine Milch? — für seinen Zucker? — für seine Kissen aus Sammt und Seide?

Dieser Pintsch soll Steuer bezahlen? O du grundgütige Gottheit! Pintsche und Steuer! Giebt es ein zarteres Wesen, als einen Pintsch, und ein unzarteres Wesen, als eine Steuer?! Wir sind in der Residenz 20,000 oder 40,000—ist das nicht eine Verschönerung der Stadt? Belebt es nicht die Straßen? Vermehrt es nicht den süßen Lärm der Straßen? Vermehrt es nicht den Schmutz und den Unrath, ohne welchen eine Stadt den Charakter einer Stadt ve[illegible]? Sind wir nicht der einzige Trost von tausend Mensch[illegible] Niemand lieben, als einen Hund, und sind wir nicht die einzige barmherzige Anstalt für alle reichen Junggesellen und Jungfern, die Niemand etwas geben, Niemand einen Bissen gönnen, als ihrem Hund?

Und kommen nicht aus unserer Mitte die Mitretter der Menschheit, die „Rezensentenhunde—?“

Das geht die Literatur an! — (Ein Bullenbeißer richtet sich empor und ruft: „Die Literatur wird das Ihrige thun!“ Beifallsgemurmel unter den Hunden.)

Nein, wir bezahlen nichts, nichts, gar nichts — (unermeßlicher Jubel, untermischt mit Freudenthränen) — gar nichts! Wir sind freie Hunde, und die Freiheit besteht in „Nichtbezahlen!“ — (Hört! hört! hört!) — Wir sind Müßiggänger, wir richten Unheil an, und auf Einen nützlichen von uns kämen 200 Tagdiebe und Unruhestifter, es wäre im Grunde eine wahre Wohlthat, uns zu bessern, aber gerade deßhalb wollen wir es nicht leiden! Weßhalb sollen wir denn Hunde sein, als um uns selbst den zeitgemäßesten Einrichtungen zu widersetzen?

Gerade für uns tritt der seltene Fall einer zweckmäßigen Verordnung ein, da müssen wir uns dagegen sträuben!

Wir werden ja nach und nach ganz wie Menschen behandelt! Erst Maulkörbe, dann Steuer! Am Ende wird man uns ganz für Menschen halten, und wir dürfen nicht einmal wie jetzt auf öffentlichem Platze und unter freiem Himmel viele zusammentreten und bellen, so viel und so laut wir wollen!

Gewerbtreibende Hunde sind ausgenommen? Welcher Hund treibt jetzt kein Gewerbe? Ein jeder Hund schnüffelt, ein jeder Hund wartet auf, und ist Schnüffeln und [illegible]warten jetzt kein Gewerbe?

[illegible] welchen Chikanen werden wir ausgesetzt sein! Wenn Einer von uns als Fremder in einer Stadt anlangen wird, wird das Erste sein, was der Kellner ihm bringt: den Meldzettel, und wie werden wir ihn ausfüllen?

Meldzettel.

Heute um....... im „schwarzen Bären“ angekommen: ein Hund.

Woher?: — Nicht weit her.

Name: — Spitz von Spitzendorf.

Charakter: — Privatisirender Wadenbeißer.

Mit: — Mit Halsband und Flöhen.

Geschäfte: — Heimliche Agentie.

Gedenkt sich aufzuhalten: — Ueber jeden freisinnigen Menschen.

Besondere Kennzeichen: — Wenn man ihn zur Thür hinauswirft, kriecht er beim Fenster wieder herein.

Alter: — Noch nicht „drei Monate,“ zum Beweis legt der Inhaber den „Geburtsschein“ bei.

So wird man es uns machen, g'rade wie den Menschen! Nein, wir wollen keine Menschen sein! — (Acclamation: „Nein, wir wollen keine Menschen sein!“ Nur eine Stimme schweigt, es hat sich nämlich ein „Mensch“ in die Gesellschaft eingeschlichen! Die Hunde schreien laut: „Ein Mensch! Ein Mensch unter uns!“ Es entsteht ein Lärm, sie umringen den armen Menschen, er wehrt sich; „nein, ich bin kein Mensch, ich bin ein „geheimer Hund, ich bin blos als Zuschauer da!“ worauf die Hunde schreien: „So? Der gehört zu uns!“ Die Ruhe wird hergestellt.) —

Also, kurz und gut, wir bezahlen nichts, nichts! Wer einverstanden ist, hebt die Tatze auf (allgemeine Tatzenerh[illegible] — also wir sind einig! Freiheit, Brüderlichkeit un[illegible] nichts bezahlen!

Unsere Väter und Urväter haben gebellt, in die Beine gezwickt, Leute toll gebissen, Unrath gehäuft, die Menschen mit Schmutz und Flöhen bedeckt, haben geheult und haben sich

wohlbefunden und haben nichts bezahlt, und bei Allem, was auf's Nichtbezahlen hinausgeht, da wollen wir das Alte, das Frühbestandene!

Also nichts als positiver Widerstand: Wir geben keine Meldzettel ab; wir entziehen uns der Conscription; wir wandern aus, wir gehen nach — Baden! Da lebt der Hund noch frei, mit der bessern Gesellschaft in Park und Stadt und Theater! „Nichts bezahlen!" ist die Losung!

„Adieu, Freunde, Hunde, Brüder, lebt wohl!"

Ein pyramidaler Jubel folgte der Rede, sie hoben den Lackel auf ihre Schultern und trugen ihn im Saal herum unter „Vivat" und „Lebehoch!"

Dann zogen sie ihn durch die Stadt. Kränze und Sträuße flogen in seinen Wagen, und die Enthusiasten zogen den Wagen selbst. Die weiteren Schritte des Klubbs stehen zu erwarten.

Die Sprüche Salomons.

Für die jetzige Weltbühne übersetzt und bearbeitet.

1. Dies sind die Sprüche Salomons, des Königs der Weisheit, die Mutter des „Humoristen"—

2. Daß die Calabreser Cylinder, und die Democratinnen wieder keusch und entbunden werden.

[illegible] Wer nichts zu thun hat, der höre zu und kratze sich, und [illegible] Reactionär ist, der lese die „Geißel."

4. Daß er vernehme die Stimme der Stummen und die Sprüche der Sprachlosen, ihr Gesetz und Gehetz.

5. Grammatik zu lernen ist der Anfang aller Dinge, aber die Redacteure verachten Gott und Adelung!

6. Mein Kind, gehorche der Leere deiner Tasche, und vergiß nicht auf das Gebot deines Magens.

7. Denn diese sind die Herren der Erde und die Tendenz der Radicalen.

8. Mein Kind, wenn dich die bösen Witze locken, so schreib' sie nicht;

9. Wenn sie sagen: „Gehe mit mir, wir wollen auf die Dummen fahnden und den Dichtern ohne Talent auflauern;

10. Wir wollen den „Zuschauer“ verschlingen, wie Rhabarber, und die Leser, die da hinunter in die Grube fahren —

11. Wir wollen ihre Böcke finden und unsere Blätter mit ihrem Hohne füllen.

12. Wage es mit uns, es wird am Ende Alles ein Teufel sein“ —

13. Mein Kind, wandle den Weg nicht mit ihnen, sperr' ab dein Blatt von ihrem Pfad.

14. Mein Kind, vergiß den Rothstift nie, und dein Herz behalte seine Gebote.

15. Denn sie werden dir langes Leben und gestrichene Manuscripte bringen.

16. Verlaß dich auf die Dummheit vom ganzen Herzen und verlaß dich nicht auf deinen Verstand.

17. Das wird deinem Schnabel gesund sein und deiner Gosche von Nutzen.

18. Mein Kind, wenn dich die Buhlerin „Politik“ will locken, so folge nicht, geh' lieber nach Widdin und nimm [illegible] andere Buhlerinnen.

19. Denn sie ist eitel Trug und Arglist und ihre Wege führen über Holpern zu Thiers und durch Löcher zu Palmerstone.

20. Denn es werden bald kommen die Republikaner und

sagen: „Schreib mit mir" und bald die Absolutisten und ausrufen: „Schreib mit mir,"

21. Aber es ist einer so arg wie der Andere, und es meint es Keiner ehrlich mit Gott und den Menschen, mit dem „National" und mit der „Kreuzzeitung."

22. Denn jene führen deinen Kopf zum Galgen und diese deine Füße in das Blockhaus.

23. Mein Kind, mach' auch keine „Opposition à tout prix," denn sie steht an der Straßenecke und buhlt um schnöden Gewinn,

24. Und ihre Wange ist eitel Schminke und an ihren Füßen hat sie Schellen.

25. Sondern halte dich ferne von jedem Ultra und es wird dir wohlergehen sowohl in Stiefeln von russischem Leder, als in Pantoffeln von Kalbsgehirn.

26. Gehe deines Weges abseits, treibe keinen Handel mit deiner Gesinnung, geh' nicht auf die Börse und nicht in's Burgtheater, geh' nicht schlecht essen um zwanzig Gulden, sei kein Gemeinderath und kein Adressenvater und vergreif' dich nicht an der allgemeinen Niedergeschlagenheit.

27. Lese Morgens die Abendblätter und höre Abends eine Oper im Kärnthnerthor, damit du nicht aufgeregt wirst zu Vergnügen und zu sündigem Zeitvertreib.

28. Schreibe Gebetbücher und Speisezettel; weise dich aus, damit du nicht ausgewiesen wirst.

29. So wirst du wohlleben und du wirst Gnade finden bei Jud' und Christ und bei jedem, der dazwischen handelt und [illegible] Börse geht, und dich wird loben der Thürsteher von vorne und der Zeitgeist von hinten, und du wirst haben hangen einen Zopf der ersten Klasse hinten und einen Kropf mit Band und Ehr' vorne, und so wirst du haben den offenen Himmel auf der gesperrten Erde. Amen.

W. S. g. u.,

oder:

Die Kehrseite des Blattes.

W. S. g. u.—„Wenden Sie gütigst um!“ so heißt es am Ende des Blattes, wenn das Blatt umgewendet werden soll.

W. S. g. u.! Vier große Zeichen, vier bedeutungsvolle Zeichen! Vier dodonische Orakelzeichen! Vier Zeichen, die eben so viel Weisheit als Humanität bedeuten: Wenden Sie gütigst um! Kehren Sie gefälligst um! O, wenn nur auf jedem Lebensblatte angezeigt stände: „W. S. g. u.!“ daß wir wüßten, jetzt muß das Blatt sich wenden!

Es giebt im Leben Trüffel- und Schnüffel-Nasen, die schon in der Mitte des Blattes riechen, daß das Blatt sich wenden wird, und sie sagen: W. S. g. u.: „Wir schlagen geschwind um!“—

Aber andere dumme Leser des Lebensblattes, die nicht wissen, daß man sich immer 10—12 Zeilen früher selbst wenden muß, bevor das Blatt sich wendet, und die saumselig sind, für die steht es auch da: „W. S. g. u.!“ Wir saumselige gehen unter!

Das wandelnde Blatt, das fliegende Blatt: „Carneval“ hat sich auch gewendet; vom Tanz zur Observanz, von der Flasche zur Asche, von der Larve zur Harfe, von Fidel und Flaut' zu Stockfisch mit Kraut; von Venus und Silen zu Schnecken mit Kren, von Domino und Fledermaus zu Ka[illegible] und Gotteshaus; vom Volksstück mit Thadädel zu „Linsen mit Abschrebel!“ Ja, das Blatt des Carnevals ist zu Ende: „W. S. g. u.!“: Wieviel schöne Gulden umgebracht!

Wir haben getanzt, wir waren lustig, wir haben gelacht, wir haben gegessen und getrunken! Haben wir getanzt, weil wir die Welt für einen Dudelsack angesehen haben, der bald ein solches Loch im Leder kriegen wird, daß kein Wind mehr aus ihm pfeifen wird? Waren wir lustig aus Wohlergehen oder aus Verstockung? Haben wir gelacht, weil das Herz im Leibe uns lacht, oder lachten wir durch die Wunden des Zwerchfells? Haben wir gegessen und getrunken, weil Magen und Leber mit Geldbeutel und Brieftasche Bilanz gezogen haben, oder weil wir mit Nestroy ausrufen: „Jetzt schon a welschen Salat a no!“ Jetzt, da das Carnevalsblatt auf der einen Seite zu Ende ist, heißt es: „W. S. g. u.!“ Wien's Schlendrian gedeiht ununterbrochen!

Wird uns jetzt das Essen oder das Trinken des Carnevals mehr schaden? Das hängt von der Frage ab, was aus dem Leib des Menschen leichter fortzuschaffen ist: Ein Weinberg oder ein Ochs. — Wird das Wachen oder das Tanzen nachtheiliger auf uns einwirken? Das hängt davon ab, ob unsere wirklichen Augen oder unsere Hühneraugen mehr aushalten können. — Wird das Courmachen oder das Versatzamt mehr Leere in uns zurücklassen? Das kömmt darauf an, ob man weniger auf unsere Versicherungen oder auf unsere Pfänder gegeben hat! — Werden nun die „lustigen Weiber von Wind—sor“ und die „traurigen Ritter von Rinds-Ohr“ bußfertiger in sich gehen? Das kömmt darauf an, wer's voller bekommen hat, und also weniger Platz hat, in sich hinein zu gehen! — Werden wir wirklich nun oft und mit Andacht die Kirche besuchen, und unser ausgewetztes Herz, unsere ausgefiedelte Seele, unsere unterfrivolte Brust wirklich einmal wieder waschen mit dem Aroma des Geistes, wieder salben mit dem Oel der Erhebung, wieder heilen und stärken mit Gedanken, die länger dauern als ein Handbouquet,

mit Gefühlen, die länger nachklingen als ein Walzer von Strauß, mit Erhebungen von Emotionen, die höher gehen, als eine Masken-Intrigue? „W. S. g. u.!:“ Wir scheuen Gottes Ultimatum!

Welch' ein Carneval! Wie viel Brutusse legten ihre Toga dem Unterrock zu Füßen! Wie mancher bemooste Verstand geberdete sich wie ein Kind! Wie manches alte Herz hoffte reaktivirt zu werden! Wieviel falsche Gesichter und falsche Liebe wurde verzehrt!

Aber jetzt in der Fasten wird sich's zeigen, was bei den Männern echte Liebe war oder falsche; nämlich wenn die Liebe nach zwölf gesetzten Blutegeln noch fortdauert, so ist sie echt, verschwindet sie nach dem Gebrauch der Blutegel, so ist sie falsch!

Der Carneval ist vorüber, die Zeit der Herz- und Ehebündnisse! Wieviel gemischte Ehen werden im Carneval nicht geschlossen, wieviel gemischt, wieviel abgehoben, wieviel vergeben! Ach, man sehe nur die Masken auf der Redoute und ihre Apropos-Kleidungen! Hier verbindet sich eine aristokratische Blähung mit einer finanziellen Geschwulst, dort lernt sich eine emancipirte Migräne mit einer altconservativen Ohnmacht kennen, da umringt ein Rumpfparlament von jungen Dandies, die den Kopf verloren haben, ein Motu-proprio aus dem Corps de Ballet; dort entwickelt sich zwischen einem Humoristen und einer ihm entfliehenden Maske ein Ochsenrennen mit Hindernissen; dort segelt ein einspänniger stiller Wunsch um seine Welt und scheitert im stillen Ocean seiner Verschwiegenheit; dort geräth ein „wilder Mann“ mit einer maskirten liebenswürdigen „schwarzen Dame“ in eine bedenkliche Spannung, weil er sie (angeblich!) eine halbe Stunde im kleinen Saal warten ließ, und wird endlich zu dieser öffentlichen Selbstmörderung seiner Galanterie verur-

theilt; wieder anderseits wird ihm von holder Stirne und Lippen versichert, man würde ihn gerne bei sich sehen, wenn man ihn nicht für einen gemüthlosen Menschenfresser hielte, obwohl er vergebens versicherte, daß nicht Jeder, der einmal einen schlechten Schauspieler beißt, gleich ein Menschenfresser ist; da bekömmt man Rosen, Zweige, Bouquets, blaue Blicke, schwarze Blicke, grüne Blätter, und was ist das Ende der Blätter, was steht für den Gescheidten, der lesen kann, darauf? Nichts als: „W. S. g. u.!“—„Winterlicher Saphir, gustirst umsonst!“

Also fare thee well, Fasching! Lebt wohl, Carnevals Vergißmeinnichte: Krapfen! Lebt wohl, Carnevals Sphärenklänge: Walzer! Lebt wohl, Carnevals attische Nächte: Picknicks! Lebt wohl, Carnevals Kuhreigen: Ich kenn' dich schon! Leb' wohl, Carnevals Romantik: Costümball! Lebt wohl, Carnevals Siegesgötter und Adonisse: Tänzer, die ihr mit eurer ersten Quadrille schon die goldene Hochzeit gefeiert! Lebt wohl, Hausbälle, wo die Kommenden in der Garderobe Niemand auszieht und in der Gesellschaft Niemand anzieht; lebt wohl und les't am Schluß des Balles: „W. S. g. u.!“

Wenden Sie gütigst um! Kehren Sie um, wenden Sie die Sachen um, auf dieser Seite sind sie schon abgetragen! Frische Farben! Neue Dinge! Die gelben Handschuhe fort, die rothen Augen fort! Die blauen Anlaufer fort! Die dicken Crinolinen fort! Die Fächer für alle Fächer fort! Die alten Arrangeurs fort! Die 50jährigen Solotänzer fort! Alles fort! Alles! Neues! Neues oder—Asche! Asche! Asche!

Das Feuer ist ein gemaltes, die Gluth ist eine gefrorne, die Flamme ist eine kalte, die Lohe ist eine Täuschung, die

Kohle ist verglommen, die Funken sind zerstoben, der Zunder fängt nicht mehr; also:

Asche! Asche! Asche!

Blumensprache
für Literaten, Journalisten und Künstler.

Aglei — — — —Constabler, herbei!
Aepfel— — — —Die Censur liegt im Kröpfel!
Aster — — — —Der Witz ist ein Laster!
Aurikel — — —Nur keinen politischen Artikel!
Baldrian — — —Ein gutgesinnt Organ.
Bambus — — —G'spürst was, Asinus?
Cypresse — — —Sie hat genies't, Atzi!-Presse.
Cyane— — — —Alles sei, nur kein Germane!
Coloquinte — —Der sitzt schön in der Tinte!
Distel— — — —Bassist, sing' nicht in der Fistel!
Dorn — — — —Neuigkeit hinten und Altes vorn.
Espe — — — —Guten Morgen, Herr Dr. Wespe!
Enzian — — —Das ist ein fader Roman!
Fichte— — — —Sei verliebt, nur nicht im Gedichte!
Frauenschuh — —Blaustrumpf gehört noch dazu!
Gänseblume — —Ein Sonett für Base und Muhme!
Garbe — — —Willst ein Dichter sein? So darbe!
Geranium — —Dein Geschreibsel bringt mi um!
Goldlack — — —Für's Gold nur schreibt dies Pack!
Hyacinthen — —Vorne Puff und Lügen hinten!
Hahnenkopf — —Zum Kampf bist du mir zu sehr Tropf!
Hundszunge — —Jetzt recensirt jeder Junge!
Judenkirsche — —Emancipirt sind Harschel und Hirsche!
Immortelle — —Man wird nicht unsterblich durch Libelle!

Je-länger-je-lieber, Je länger die Nase, desto länger der Nasenstüber!
Kümmel — — —Sei satyrisch, doch sei kein Lümmel!
Kamille — — —Mir wird übel, Dichter, sei stille!
Löwenrachen — —Theaterheld, brülle nicht stets, daß die Balken krachen!
Lorbeer — — —Ueberseßer, wachsen sie im Diktionär?
Melisse — — —Schreib' über Alles und gar nichts wisse!
Melone — — —Die Welt ist rund und voller Spione!
Moos — — — —Kannst du kriechen, ist gemacht dein Loos!
Nachtviolen — —Halt's Maul, sonst kann dich Nachts der Robert holen!
Narzisse — — —Ein Jeder gefällt sich selbst in der Coulisse!
Nelken — — — —Die rothen betäuben nur und verwelken!
Oleander — — —Uns fehlt miteinander Hero und auch Leander!
Ochsenzungen — —Wir haben schon viel Kühe besungen!
Pappeln — — —Schlank bist du, Soubrette, aber du mußt nicht zappeln!
Pfeffer — — — —Sei beißend, doch sei kein Kläffer!
Pomeranze — — —Man drückt dich aus, das ist das Ganze!
Quitte — — — —Nur nichts Unzeitiges, ich bitte!
Quendl — — — —Nicht in guten Geruch bringen stete Händel!
Ranunkeln — — —Jetzt ist selbst im Dunkeln nicht gut munkeln!
Salat — — — —Willst du ihn zu sauer nicht, sei stat!
Sonnenwende — —Die Journale drehen sich behende!
Spanisches Rohr —Deutscher, hüte dich davor!

Schlehen— — — — —Laßt nicht so viel Druckfehler stehen!
Tulipane — — — —Brüstet euch nicht, ihr Dummerjane!
Tuberose— — — — —Feuilletonist, sei nicht so lose!
Tamarinde — — — —Sprich, wo einen bessern Styl ich finde!
Ulmenzweig— — — —Fader Uebersetzer, ich bitte dich, schweig!
Unone* — — — — —Politischer Dichter, o schone uns, schone!
Vanille — — — — —Noch Zeitungen lesen? Herr, es ist dein Wille!
„Vergißmeinnicht" So die „Sittsamkeit" zum „Lokaldichter" spricht!
Waldmeister† — — —Ihr seid nicht im Wald, ihr wilden Geister!
Wolfsschote‡— — — —Für die Schaf' im Volk ein Bote!
Ziegenbart — — — —Jedes Journal meckert auf and're Art!
Zankkraut — — — —Sie zanken, doch nur um die eig'ne Haut!
Zwiebel — — — — —Erzählt mir nichts Neu's, mir wird übel!

---

* Unona concolor.
† Asperula odorata. L.
‡ Lupinus albus. L.

Der Sommersprossen-Tag, oder: Wie viel Unannehmlichkeiten man auf einem kurzen Spaziergang erfahren kann.

Es giebt Tage, in denen man gerade kein Unglück, aber doch tausenderlei kleine Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten erlebt. Tage, an denen unser Genius mit dem linken Fuße zuerst aus dem Bette gestiegen; Tage, an denen einem Alles über Quere geht, wo man schon gleich in der Früh den Pantoffel verkehrt findet, und der Aermel des Schlafrocks hineingezogen ist. An solchen Tagen, die lauter kleine Pünktchen und Fleckchen haben: kurz, Tage, die so zu sagen, Sommersprossen haben, an einem solchen Sommersprossen-Tag soll der Mensch nichts Wichtiges unternehmen, keinen Versuch machen, sich Geld auszuborgen, keine Liebeserklärung wagen, keine kalten Fische essen, keinen humoristischen Aufsatz schreiben, die Nägel nicht abschneiden und keinem Gönner seine Aufwartung machen; denn an diesem Sommersprossen-Tag kriegt er nichts geliehen; findet er keine Gegenliebe, verdirbt er sich den Magen, schreibt er dummes Zeug, schneidet er sich in den Finger und sagt seinem Gönner eine Sottise. An einem solchen Sommersprossen-Tag soll der Mensch nicht zu Hause bleiben; denn an diesem Tage kommen alle Gläubiger, alle Müssiggänger, alle Reconnaissance-Visiten, alle Recommandationsschreiben, alle gerichtlichen Vorladungen, alle Collectensammler, alle Concertgeber, alle anonymen Zuschriften, alle häßlichen Frauenzimmer, alle faden Journale; des Morgens kraßt der Schornsteinfeger und des Mittags scharrt der Parquetputzer im Zimmer herum; der Ofen fängt an zu rauchen; der Wind schlägt eine Fensterscheibe ein, die

Thüre schreit, der Schreibtisch wackelt, das Federmesser ist verlegt, die angefangene Arbeit kann man nicht finden, ein Buch, welches man gerade braucht, ist ausgeliehen, der Bediente hat gerade den Fluß vor den Ohren und die Glocke ist abgerissen! An einem solchen Sommersprossen-Tag soll man aber auch nicht ausgehen, denn es begegnen einem sodann eine Unzahl kleiner Unfälle und Undinge, Kleinigkeiten und Winzigkeiten, die wie Mottenfraß endlich die pelzigste Natur zerfressen.

Es war ein solcher Sommersprossen-Tag, als ich von meinem Quartiere in der oberen Bäckerstraße in den Prater spazieren ging. Beim Aufstehen hatte ich den Fuß in das Bettlacken so verwickelt, daß mein Bedienter die dramatische Entwickelung vornehmen mußte. In dem rechten Pantoffel lag ein Hemdknöpfchen, welches am Abend beim Entkleiden hineinfiel; ich trat stark darauf, that mir weh und zertrat das Hemdknöpfchen. Als ich von meinem Schlafzimmer in mein Arbeitszimmer gehen wollte, rannte ich an meinen Bedienten, der mir mein Glas Trinkwasser brachte, an, und beschüttete mich ganz naß. An der Kaffeemaschine war das obere Sieb verstopft. Der Spiritus war gerade ausgebrannt, und die Milch rann zusammen. Gleich nach dem Frühstücke schickte mir jemand ein dickes Trauerspiel in fünf Aufzügen, und ein anderer ein Heldengedicht in 17 Gesängen zum Durchlesen und Meinung abzugeben dazu. Darauf kam der Friseur und verbrannte mir die Schläfe, und der Barbier schnitt mich in das linke Ohrläppchen. Darauf ließen sich einige reisende Virtuosen melden, alle mit Empfehlungen bewahret. Einige Minuten später kam eine Correctur, die einen Rheinlachs hätte rasend machen können, u.s.w.

Kurz, ich entschloß mich, zu entfliehen und einen Gang in den Prater zu machen.

Ich nahm Oberrock, Ueberschuhe und Parapluie, und begann meinen Spaziergang.

Ich schlug die Gangthüre hinter mir zu, und siehe da, ich hatte den Schoos meines Oberrockes eingeklemmt. Ich suchte in der Tasche um den Schlüssel, ich hatte ihn auf dem Tische liegen lassen. Ich stand da und wußte mir nicht zu helfen. Eine Dame kam vom zweiten Stocke herab, sah mich wie einen gefangenen Aal zappeln und lachte über meine Beklemmung. Ich mußte den Oberrock ausziehen, den Schlosser rufen, um meinen Oberrock zu befreien, den ich hinein legte und mir einen andern nahm. Zum zweiten Male verließ ich dann meine Wohnung; am Thore wollte ich meine Handschuhe anziehen; ich hatte sie, als ich den Oberrock wechselte, niedergelegt, und stieg nun hinauf, um meine Handschuhe zu holen. Als ich die Treppe hinab stieg, trug Jemand einen Sack Mehl in das obere Geschoß, streifte an mich an, und die rechte Seite meines blauen Oberrockes sah aus, wie ein weißer Unterrock. Ich stieg wieder in meine Wohnung zurück, mein Bedienter war nicht da; ich stieg, nachdem ich meinen Ueberschuh abgezogen, auf einen Sessel, um die Bürste herunter zu holen, bürstete mich vollends rein ab, und verließ zum dritten Male meine Wohnung. Am Ausgange des Hauses stand der Hausmeister und rief mir zu: „Euer Gnaden haben nur einen Ueberschuh an!“

Mit schafmäßiger Geduld stieg ich wieder zu mir selbst in die Höhe, zog den Ueberschuh an und gelangte endlich glücklich auf die Straße.

Als ich in der Straße war, sah ich eine schöne Dame von der andern Seite mir entgegen kommen; ich wollte recht graziös vorüberschweben und ihr einen holden Blick zuwerfen; dabei bemerkte ich nicht, daß auf der Seite, wo ich ging, Holz gehackt wurde, stolperte über den Sägebock und fiel auf

den Holzhausen. Ich raffte mich zusammen, ging auf die Dame zu, um durch irgend einen Einfall meinen Unfall zu bemänteln; ich wollte gerade sagen, daß ich für sie gerne den Holzstoß bestiege, o. dgl., allein welch ein Mißgeschick! Es mußten mir Sägespäne in die Nase gekommen sein, ich mußte nießen, und so oft ich reden wollte, hinderte mich mein Nießen daran. Ich nahm Reißaus und wollte in das Durchhaus nach dem Köllnerhof zu gehen, rannte an eine Sänfte an, der Sesselträger schrie: „Na, der Lümmel!" Ich machte gar keinen Versuch, ihn zu besänftigen, sondern flüchtete in das Adamische Kaffeehaus. Ich ließ mir ein Glas Melange geben und eine Zeitung; verschüttete die Hälfte des Kaffee's, und in der ersten besten Zeitung, es war gerade "la Moda," stand gerade ein Artikel gegen mich. Ich verließ das Kaffeehaus, um meinen Weg fortzusetzen, da sah ich, daß hinter mir Herr X kommt, der die Menschen auf der öffentlichen Straße mit Anekdoten todtschlägt; ich wollte schnell vorwärts schreiten, um ihm zu entkommen; da fuhr ein meilenlanger Bierwagen aus einem Hausthore und versperrte die Straße! Da stand ich, vor mir der lange Bierwagen, und hinter mir einige lange Anekdoten! Richtig packte er mich, versetzte mir einige Anekdoten und wollte mir eben noch eine beibringen, als ich ihm sagte, ich müßte da in ein Haus hineingehen, und entschlüpfte in den Darvaer-Hof. In der Eile des Durchfluges, blieb mein Rock an dem Stocke im Durchgange hängen; ich wandte mich rasch um und prallte an ein Mädchen an, welches ein weißes Kleid auf einem Stocke trug, schleuderte das Mädchen an die Wand und das Kleid zu Boden. „Na," sagte das Mädchen, „können's die Geschicklichkeit schon lang?" Wie ein gejagtes Reh entfloh ich, und erreichte glücklich das sogenannte Lorenzo-Thürl, ohne andere Unannehmlichkeit, als daß auf dem Lorenzo-Bergel, wo eben

gebaut wurde, mir gerade vor der Nase ein langer Querbalken aufgezogen wurde, und ich an fünf Minuten lang warten mußte. An dem Lorenzo-Thürl kam mir die fatale Idee, die dort angeschlagenen Zettel alle zu lesen. Der Durchgang ist schmal, die Frequenz stark; einige Personen standen schon da, die Zettel zu lesen; ein Vorübergehender, an mich anrennend, stieß mich so gegen die Wand, daß ich ein mit verschiedenen Lebensmitteln gefülltes Tuch, welches ein dastehendes altes Weib in der Hand hatte, dermaßen an die Wand schnellte, daß die darin befindlichen Eier alle zerbrachen, und die Dotter durch das Tuch herausquollen. Man kann sich denken, welche Fluth von naiven Redensarten aus dem Munde der Alten, welcher mir jetzt weiter als das Lorenzo-Thürl vorkam, mir entgegen strömte. Ich rannte wie besessen der Brücke zu.

Der Wind pfiff, und es begann zu regnen. Ich mußte mit der einen Hand den Regenschirm balanciren, und mit der andern Hand den Hut auf dem Kopfe festhalten. Es gehört in solchen Zeiten nicht wenig Geschicklichkeit dazu, glücklich über diese Brücke zu kommen. Auf der Mitte der Brücke begegnete mir gerade wieder ein Mann mit einem Parapluie und die Hand ebenfalls am Hute festgenagelt. Wir rannten aneinander, wollten ausweichen, und weichen beide auf derselben Seite aus, stießen wieder aneinander, sprangen wieder beide auf die entgegengesetzte hinüber und fuhren wieder mit der Brust zusammen. So machten wir sechs oder siebenmal den komischen Rösselsprung, bis wir uns los werden konnten. Gottlob, das Trottoir an den Kaffeehäusern ist erreicht, die Häuser der Jägerzeile versprachen etwas Schutz und ich segelte mit meiner Parapluie-Gondel getrost vorwärts. Da reißt der Wind einer vor mir gehenden Dame den Beutel sammt Taschentuch aus der Hand, ich bücke mich darnach,

strecke die Hand aus, und in demselben Augenblicke reißt mir der Wind den Hut vom Kopfe und wirbelt ihn vorwärts der Jägerzeile zu. Ich wirble dem Hute nach, und er wird vom Winde gerade zu den Füßen eines mir entgegenkommenden Frauenzimmers hingetragen; ich stürze mich zu dem Hute hin zu ihren Füßen, sie erschrickt, springt seitwärts und stoßt den Aepfelstand der Oebstlerin, beim Lamm gegenüber, über den Haufen, stolpert selbst und da liegen wir, ich, der Hut, die Aepfel, das Frauenzimmer, und die Oebstlerin steht neben uns und hält uns eine Leichenrede, die nicht in den Wind gesprochen war. Ich wollte mich erheben, glitt wieder aus, die Oebstlerin zählt die Häupter ihrer Aepfel, tobt dabei, das Mädchen bringt ihren Anzug in Ordnung, ich stammele Entschuldigungen und mache mich aus dem Staube, oder vielmehr aus dem Moraste. Mein Gesicht war bei dem Falle naß geworden, ich wollte mich mit meinem Taschentuche abtrocknen, allein ich hatte es in dem ersten Oberrocke in der Tasche stecken lassen. Was war zu thun? Zum Glück fiel mir ein, daß in der Jägerzeile eine Bekannte von mir wohnte, und ich nahm keinen Anstand, in dieser Verlegenheit meine Zuflucht zu ihr zu nehmen. Ich eilte hastig die Treppe hinauf, da führte der leibhaftige Guckuck ein Holzweib mit einer Butte Holz die schmale Treppe vor mir hinauf; ich schwankte hinterher, sie wollte eilen, verfehlte eine Treppe und das Holz fiel auf die Stiege hin. Ich räumte auch dieses Hinderniß hinweg, ließ Oberrock, Parapluie u. s. w. im Vorzimmer, trat zu der gnädigen Frau ein, stellte ihr die Reihe meiner Unglücksfälle vor, und bat um ein Taschentuch. Ich bekam es mit vieler Anmuth und empfahl mich. Indessen war das zwölfjährige Söhnlein vom Hause ausgegangen und nahm ohne viel Umstände mein Parapluie mit. Ich entschloß mich also bei einem andern Bekannten ein Parapluie auszuborgen, denn ich gehe alle

Tage trotz Regen und Wind in den Prater. Ich hatte diesen Bekannten schon unendlich lange nicht besucht und machte mir also eine kleine Anrede zurecht. Ich riß an der Thürglocke, und —man denke sich mein Entsetzen! —der Mann war längst weggezogen, ein anderer unglückseliger Poesie-Dilettant, der mir vor ungefähr einem Monate 65 Charaden zum Durchlesen brachte, öffnete mir die Thüre und war ganz entzückt, mich zu sehen. „Oh!“ rief er aus, „Sie sind sehr gütig, daß Sie sich wegen der Charaden zu mir bemühen! Spazieren Sie gefälligst herein!“ Ich war in einer gelinden Verzweiflung! „Verzeihen Sie,“ sagte ich, „ich bin eigentlich gekommen, weil mir gerade eingefallen ist, welche schöne Charade das Wort „Regenschirm“ gäbe, und da Sie ein solcher Meister sind, so mußte ich es Ihnen mittheilen und Sie bitten, eine Charade daraus für die Theaterzeitung zu machen!“ Sein Gesicht phosphoreszirte vor Seligkeit: „Recht gern, recht gern!“ „Bei dieser Gelegenheit,“ fuhr ich fort, „könnten Sie mir vielleicht einen wirklichen Regenschirm leihen, blos in den Prater.“

Er brachte mir einen Regenschirm, der auch einer Charade ähnlich sah, denn er war seiner Auflösung ganz nahe! Rothe Leinwand, die aus gelbem Neid ihre Farbe verläugnen wollte, war vermittelst eines bescheidenen Bindfadens um eine Gattung Schierhaken festgebunden. Als ich auf der Straße den Schirm aufmachte, sah das röthliche Ding mit seinen Fischbeingräthen aus, als ob man aus einem Saibling, der die Rippenfell-Entzündung hatte, ein Parapluie gemacht hätte. Ich wollte es aufspannen, allein meine gespannte Erwartung wurde getäuscht, ich mußte selbst mit meinen zwei Fingern der rechten Hand die Klammer machen, das Dach des Schirmes zu schützen. Wenn ich in die Höhe sah, so war dieses Dach wahrscheinlich ein astronomischer Thurm, denn man

konnte den Lauf der Gestirne durchsehen, und es waren Löcher und Lücken zu Tubussen und Fernröhren da.

So quälte ich mich bis an's Ende der Jägerzeile hinab. Als ich am sogenannten Pfendlerhause um das Eck hinausbog, da faßte der Wind meinen Danaiden-Regenschirm und kehrte sein Dach ganz um, so daß er aussah, als hätte er den Reifrock über den Kopf zusammengeschlagen. Ich klammerte mich an dem Stocke des Schirmes fest und wurde von dieser Maschine mit fortgezogen, so daß ich und das Ganze ausgesehen haben muß, wie ein fliegender Drache. Die Gewalt des Windes, welche sich in dem oberen Luftballon des Schirmes verfangen hatte, riß uns mitten in eine Heerde Ochsen hinein, die gerade von den Weißgerbern herüber getrieben wurde, welche stutzig über diese Erscheinung ehrfurchtsvoll aus einander ging und uns durchließ.

Im Anfange der Praterallee pauschte ich meinen Montgolfier zusammen, der Regen hatte aufgehört, und ich nahm meine Augengläser herab, um sie, da sie vom Regen naß wurden, mit meinem Taschentuche zu trocknen; ungeschickter Weise mit steifen Händen, zerbreche ich das rechte Glas der Brille, welches sogleich in drei Theilen zu Boden fällt! Ich muß nun mit einer Brille, die nur auf dem linken Auge ein Glas hat, weiter fortspazieren, und wenn ich etwas sehen wollte, ein Auge zusammenzwinkern, so daß meine Augen aussahen, wie ein Jambus: ◡ — Ein Wagen rollte vorüber, ich zwinkerte die Augen zusammen, erkannte zwei Damen, grüßte, allein da war der Wagen schon vorüber, und mein Gruß flog in einen nachrollenden Wagen, in dem zwei mir ganz fremde Damen saßen; während nun die ersten Damen über die Unhöflichkeit meines Nichtgrüßens raisonnirten, ärgerten sich die andern zwei Damen wahrscheinlich über die Zudringlichkeit meines Grüßens; darüber mußte ich lachen,

und da gerade ein dritter Wagen kam, wendete ich lachend meinen Kopf auf die andere Seite, da strich ein langer Mann, der aussah wie ein Eisenfresser, gerade an mir vorüber, der sieht mich mit gezwinkertem Blick, lächelnd, glaubt, da ich mich unglücklicher Weise gerade umwendete, ich messe ihn, und lache ihn aus, und fängt Händel mit mir an. Ich erzähle nun dem Bramarbas die ganze Geschichte, er wirft ein metallenes Gelächter auf, daß die Bäume zusammenbeben und steigt weiter fort. Da führt mein guter Genius einen leeren Fiaker vorbei, ich rufe ihm zu, er soll halten, er will absteigen, um den Schlag zu öffnen, ich sage: „bleib' nur sitzen!" reiße den Schlag auf, will flink hinaufspringen, gleite von dem nassen Auftritt herab, schlage mir das Schienbein wund, und schlage zugleich die Glasscheibe an der Wagenthüre zusammen. Endlich sitze ich. „Rasch!" rief ich dem Fiaker zu. Der Fiaker peitscht die Pferde tüchtig, der Weg ist glatteisig, am Anfange der Jägerzeile, bei den Kaffeehäusern, fällt ihm ein Pferd nieder und will sich nicht wieder erheben. In einem Nu setzt sich ein kleiner Anflug von Gassenjungen um den Wagen an, mehrere Fiaker kommen hilfreich, alles nützt nichts: ich bin genöthigt, mit einer zerbrochenen Brille, mit einem umgekehrten Parapluie, mit einem wunden Schienbein, unter dem Lachchor der Straßenjungen auszusteigen, und ich retirire mich in's „weiße Roß," wo ein Freund von mir einlogirte. Ich klopfe an. „Wer da?"—„Ich."—„Verzeihen Sie, ich kann Ihnen nicht aufmachen."

Ich ging wieder fort, nahm mir bei No. 1 einen zweiten Fiaker, in welchem ich endlich ohne weiteren Unfall nach Hause kam.

Frühlings-Kur der Sommersprossen, für den Herbst und Winter des Lebens.

Schon wieder eine große Akademie gegeben, schon wieder eine Praterfahrt vorüber, schon wieder das große Loos nicht gewonnen, schon wieder einige Hoffnungen in den ersten April geschickt, schon wieder Frühling und schon wieder ein Hundewetter!

Bravo! Bravissimo!

War das der Mühe werth, ein Jahr älter zu werden, 600 fl. Miethe zu bezahlen, Schuhe, Stiefel und Kleider zu zerreißen?

O Ledernheit, Altgebackenheit, Aschfärbigkeit, Salzlosigkeit und Rückenmarkdörrigkeit der alten Leyer!

Also Frühling! Der Kalender sagt's und ich will's glauben. Bin ich besser, wie eine Straßenlaterne? Die Straßenlaterne glaubt dem Kalender, daß Mondschein ist, ich glaub' ihm, daß Frühling ist und ziehe einen Frack an; daß ich unter dem Frack zwei Hemden und ein Flanellkleid trage, das geht den Kalender nichts an, das sind meine Privatneckereien mit dem Frühling. Der Frühling selbst hat sich auch im vorigen Jahre am ersten Mai im Augarten verkühlt, hat das Gliederreißen bekommen und geht jetzt selbst in lauter Futterbarchent.

Also der Frühling ist entschuldigt, aber mit dem Sommer will ich furchtbar zu Gericht gehen! Er geht vor Juni nicht aus, und doch friert er und ihm klappern die Zähne!

Und was das Schlimmste ist, das Unbegreiflichste, die Sommer nehmen ab, aber die Sommersprossen nehmen zu!

Wo kommen also die Sommersprossen ohne Sommer her? Es geht den Menschen mit den Sommersprossen wie mit den

Liebesliedern, die Liebe ist dahin, die Lieder nehmen gräßlich überhand!

Aber, meine holden Leserinnen, glauben Sie ja nicht, daß die Sommersprossen im Sommer entstehen! Beileibe! Sie entstehen alle im Frühling. Sie sollten also Frühlings-Sprossen heißen, sowie eigentlich auch unsere Alters-Schwächen aus Jugend-Schwächen herstammen!

Ja, meine holden Mädchen, im Frühlinge, in Eurem und in dem Jahres-Frühling, da hütet Euch vor Sprossen und Flecken!

Eure Haut und Euren Ruf bewahrt im Frühlinge Eures Daseins. Dann werden sie im Sommer, Herbst und Winter keine Sprossen und keine Flecken haben!

Die zarte Haut der Mädchen bekömmt leicht Sommersprossen und Leberflecken. Der zarte Ruf der Mädchen bekömmt noch leichter Promenade-Sprossen und Salon-Flecken!

Der Ruf eines Mädchens ist wie ihre Haut und wie sie selbst; je mehr sie an's Sonnenlicht kommen und gehen, desto mehr Sommer-Sprossen bekommen alle drei!

Der Ruf eines Mädchens ist zart, wie die zarteste Farbe; sie schießen Beide ab, wenn sie viel an's Tageslicht kommen!

Die Mädchen sind wie die Kerzen: je mehr sie in die Luft kommen, desto leichter schmelzen sie, desto früher sind sie ausgebrannt. Die Mädchen sind wie die Kerzen: je öfter sie geputzt werden müssen, desto weniger sind sie nutz und je öfter sie ausgehen, desto weniger taugen sie für's Haus!

Die Haut und der Ruf eines Mädchens bekommen leicht Flecken, aber sie gehen schwer oder nie aus; und bringt man auch mit Mühe nach langer Zeit so einen

Fleck aus, so geht es wie mit einem Flecken in Sammt: bringt man auch den Fleck weg, der Glanz dieses Punktes ist auf ewig dahin!

Wisset Ihr denn, meine theuern Mädchen, wie die Sommersprossen entstehen? Gerade wie die Sprossen und Flecken im guten Ruf!

Zuerst bilden sich in der reizbaren Haut kleine Schweißtröpfchen; in diesen Tröpfchen, die nicht zusammenfließen, werden die Sonnenstrahlen, wie durch ein konvexes Glas, in einen Brennpunkt vereinigt, der Brennpunkt fällt auf die Malpighische Netzhaut und der dadurch gesäuerte Kohlenstoff bringt diese Sprossen hervor.

So ist's auch mit dem guten Ruf; wenn sich zuerst auch nur ein kleines Tröpfchen daran ansetzt, die Sonnenstrahlen aus allen Blicken und Lorgnetten der Welt vereinigen sich in diesem Brennpunkte und finden da Kohlenstoff genug zum Anschwarzen und Sauersehen, und verderben den guten Ruf auf ewig!

Gegen die Sommersprossen der Haut, meine lieben Leserinnen, giebt es viele bewährte Mittel, die alle nichts helfen, z. B. Waschwasser, Molken, Seife, Rahm u.s.w.; aber gegen die Sprossen und Flecken im guten Ruf eines Mädchens giebt es kein Waschwasser und kein Reinigungspulver; nicht einmal die zu spät vergossenen Thränen waschen diese Sprossen weg, nicht einmal der Höllenstein der zu späten Reue ätzt diese Flecken auf!

Es giebt Frauenzimmer, deren Haut mit Sommersprossen übersäet und sie sind dennoch schön, liebenswürdig, gesucht, geliebt, geschätzt; aber ein Mädchen, welches Sommersprossen im Rufe hat, ist häßlich wie die Sünde und wär' es so schön wie ein Engel; es ist ekelhaft wie eine Spinne, und wär' es so appetitlich wie ein Blumenstrauß; es wird von ehrelieben-

den Männern geflohen, und wenn sie es auch liebten wie ihr Selbst!

Gegen die Sommersprossen in der Haut hat man Fächer, Hut und Sonnenschirm; gegen die Sommersprossen in dem Rufe giebt es keinen Fächer und keinen andern Schirm, als den Schirm der jungfräulichen Sitte und die Schirmgötter des stillen, väterlichen Hauses.

Wehe dem Manne, wehe dem Jüngling, der sein Herz an ein Mädchen hängt, das nicht Acht giebt, daß ihr Ruf keine Sommersprossen bekomme, denn sie bekommt die Sommersprossen und er muß sein Gesicht zu waschen geben!

Also, meine lieben Mädchen, im Frühling da bewahrt Haut und Ruf vor Sommersprossen! Hütet Euch vor zu viel Sonnenlicht, vor zu viel Zugluft, die zu viel zieht, vor Brennstrahlen der Lorgnetten u.s.w. u.s.w.

Der Gras-Enthusiast in der musikalisch-deklamatorischen Gelsen * - Akademie.

Herr von Graupenschieber ist ein Gras-Enthusiast; Frau von Graupenschieber ist eine Gras-Enthusiastin; Fräulein Alwine von Graupenschieber ist eine dilettirende Gras-Enthusiastin; die kleinen männlichen Graupenschieberchen sind angehende Gras-Enthusiastchen; der Hauslehrer, Herr Wenzeslaus Lautsch, ist ein Pflichts-Gras-Enthusiast, und sogar das Stubenmädchen Walburga Silberheitel ist eine Gras-Enthusiastin.

Das Allodial-Vergnügen der Graupenschieber'schen Familie bestand darin, sich in's Gras zu setzen, sich im Grase zu wälzen, im Grase zu essen, zu trinken, im Grase Pfänder zu spielen, im Grase zu zwicken und im Grase zu schlafen.

* Gelsen, eine Lokalbenennung der Mücken.

Kurz, wenn weiland Ovid die Graupenschieber'sche Familie gekannt hätte, er hätte sie in seinen Metamorphosen zu Heuschrecken verwandelt; denn gewiß ist es, aus jedem einzelnen Graupenschieber-Exemplar hätte die Natur zehn Heuschrecken machen können, und es wäre noch ein halber Graupenschieber und ein halber Laubfrosch übrig geblieben! Sie hatten auch Alle einen Grasgeruch; wenn Herr Graupenschieber in's Zimmer trat, konnte eine gesunde Normal-Nase sogleich wittern, wie draußen das Gras steht, und wenn Frau von Graupenschieber um die Zeit des frischen Heumachens durch die Straßen ging, glaubten alle Pferde, es ginge eine duftende, eben gemähte Heu-Wiese vorüber, und wieherten sie gras-enthusiastisch an.

Da meine Leser nun auf einige freundschaftlichen Stündchen mit mir und mit Graupenschieber's in's Gras beißen müssen, so will ich eine kleine Charakteristik unserer gemeinschaftlichen Freunde entwerfen.

Herr von Graupenschieber war früher ein Romantiker, sein Geschäft zog ihn an den Busen der Natur; er war Naturforscher durch Schicksal, Botaniker aus Bestimmung, er war — Dürrkräutler!

Wenn ich kein Humorist wäre, ich möcht' ein Dürrkräutler sein!

Die Dürrkräutlerei ist aller Dichtkunst Anfang! Was ist jeder Mensch Anderes, als ein Dürrkräutler? Er sammelt im Schweiße seines Angesichtes Blümchen und würzige Kräuter auf der Lebensflur, um sie zu trocknen, zu dörren, um im Alter sie mit der Erinnerung aufzugießen, und sich an ihrem Aroma gesund zu trinken!

Das Herz eines jeden Menschen ist am Ende seiner Tage eine Dürrkräutlerei! Darin liegt die getrocknete Rose

der Liebe, die getrocknete Blume der Hoffnung, das abgeblaßte Vergißmeinnicht, das verdorrte Tausendschönchen u.s.w.

Graupenschieber hatte aber so lange Kräuter gesammelt und gedörrt, bis er aus diesen Dürrkräutern das frische Kräutlein der Münze, das Tausendgulden=Kräutlein hervorsprießen sah; er wurde reich, sehr reich; er wurde ein Kraut=Junker!—Er gab sein Geschäft auf, und widmete sich—der Musik! Er spielte Violine—und sang; dabei bildete er sich in einer Dürrbüchlerei, in einer Leihbibliothek, zum belesenen Mann.

Graupenschieber sah, daß kein Kräutlein auf dem Felde, keine Saite auf der Violine und kein Büchlein in der Bibliothek allein stehe, so dachte er sich: „Es ist nicht gut, daß der Graupenschieber allein seie, und ich will ihm eine Gehülfin geben!"

Und er sah sich um in den Pflänzlein und Kräutlein des Michelbaierischen Grundes, und ersah sich eines der dürrsten Kräutlein, ein Hopfenstänglein im weiblichen Garten, die hochaufgeschossene, ehrsam magere Pfründnerstochter Margarethe Zandl zur Gesponsin, und er fragte sie: „Willst du mit mir theilen die grünen Freuden und die dürren Leiden dieses Lebens?" Und sie hüstelte: „Ja!" Darauf fragte er sie wieder: „Willst du mein eigen sein, wie du leibst und lebst, und willst mir zuhören, wenn ich Violin spiele?" Und sie seufzte wieder: „Ja!" so ward Graupenschieber vermählt!" Aus dieser Ehe ging zuerst Alwine hervor, welcher in mehreren Abtheilungen mehrere Graupenschieberchens nachfolgten. Jetzt, indem wir mit ihnen im Grase eine Zeit lang zusammen zubringen wollen, ist Alwina in jenem Alter, wo jedes weibliche Herz das Gras der Liebe wachsen hört, und Alwine hatte ein feines, ein geübtes Ohr. Sie besaß alle dürrkräutlerische Schwärmerei des Vaters, und alle mathematische Ma=

gerkeit der Mutter. Sie war so mager, daß ein Bischen kühner Styl behaupten könnte: sie war gar nicht; sie sei eigentlich die personifizirte, mathematische Linie. Dabei hatte sie einen grünen Teint und eine entschiedene Vorliebe für grüne Kleider und grüne Bänder. Kurz, man konnte sie füglich den gedörrten Genuß der Hoffnung heißen. Zudem trieb sie auch die Kunst ihres Vaters, und spielte Violine! Wenn sie im Grase saß und Violin spielte, und man stand nur ein Bischen ferne, so sah man sie im grünen Grase gar nicht, und man hörte nur eine Violine, die, wie von sich selbst gespielt, die dämonisch'sten Töne von sich gab.

Zu den drei jungen männlichen Graupenschieber's wurde Herr Lautsch als Lehrer angenommen. Es war eine kleine, stämmige Figur, auf dem dicken Haupte einige glatt anliegende, schwarze Härchen, und zwischen zwei Backen wie die Winter-Rettige strengte sich ein rothes und blaues Näschen wie ein Stiefmütterchen an, durchzubrechen. Dieses botanische Näschen kam aber nur dann zum Vorscheine, wenn Lautsch lächelte, dann schoben sich die Backen etwas abseits, und das Näschen in der Klemme athmete freier. Dabei hatte Lautsch die Gewohnheit, mit dem Zeigefinger der linken Hand stets in die linke Backe zu bohren, gleichsam als ob er da einen artesischen Brunnen graben wollte.

Auch Lautsch war musikalisch, er bluh's Klarinette! Lautsch und Alwine schienen sich zu lieben.—Den Schlußstein zu diesem Familiengemälde liefert das Stubenmädchen Walburga Silberheitel.

Ihre Mutter war Sattlersgesell-Freundin und selbst ausübende Wollschlägerin. Frühzeitig widmete sie ihre Walli den schönen Künsten; sie gab sie in die Erziehungsanstalt zu einer ledigen Zimmermalers-Wittwe, wo sie den ersten Anstrich von Bildung erhielt, bis sie durch eine geistige Hinneigung zu

einem Thurmwächter eine höhere Richtung bekam. Sie lernte von ihm, der früher als supernumerärer Marketender auf Wartegeld mit nach Frankreich ging, französisch, und so ausgerüstet mit allen Kenntnissen, die zur stubenmädlerischen Karriere nöthig sind, kam sie zu Graupenschieber, um Alwinen's Gesellschafterin, die Begleiterin eines Schattens zu werden; sie wich nicht von Alwinens Seite, das war ihre einzige Schatten-Seite! Sie war schön, sehr schön und grausam, grausam? Nein, warum sollte sie grausam sein! Im Neunzehnten Jahrhundert? Wahnsinn!

Ich aber wurde durch einen eigenen Zufall in die Graupenschieber'sche Familie hinein geschoben.

Als ich in dem Briel wohnte, hatte ich vor meinem kleinen Landhäuschen einen fetten, üppig-grünen Grasplatz, auf welchem bequem einige Beduinen und sechs Kameele ein Beilager feiern könnten.

Eines Nachmittags öffnete ich das Fenster, und siehe da, es hatte sich eine kleine Kolonie Gras-Enthusiasten auf diesem Grasplatze angesiedelt: es war die Familie Graupenschieber. Sie fielen wie eine Heuschreckenwolke auf diese Smaragdwiese nieder, und bedeckten sie. Es war eine gewisse nomadische Naivetät in der ganzen Karavane, das Recht der Natur: „Der Mensch darf überall grasen, wo die Vorsehung Gras wachsen ließ!“ sprach so deutlich aus dieser Ansiedlung heraus, daß ich als eigentlicher Grund- und Lehns-Herr dieses grünsammtnen Graupenschieber-Sophas mein Recht nicht geltend machte, und die ganze, große, schöne Heuwiese den Ankömmlingen zur freien Weide überließ.

Es war ein Glück, daß die Wiese nieth- und nagel-fest war, denn wenn sie mobil gewesen wäre, die Graupenschiebers hätten sie mir glatt weg- und auf-gerochen! Denn man konnte

im buchstäblichen Sinne des Wortes sagen: Die Graupenschiebers trieben ihre Nasen auf die Weide!"—Sie bohrten Alle ihre Nasen ins Gras, als wollten sie dieselben darin einfühlen.

Der Herr Lautsch, dessen kleines Pensee-Näschen sich kaum über das Niveau der Backen hinauswagte, hatte am meisten Plage, mit dem Versuche, seine Nase auch in die Mutter Erde zu stecken.

Als ich die Familie so auf dem Bauche, mit den Nasen-Spitzen in der Erde liegen sah, glaubte ich, sie seien alle Braminen.

Allein, wie es im Leben oft geschieht, daß, während man seine Nase irgendwo hinein steckt, sich ein Ungewitter hinter unserm Rücken zusammenzieht, so ging es auch da. Während ungefähr ein Dutzend Graupenschieber-Nasen sich in die Erde bohrten, stieg über dem Dutzend Graupenschieber-Rücken ein schwarzes Ungewitter empor, ein schnellerwachender Sturmwind ließ die herabhängenden Wolken platzen, und sich über die Gras-Enthusiasten-Gesellschaft entladen.—Nun hatten sie zwar ihre Nase im Trocknen, allein der Mensch hat außer der Nase in seiner Avers-Seite, auch noch Gegenstände auf der Revers-Seite, die er nicht gerne durchweichen läßt; auf einmal riß sich das Dutzend Nasen aus der Erde, und streckte sich gen Himmel und empfand, daß der Regen auch wie auf die Nase gefallen war.

Da sich in der Kolonie einige Kinder und einige Frauenzimmer befanden, so eilte ich, der ganzen Gesellschaft durch meinen Bedienten mein Häuschen zum Schutz anbieten zu lassen.

In zwei Minuten war mein Salon von Graupenschiebers voll.

Alwine Graupenschieber sah aus wie der naßgewordene Geist einer verstorbenen Grasmücke, die zwei kleinen männlichen

Graupenschieberchen trugen auf ihren Nankinhöschen einen grünen Abdruck der Wiese avant la lettre mit, in den weithinschattenden Haubenbändern der Frau Graupenschieber saßen mehrere Heuschrecken und machten Pläne für die Zukunft, und Walburga Silberheitel suchte aus der alten Garderobe ihrer französischen Sprache eine kleine Boa heraus, und sagte mir mit einem vielsagenden, wollschlagerischen Lächeln: "Ah, que vous êtes du civil, ma bonne!"

Gut, dachte ich mir, daß ich deine Bonne bin, und machte bonnemine!

In fünf Minuten waren die Graupenschieber in meinem Salon so heimisch, als ob er eine Heuflur gewesen wäre. Alwine lag auf dem Sopha hingegossen, wie ein nasser Seidenfaden, und die kleinen Grashüpfer nahmen meinen Erd- und Himmel-Globus ganz naiv zum Ballonspiel. Herr Graupenschieber aber machte alle Augenblicke das Fenster auf, steckte die Nase hinaus, schnupperte, und rief immer: „Ach, wie gut riecht das Gras!" Der Regen hatte nach und nach aufgehört, und Graupenschieber schickte, wie Noa aus der Arche, erst den Raben Lautsch aus, um zu sehen, ob das Gras schon trocken sei, allein der Rabe Lautsch kam zurück, weil er noch keinen trocknen Boden fand; nach einer halben Stunde sendete Graupenschieber aber die Taube Silberheitel aus, und sie flatterte zurück mit einem Bündel Gras im Munde, ein Zeichen, daß die Sündfluth aufgehört hatte, und das Gras wieder genußbar sei auf Erden.

Da rafften sich die Graupenschieber zusammen, und dankten mir für Obdach und Kaffee. Ich mußte mit Hand und Ehrenwort versprechen, einmal mit Graupenschiebers eine Partie ins Gras zu machen, und zwar in Graupenschiebers „Familien-Wagen."

Beim Abschiede umarmte und küßte mich die ganze Gras-

Menschenschaft. Als Alwine an mir emporrasselte, kam es mir vor, als hätte man mir einen Wetterableiter-Draht vom Kopf bis in die Erde angelegt; auch Walburga applizirte mir einen Mundsemmel-Kuß und lispelte: "J'éspère à votre Visitation, ma bonne!" Auch der Rabe Lautsch küßte mich, und als sein kleines Violettnäschen meine berührte, kam mir meine Nase wie Alexander der Große, und sein Näschen wie Diogenes vor, der nicht aus der Tonne wollte.

In meinem Salon fanden sich nachher einige Dutzend Heuschrecken, Würmer, Käfer und andere Ehrenbürger des grünen Grases. Meine zwei Globen kamen noch so ziemlich gut weg, bloß Spanien bekam ein Loch, und die Jungfrau bekam einige Kirschkuchen-Flecken.

Ich aber hatte das ganze Gras-Kontagium eingesogen, und ließ mich zwei Stunden in die Luft hängen.

Nach langem Zögern und vielen Ermahnungen mußte ich mich endlich entschließen, die „Partie ins Gras," meinem gegebenen Worte gemäß, mitzumachen, und ich begab mich zu Graupenschiebers, um meinen Platz in dem Familien-Wagen einzunehmen, und in Weidlingambach ins Gras zu beißen.

Da stand er, der Familienwagen des Herrn von Graupenschieber! Es war ein erhabenes, ein räthselvolles Wesen! Wie soll ich ihn schildern?!

„Ein Gebäude steht da, von uralten Zeiten,
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus,
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus!"

Da stand er vor mir, in seinen gigantischen Umrissen, mythisch, hyperbolisch und doch demokratisch tölpelhaft!

Der Wagen sah aus wie Hamlets Wolke, sah aus wie ein Kameel, und doch wiederum wie ein Wallfisch; man

konnte ihn für einen Schüttboden halten, und doch auch für eine Fregatte; wenn man ihn beobachtete, nahm er die Miene eines Luftballons an, und wenn man ihm genau in die Augen sah, gab er sich das Ansehen einer Menageriehütte! Chemiker hielten ihn für einen Gazometer, während Hydrauliker meinten, es sei eine Wasserleitung, und Architekten darauf bestanden, daß es eine Ziegelhütte!

Ich stand vor diesem mystischen Kasten, wie der Jüngling vor dem verschleierten Bilde zu Sais. Endlich kam es mir vor, als ob es eine erfinderische Verschmelzung eines deutschen, ehrlichen Galgens mit der französischen, heuchlerischen Guillotine wäre. Um den Wagen herum standen schon alle Graupenschiebers mit einem Nachbarschaft-Supplement. Es war dieses die Frau von Rogenbrösel mit ihrer Tochter Mitzi, und ihr Anbeter, Herr von Blauhappel, Magister der Bleistiftmacher-Kunde.

Rogenbrösel Mutter war eine kräftige Gestalt, eine deutsche Eiche, und Mitzi, die Eichel, fiel nicht weit vom Stamme; sie war ebenfalls von reckenhafter Individualität, und von deutlichem kernigen Gepräge. Sie war dick ohne alle Umstände, dick ohne Unterschleif, dick von erster Hand. Hübsch war sie aber, recht hübsch, und das ist Etwas, etwas Viel. Blauhappel aber war nichts, als ein — Gelächter! Er lachte immerfort, er war ein lachender Bleistift. Er sah immerfort aus, als kitzelte ihn ein unsichtbarer Strohhalm im rechten Nasenflügel.

So standen wir um den „Familienwagen" herum, und bestiegen die vier breiten Treppen, die auf vier verschiedenen Seiten in den innern Schiffsraum dieser Maschine führten.—Der Wagen war für neun Personen. Wir aber waren fünf Männer, zwei Guggelhupf, fünf Frauen, drei ge-

bratene Gänse, ein Schriftsteller und acht Plutzer. Außerdem noch ein großer Korb und ein kleiner Korb, zwei Violinkästen, ein Kutscher, ein Mops und elf Regen- und Sonnenschirme.

Der „Familienwagen“ aber stand fest, unerschütterlich und erhaben da, wie die Tugend!

Nach und nach fing Graupenschieber an, die Maschine zu füllen; die Tugend nahm uns Alle auf. Als die Frau Rogenbrösel den Wagen erkletterte, seufzte die Tugend laut auf und dröhnte fürchterlich; nach ihr kam die Silberheitel und rief mir zu: "Ma bonne, vous après me!" Ich aber sah, wie die junge Rogenbrösel, le Guggelhupf à la main einstieg, dachte: „Hier ist ein Magnet, der stärker zieht!“ und ließ mich neben der Rogenbrösel wie ein Fallschirm nieder; mir nach schlüpfte Sylphide-Alwine, die Graupenschieber-Aerienne, und lehnte sich wie ein Seufzerzapfen an meine linke Seite. Ich saß also zwischen der ersten Idee von einem Frauenzimmer und zwischen der vollkommensten Ausführung desselben. Ich neigte mich immer zum Vollkommenen, die erste Idee war meine letzte Idee.

Mir gegenüber saß „Blauhappel qui rit!“ und lächelte den Wagenboden durch. Auf seiner Stirne stand geschrieben:

"Ridendo bleistiftmachere quid vetat?"

Nach einer geraumen Stunde war die Füllung vollendet, und das Familien-Ungethüm setzte sich in Bewegung. Die zwei Pferde, welche gewiß auch Gras-Enthusiasten waren, die sich aber in ihrem Enthusiasmus noch nicht bis zum „Hafer“ emporgeschwungen, standen mit angespannter Aufmerksamkeit fest, und als der Phäton die ermahnende Peitsche erhob, um sie zu erinnern, daß der Mensch im Leben vorwärts streben müsse, sahen sie sich erst nach dem vor der Thüre liegenden Bündel Heu um, und dann nach dem Kutscher, und ihr wehmüthiger Blick schien zu sagen:

„Mußt du in die Weite schweifen?
Sieh' das Gute liegt so nah!"

Allein der Kutscher hatte keinen Respekt vor Citationen, er hieb noch einmal auf die zwei friedlichen Pilger los, sie machten eine Kraftanstrengung—baf! Die plötzliche Gewalt machte, daß ein Strang sogleich riß, und die Tugend zehn Schritt rückwärts rumpelte!

Die Explosion war so heftig, daß die Nachbarschaft glaubte, es sei ein Erdbeben!

Nach einer halben Stunde war das zarte Familienband zwischen Familienroß und Familienwagen wieder geknüpft, und nun ging es wirklich vorwärts, aber mit aller Bedächtigkeit, wie es sich für gesetzte Pferde, welche schon ausgetobt haben, geziemt. Indessen wurden im Wagen verschiedene Umgestaltungen vorgenommen; die Rogenbrösel fing ein Bischen zu transpiriren an, und indem sie einen Arm auf meine Schulter legte, wie einen Querbalken, legte sie den Gugelhupf mir auf den Schooß. Von der andern Seite deponirte die mathematische Alwine ihren Ridicüle, in welchem sich mehrere Vorrathskammern befanden, und ihr großes Wollentuch ditto auf meinen Schooß; der Pintscher des Herrn Lautsch legte sich wie eine Wärmflasche auf meine Beine, und das junge Graupenschieberchen fand Gefallen daran, sich auf den Boden des Wagens zu setzen und sein dickes Köpfchen auf meinen Knien ausruhen zu lassen. Daß ich bei diesen Umständen nicht erfrieren konnte, wurde mir zu meiner Beruhigung bald klar. Aber der Thermometer sollte noch steigen. Fräulein Silberheitel, die mein Hintermann war, fand sich angezogen, mit uns zu sprechen, und steckte ihren Kopf über meine linke Schulter; auf der andern Seite lehnte Frau von Rogenbrösel ihren linken Arm auf den Arm der jungen Rogenbrösel, der auf meiner Schulter lag, und so mag denn summa

summarum, direkt und indirekt, ein Gewicht von ein paar Zentnern auf meinen demüthigen Schultern gelegen haben.

Ich schwitzte große Tropfen, und legte in der Verzweiflung meine rechte Hand zur Erleichterung auf die Sitzlehne um die Rogenbrösel herum.

„Da entbrennt in Robert's Brust,
Des Jägers gift'ger Groll!"

Blauhappel wurde eifersüchtig. Jeder seiner Blicke war ein gespitzter Bleistift! Ich flüsterte der Rogenbrösel in's Ohr:

„O Rogenbrösel, ist Blauhappel eifersüchtig!"

Sie aber gab mir mit dem Arm einen sanften Druck auf die Schulter,—sie war vier Wochen lange nachher geschwollen, —und erwiederte: „Manchmal, wenn er nichts zu thun hat, machen Sie sich nichts daraus!"

Ich wußte auch nicht, was ich mir aus Blauhappels Eifersucht hätte machen sollen!

Ich sah also die Rogenbrösel an, mit einem Blick, o mit einem Blick, ein einziger solcher Blick vernichtet zehn Blauhappels! Auf einmal ein Ruck! Ein Sturz! Geschrei! Ums Himmelswillen!

Die Tugend lag im Chausseegraben! Und alle Bewohner der Tugend im Familienwagen mit!

Es war eine schöne Wirthschaft.

Wie es kam, daß dieser voluminöse „Familienwagen" stürzte, blieb ein Räthsel.

Wahrscheinlich erblickten die Pferde rechts in dem Chausseegraben einen kleinen Anflug von Heu und

„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme!"

Es bleibt in der Welt so vieles, was geschehen ist, ein

Räthsel; z. B. wie Heinrich Laube zu dem Ruf eines Schriftstellers kam; wie im Piräus ein Bräuhaus errichtet wurde; wie das civilisirteste Volk der Pariser die civilisirtesten Beutelschneider sein kann; wie die allerliberalsten Redner Deutschlands auf ihrem kleinen Gütchen ihre Unterthanen am ärgsten schinden konnten; wie Strauß und Lanner an jedem Finger ungeheure Demantringe tragen, wie Grillparzer, Tieck und Uhland nie derlei aufzuweisen hatten!—wenn dieses Alles auf der Welt geschehen kann, warum soll nicht einmal ein „Familien-Wagen“ räthselhafter Weise in einen Graben stürzen können? Zum Beweise, daß es geschehen konnte, geschah es!

Die Maschine lag nicht so eigentlich, als sie sich vielmehr halb in den Graben lehnte, halb noch auf der Höhe erhielt, wie die neue Philosophie, die zwischen ihrer überschwenglichen Höhe und unergründlichen Tiefe auf der Nase liegt.

Aber die Inwohnerschaft lag im Graben, ganz und komplett! Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß mir selbst nichts geschehen ist, dehnte sich meine Nächstenliebe gleich so weit aus, mich um alle Andern gar nicht zu bekümmern, sondern dieses Schauspiel zu betrachten, und ich hätte Lust gehabt, wie jener Maler, der sich an den Mastbaum binden ließ, um den Sturm zu malen, mich an die emporragende Wagendeichsel anbinden zu lassen, um diese vereinigte Graupenschieber- und Rogenbrösel-Gruppe recht zu übersehen.

So mag es in Friedrich's Lager nach dem Ueberfall bei Hochkirchen ausgesehen haben!

Ich kam auf die junge Rogenbrösel zu fallen, das war kein harter Fall; es kam mir vor, als wäre ich auf einen elastischen Divan gefallen; Alwine Graupenschieber fiel mir auf die Nase, allein ich spürte sie kaum, ich balancirte sie auf meiner Nase, wie ein Jongleur eine Pfauenfeder. Neben

uns lag Blauhappel, wie ein in Ohnmacht liegender Bleistift, aber er lachte und auf seinem Leibe lagen die zwei jungen Graupenschieber, ein umgestürzter Proviantkorb und der Pintscher. Hinter uns lag, wie ein gestürzter Berg, Frau Rogenbrösel und schnaubte glühenden Odem, so daß ich alle Augenblicke erwartete, der Berg würde anfangen Feuer zu speien. Sie fiel unglücklicher Weise auf einen Korb mit Bierplutzern und ihr rechter Arm zerquetschte die ganze Saat der Gugelhupfe!

Herr von Graupenschieber hing mit einem Fuß im Wagen und mit dem Oberleibe lag er im Graben, allein seine erste Frage war: „Um's Himmelswillen! ist den Plutzern nichts geschehen?“

Da „antwortetest du, ehrwürdiges Lautschchen:“ „Es sind einige zerbrochen!“ Und darauf „wieder fraget der würdige Graupenschieber im buntbeblümten Leinrocke:“ „Von die großen oder von die kleinen?“ Und züchtiglich entgegnet der fleißige Lehrer der Jugend: „Von die kleinen!“

„Gottlob, nur von die kleinen!“ ruft Graupenschieber aus, „und ist meiner Frau nichts geschehen?“—„Nein,“ rief ein junges Graupenschieberchen aus, „der Mama is nix geschehen, aber die Gugelhupfe sein hin!“

Alles machte Anstalt, sich zu erheben, nur ich nicht! Quo sors nos trahet, etc. Was ist alle Philosophie? Mit ruhiger Fassung da liegen bleiben, wo einen das Schicksal hinwirft! Ich machte gar keine Anstalt aufzustehen, im Gegentheil, ich nahm die Korrektur meines übermorgigen Blattes heraus, um sie allda zu machen und fragte Blauhappel zu diesem Behufe: „Haben Sie nicht zufällig einen Bleistift bei sich?“

Während dem war die übrige Gesellschaft bemüht, die Frau Rogenbrösel, die, wie Marius auf den Trümmern Karthagos,

auf den Plutzer-Ruinen lag, emporzuwinden, welches nach einer angestrengten Mühe von einer ganzen Viertelstunde auch bewerkstelligt wurde. Ich hatte indessen meine Korrektur gemacht und fragte Herrn Blauhappel, wie man sie am besten in die Druckerei befördern könnte, denn ich möchte gern hier die zweite Korrektur erwarten. Auf einmal fühlte ich mich am Ohre gefaßt, es war Fräulein Silberheitl, die in Ohnmacht lag; als sie aber sah, daß ich mich nicht in fremde Ohnmachten mische, daß ich sie wohl mit ihrer Ohnmacht liegen sah, allein dachte: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen," da fand sie es gerathen, zu erwachen und mein Ohr als Rettungsast zu ergreifen, um sich daran emporzurichten und rief: "Ah, ma bonne, aidez moi en haut!" (Helfen Sie mir in die Höhe!) Ich erwiederte ganz phlegmatisch: "aide-toi!" oder auf österreichisch: „Du bist sehr öd'!"

Sie suchte sich aus den rinnenden Bierflaschen und Plutzerscherben herauszuarbeiten, da faßt es den Lautsch an:

„Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er sieht erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt es ihn an, den Preis zu erwerben,
Und stürzt sich hinunter in Bier und in Scherben!"

Lautsch machte es sich sehr bequem, da zwischen ihm und Silberheitel ich mit meiner festen Position lag, so überkletterte er uns geradezu, er stieg die Stufen ordentlich über Rogenbrösel, mich und Alwine hinauf und zog die Silberheitl aus den Bier-Dardanellen empor. — Endlich mußte ich auch aufstehen: es war schon Alles wieder arrangirt! Der „Familienwagen" stand wieder in seiner imposanten Größe da, er hatte keinen Schaden genommen; blos bei dem

dritten Meridian von seinem zweiten Sitz hatte die Seitenwand eine Beule bekommen, etwa eine deutsche Meile im Umfange.

Ich sprang noch einmal in den Graben zurück, um die kleinen Ueberreste da ängstlich aufzulesen. Ich raffte einige Gugelhupf-Bröckchen noch zusammen, ein Stückchen verlorenes Butterbrod, einen halben Bierplutzer, in welchem sich noch etwas vorfand, auch eine kleine Scheibe Schlakwurst, welche aus Rogenbrösels Ridikül herausfiel, nahm ich heißhungrig auf und stoppelte alle diese armseligen Bruchstücke geschickt in meine Tasche. „Was machen Sie da?" fragte Herr Graupenschieber.

„Ich redigire!" antwortete ich und suchte weiter nach den fremden Brosamen im Chausseegraben.

Endlich stieg ich wieder ein, die gefallene und wieder aufgerichtete Tugend setzte sich in Bewegung, wir stimmten ein fröhliches Lied an:

„Welche Lust gewährt das Reisen!"

und gelangten nach drei Stunden in der fettesten Wiese in der Umgebung von Weidlingambach an, stiegen aus und steckten sogleich das Lager ab.

Nicht weit von Weidlingambach wurde einer der üppigsten Grasplätze auserseshen, um unsere Soirée récréative auf demselben zuzubringen. In zehn Minuten hatten wir einen momentanen Traktat mit den hier heimischen Gelsen geschlossen, und gegenseitige freie Ausübung unserer Gebräuche proklamirt.

Das Bivouak im Grase war malerisch. Herr Graupenschieber hatte sich mit dem Grase bereits ganz amalgamirt, er wühlte in dem grünen Heuschusse wollüstig herum, während die dürre Alwine mit einer Heuschrecke um die Wette hüpfte. Ro-

genbrösel Mutter und Tochter lagen wie zwei gut ausgestopfte Divanpolster da, Lautsch und Blauhappel schlüpften aber wie die Eidechsen von einer Dame zur andern, und schnitten, so was man sagt, die Cour.

Ich hatte meine Blicke fest auf den einen großen Korb gerichtet, aus dessen Innern sich eine Armee von Gänsen, Hühnern, Enten und Semmeln entwickelte; Frau Graupenschieber verrichtete Hebammendienst bei diesem Korbe, und brachte alle Augenblicke ein neues gebratenes oder gebackenes Pfand der Eßliebe an's Tageslicht.

Und wie sie sucht mit dem Finger,
Auf thut sich der weite Zwinger,
Und es tritt aus dem geflochtnen Haus
Ein Schlegel heraus,
Und die Graupenschieber sucht wieder,
Da öffnet sich traut
Das zweite Thor,
Daraus schaut
Mit braunem Antlitz
Ein Gansel hervor!
Wie Lautsch das Gansel erschaut,.
Brüllt er laut,
Und streckt aus dem Gras'
Empor seine Nas',
Und recket die Zunge;
Und im Kreise scheu,
Wälzt er sich herbei,
Grimmig schnurrend
D'rauf streckt er sich murrend
Zum Schlegel nieder!

Und die Graupenschieber sucht wieder,
Da speit das geflochtene Haus
Zwei „bach'ne Händel“ auf einmal heraus,
Und Blauhappel mit Kampfbegier,
Stürzt auf das Händel-Thier,

Und packt es mit grimmigen Tatzen!
Und der Lautsch mit Gebrüll,
Richtet sich auf, da wird's still,
Und herum in dem Kreis,
Von Hunger heiß,
Lagern sich die Graupenschieber'schen Fratzen.

Herr Graupenschieber hatte indessen die Bierkrüge in Schlachtordnung gestellt:

„Wir hatten sechzehn Plutzer aufgebracht,
Jedlerseer Volk!"

Und die Schlacht begann. Im Vordertreffen aß Graupenschieber mit seinem Ehe-Sechzehntel und dem Facsimile einer Tochter. Im Mitteltreffen hieben die Rogenbrösel ein, und Blauhappel deckte das Hintertreffen; ich aber sagte zu Lautsch: „Wir drei, Lautsch, Silberheitl und ich, wir fressen im Gedränge!"

Eine tiefe Stille herrschte ringsum. Die Natur feierte ein bewunderndes Schweigen, nur aus den nahen Bergen tönte ein Echo das Zusammenknacken der arbeitenden Zähne zurück; den Gelsen blieb das Maul vor Erstaunen offen, und eine Wolke, die abendwärts zog, donnerte links, als wollte sie den Göttern verkünden, daß die heiligen Thiere mit Begierde ihr Futter picken!—Keine Sylbe entfloh unsern Lippen: „Das Schweigen ist der Gott der Essenden!"

Indessen kletterten die zwei kleinen Graupenschieber auf mich herum, und legten auf meinen Schultern ein Depot von abgenagten Beinen an, während sie meine weiße Pantalon mit Butter, Gras und Bier kolorirten. Dabei legten sie auf der einen Seite im Grase einen Bier-Kanal zwischen Lautsch und Alwine, und auf der andern Seite, zwischen mir und Rogenbrösel, eine Butterbahn an, und rutschten weidlich auf diesen zwei neuen Erfindungen zum Nachtheil der Pferde und zum Vortheil der Ochsen, herum.

Rogenbröſels Tochter ging von einem Dichter zum andern über, nachdem ſie den Schlegel bis an's Ende durchgemacht hatte, warf ſie ihre einnehmende Zärtlichkeit wieder auf mich; ſie hatte noch einen Gänſeflügel in der Hand, es zog mich magiſch zu ihr hin und ich ſang:

„O hätt' ich Flügel!" u. ſ. w.

Sie wurde immer freundlicher, und ich beſchloß, ihr ein Liebes-Butterbrod zu ſchreiben.—Ich ſtrich auf eine ungeheure Brodſcheibe die Butter ganz dick auf, und ſchrieb mit meinem Zahnſtocher auf dieſes neue Papier.

Dabei fiel mir ein, daß es gar nicht übel wäre, wenn ich meinen „Humoriſten" auf Butter redigirte und herausgäbe!

Der Leſer brauchte nur zu dem Blatte zu riechen, um zu wiſſen, ob die Artikel friſch ſind! Und dann, wären auch die Artikel ſchlecht, ſo könnte man doch das Blatt ſelbſt genießen! Wie herrlich wäre ein ſolches Butter-Blatt! Das neue Jahr eines ſolchen Blattes wäre der Mai, wenn die Maibutter beginnt! Dann würde ich ankündigen!:

„An die Bewohner von Weidlingambach!"
„Friſcher, ſchmalzblümerlgelber, mandelkernfeſter Maibutter-Humoriſt!"

„Der erſte Mai wird gefeiert! Er iſt ein Feſt-Tag, ein Feiſt-Tag! Alle Wieſen werden neubegrünt, alle Kühe werden durch neuen Naturſtoff anziehend gemacht! Die Deckel fliegen von den Melknäpfen! Die Riegel werden von den Ställen zurückgeſchoben! Die Butterfäſſer erhalten neue, glänzende Mitarbeiter! Es iſt ein rührender Anblick!

Der Humoriſt, der ſchon ſeit 25 Wochen Butter geliefert, liefert Butter wie keine Butter, Butter, wie man ſie weder in Hochroth-Erden und im rothen Stadel hat, Butter wie Oel, Butter wie Balſam, Butter wie Ananas! Meine Kühe,

die meine Butter liefern, sind keine gewöhnlichen Kühe, es sind eigene Kühe, es sind Kühe von Education! Meine Kühe geben das ganze Jahr Maibutter, Maibutter mitten im Winter!

Meine Kühe sind Abkömmlinge von Pharaos sieben magern Kühen, welche die fetten verschlangen! Meine Kühe geben Butter, die nicht nur Butter, sondern zugleich auch Topfen und zugleich auch Käse ist! Meine Kühe, echt vaterländische Weidlingambacher-Kühe, liefern auch Schweizerkäse, Chesterkäse, Parmesan, Ementhaler, Gruyere, Primsen und Quargel! Von solchen Kühen stammt meine Butter, stammt mein Blatt! Also pränumerirt! Wenn ihr auf siebenzig Jahre Butter-Humoristen voraus pränumerirt, so geb ich euch im einundsiebenzigsten Jahrgang die Butter ganz umsonst? Wer auf 25 Jahrgänge pränumerirt, bekömmt alle Butter, die ich noch von 6 Monaten übrig habe. Sie riecht zwar gewaltig übel, allein einem geschenkten Gaul u.s.w. u.s.w."

Indem ich so darüber nachdachte, hatte Rogenbrösel schon meinen ersten Butterbrod-Liebesbrief im buchstäblichen Sinne ganz verschlungen! Ich schnitt ein zweites Stück Brod zu einem Billet-doux, strich fingerdick die Butter darauf, und schrieb wieder:

Ich schrieb also auf das Butterbrod:

Rogenbrösel meines Herzens.

Klopstock sagt in Schiller's „Rinaldo Rinaldini": „Geht den Frauen zart entgegen!" — Kann man zarter entgegenkommen, als mit einem Briefchen auf Butter? Lieb Herz! Sei weich wie sie; ich bin die Brodwissenschaft, sei du die Butter auf meiner Lebensbahn! u.s.w.

Der kleine Graupenschieber war der Postillon d'amour, allein, was geschieht? Auf dem Wege leckte er den Liebesbrief ab, und brachte der Rogenbrösel leeres Brod!

Während wir uns so unterhielten, machte Herr Graupenschieber Anstalt, die musikalische Akademie zu eröffnen. — Er stimmte seine Geige und Lautsch seine Klarinette, auch Alwine packte ihre Violine aus.

Es stand mir ein Hochgenuß bevor. Indessen hatten sich alle Gelsen der Umgegend versammelt, und wir waren in einer summenden und surrenden Gelsen-Wolke eingeschlossen. Frau Rogenbrösel hatte auf dem Gesicht und auf den Schultern von den Gelsenstichen eine ganze Kette von rothen Rosen-Hügeln, und Blauhappel war beschäftigt, diese Gelsenbeulen mit Bier zu waschen. Die junge Rogenbrösel forderte mich auf, sie völlig mit grünen Blättern und Zweigen zu behängen, so wie die Kutscher es mit den Pferden zu thun pflegen. Ich pflasterte sie auch mit aller Aufmerksamkeit der Liebe mit grünen Blättern, die ich erst alle mit den Bierneigen anfeuchtete. Mamsell Silberheitl war die einzige, welche in offenen Kampf mit den Gelsen trat. Sie fuhr, eine zweite Johanna d'Arc, in die Feinde hinein; sie fing Einzelne auf; sie jagte sie in Schaaren; sie war unermüdlich. Die jungen Graupenschiebers aber machten sich das Privatvergnügen, die fettesten und ansehnlichsten Gelsen lebendig zu fangen; sie ganz zart bei den Flügelenden anzufassen, und sie ihrem Hofmeister, Herrn Lautsch, von rückwärts in den offenstehenden Rücken hineinspazieren zu lassen.

Ich aber versammelte die Gelsen um mich, und redete sie folgendermaßen an:

Verehrteste Gelsen! edle Mücken!
Schätzenswertheste Insekten!
Insonders weitverbreitetes Geschmeiß!

Was summt ihr mich an? Was brummt ihr mich an? Was stecht ihr? Was beißt ihr? Was macht ihr für ein Gesurre? Hat Einer von euch eine elende Komödie geschrieben, die ich

in ihrer ganzen Erbärmlichkeit enthüllte? Hat Einer von euch schlecht Komödie gespielt, und ich habe es frei gesagt? Hat Einer von euch einen miserablen Almanach herausgegeben, und ich habe gesagt, er ist miserabel? Hat Einer von euch sonst ein schlechtes Buch geschrieben! und ich hab' es lächerlich gemacht? Ist Einer unter euch?

"If any, speak, for him have I offended!"
So sprecht: "I pause for a reply;"

Also „Gelsen, Countrymen and Lovers! hear me for my cause; and be silent that you may hear!"

Also, edle Gelsen, schämt euch, daß ihr euch zusammengelset, wie eine Rotte, und surrt und summt, ihr macht euch lächerlich! Hochgeschätzte Gelsen, kämpft mit gleichen Waffen, ergreifet die Feder, und schreibt gegen mich, so handelt ein Edelmann! Es trete Eine heraus von euch, ihr Gelsen, ihr kleinlichen, verläumderischen Summer, ihr Wirthshaus- und Kaffeehaus-Insekten, summt nicht so erbärmlich, sondern schreibt. Ist keine Gelse unter euch, die schreiben kann?

"If there be any in this assembly, to him I speak!"

O Gelsen, Gelsen, wann werdet ihr anfangen, vernünftige, ordentliche Menschen zu werden?! O, man kann als Gelse auch seinen Platz ausfüllen, aber man muß als Gelse keinen Schnabel wie ein Adler machen!

Also noch einmal, wertheste Mücken, schnurrt und surrt nicht, sondern schreibt, ehrlich, redlich, mit gleichen Waffen, thut nicht vornehm, denn ihr mögt euch aufblasen wie ihr wollt, man weiß doch, ihr seid Mücken, Gelsen; eure Kunst besteht in meuchlerischen Stichen, in heimtückischem Gesurre und Geschnurre.“ — Und die Gelsen surrten und schwirrten wie zuvor, und wimmelten durcheinander.

Da trat eine Gelse heraus aus dem großen Haufen, und forderte mich zu einem literarischen Zweikampf auf. Ich ging ihn ein, mit der Voraussetzung, daß wir rein auf literarischem und artistischem Fechtboden bleiben.

Die Gelsen zogen einen Kreis um uns, und der literarische Probestreit begann:

Ich: Ich finde, daß Ihr deutscher Styl sehr schwülstig ist, und Ihre Bilder oft in's Lächerliche gehen, z. B. u.s.w.

Die Gelse. O, Sie haben einen fuchsrothen Schnurrbart! (Alle Gelsen jubeln: „Ha! die hat ihn gut abgefertigt!")

Ich. Eine Kunstansicht muß gehörig motivirt sein, nicht flach und mit lauter Phrasen überhängt in die Welt hineingeschwatzt werden.

Die Gelse. Sie haben eine häßliche und widerliche Nase! (Alle Gelsen klatschten in die Hände: „Bravo! Bravo! Bravo! Mit der kommt er nicht auf!")

Ich. Der Witz ist eine schöne Waffe, aber diese Waffe muß immer blank und rein sein, nie unsittlich, nie unflätig, denn ein gesitteter Mensch nimmt selbst eine Perle nicht aus dem Kehricht auf!

Die Gelse. Sie werden einmal eine Ohrfeige bekommen! (Alle Gelsen wiehern vor Gelächter: „Himmlisch! himmlisch! die trumpft ihn ab!")

Ich. In den großen Ocean der Literatur strömen viele kleine Bächlein; sie alle machen das Weltmeer; darum trachte auch das kleinste Bächlein, auf seinen kleinen Wogen irgend einen Wiederstrahl der Kunst- und Schönheits-Sonne in dieses Weltmeer hineinzutragen, und nicht blos mit seinen Fluthen die Schneid- und Säge-Mühlen der Klatsch-Literatur zu treiben und zu ernähren u.s.w.

Die Gelse. Sie haben eine Physiognomie wie ein Aff'!

Eine abscheuliche Visage! (Alle Gelsen sind entzückt, rufen: „Vivat! So muß eine Gelse reden! Vivat, Gelse!")

Ich trat bescheiden zurück, und bekannte mich überwunden!

„Mit Gelsen kämpfen Götter selbst vergebens!"

Die Gelsen alle freuten sich auch über den brillanten Witz, über den edlen Eifer, über die feine Grazie und über die ächt ritterlich-literarische Würdigkeit der siegreichen Gelse, und führten sie im Triumph davon.

Während ich diese kleine Episode mit den Gelsen hatte, ging die musikalische Akademie vor sich.

Und sie geigten und er blies! Graupenschieber und Alwine geigten und Lautsch blies! Was sie gegeigt, und was er geblasen, das mögen die Weidlingambacher Gelsen wissen!

Alwine sagte zwar, es wäre ein „Drio sammt Boberi" (Potpourri), ich glaube aber, es waren Variationen über das Thema:

„Mich zwickt's in den Gedärmen,"

für zwei Violinen und eine Klarinette komponirt.

Graupenschieber besaß eine Bogenführung zum Krampfkriegen! Er fuhr von einem Ende desselben bis an's andere Ende über die E-Saite, wie ein Schlittschuh, und brachte einen Ton heraus, einen Ton—

„O könnt' ich ihn zu Gericht stellen, diesen Ton!"

Lieber Leser, hast du schon einmal eine lyrische Katze belauscht, wenn sie in einer romantischen Hundstags-Nacht aus einer idyllischen Dachlücke die schmelzendsten Eingeweide-Töne durch die erschrockenen Lüfte hinmiaut?

Liebe Leserin, hast du schon einmal eine wahnsinnige

Messerspitze über die aufgeritzte Brust eines irdenen Tellers mit dem zerreißendsten Fistelklang hinkratzen gehört?

Alle diese Töne sind weiche, elegische, milde Mandelöltöne gegen die Muttersprache der Graupenschieber'schen Geigen! Und als nun gar Lautsch in diese Töne hineinblies, wie der Wind aus einer geplatzten Hausenblase, als diese Klarinettentöne sich mit diesen Geigentönen vermischten, wie Hundegeheul mit Eulengekreisch, da, da, da wünschte ich, ein Caligula in anderer Manier, der ganzen Menschheit nur ein Ohr, ein einziges Ohr, um das Alles mit anzuhören!

Aber gleich nach der Wonne, diese Künstler gehört zu haben, kommt sogleich das Entzücken, sie gesehen zu haben.

Graupenschieber père kämpfte, während er spielte, zugleich mit einer Gelse, die sich auf seine Nase setzte; er fuhr immer mit dem Bogen nach der Nase, um diese Ansiedlerin auf dem Berge zu vertreiben, und sie setzte sich immer wieder hin. Graupenschieber spielte also nicht nur Violine, sondern man konnte auch sagen: „Er spielte Nase!" — Neben ihm saß Graupenschieber fille und frottirte die Violine. Alwine war so mager, daß man fast nur die Violine sah, und in einiger Entfernung glaubte man, die Violine spiele sich von selbst. Sie hatte eine besondere Passion, in der Applikatur zu spielen, und ihre Finger fuhren wie die soliden Zahnstocher auf den Saiten herum. — An Alwinen's Mundwinkeln hing noch ein nachgelassenes Fragment von einem Butterbrod, um welches sich ein ganzer Schwarm von Verleger-Gelsen versammelte. Sie suchte diese zudringlichen Gäste durch Zucken mit den Lippen und mit dem Munde zu verjagen, und schnitt solche Gesichter und Grimassen, daß eine Gelse sich wirklich davon machte, um sich, wie sie sagte, nicht zu versehen. — Am Komischsten sah Lautsch aus, wenn er blies. Sein Näschen, das ohnehin nur wie ein I-Tüpfelchen über seinem

Munde stand, zog sich, wenn er die Backen zum Blasen voll nahm, ganz bescheiden bis in die innerste Schlucht dieser Backen zurück, und wurde nur wieder, wenn er den Wind aus den Backen ausließ, auf einen Augenblick, wie ein auftauchendes Wasserveilchen, sichtbar. Die ganze Gesellschaft lag im Grase, und streckte lauschend, wie die Laubfrösche, die Köpfe in die Höhe. Madame Graupenschieber konnte die Virtuosität ihres Mannes nicht genug bewundern, und sie sagte zu der Frau Rogenbrösel: „Mein Mann hat gar keinen Meister gehabt, er hat das Alles aus sich selber gelernt, Alles aus dem Grammaire!“—„Ja,“ erwiederte Frau Rogenbrösel, „der Künstler muß einem von Mutterleib aus kommen; ich sag' immer: nur natural, nur natural!“— „Und,“ fuhr Madame Graupenschieber fort, „meine Alwine ist g'rad auch so kein' Idee von Talent, blos Schenie, Schenie!“

Rogenbrösel Tochter war indessen auf meiner Schulter selig entschlummert; sie mußte träumen, sanft und wonnig träumen, denn sie schnarchte fürchterlich! Ich glaubte, es spielte in ihrer Kehle ein Lautsch die Klarinette!

O Leser, „hast du die Liebe nie schnarchen gehört, nie hast du die Liebe gehört!“

Sie schnarchte an meinem Herzen, als hätte sie mein Herz zur lebenslänglichen Kammerschnarcherin ernannt.

Während mich Rogenbrösel auf der einen Seite mit den geheimsten Gedanken ihrer Seele anschnarchte, wand sich Fräulein Silberheitl durch das Gras zu mir heran, wie eine Eidechse, um mir ihre Gefühle mitzunäseln: “Ah, ma bonne, comme Lautsch souffle la clarinette!” — “Ah, oui,” erwiederte ich, und sah dabei auf die schnarchende Rogenbrösel, “quelle souffleuse!”

Indessen war in Blauhappel's Brust die Eifersucht ent-

brannt; er schob sich zu mir heran und fragte: „Wissen Sie, daß Mamsell Rogenbrösel meine Zukünftige ist?“ Dabei streckte er mir die Hand wie fünf gespitzte Bleistifte entgegen.

„Wie?“ sagte ich, „diese Gegenwärtige ist Ihre Zukünftige?“

„Ja,“ sagte er, „und wenn sie schlummern will, so kann sie an meinem Herzen schlummern!“

„Wie?“ fuhr ich auf, „an Ihrem Herzen soll sie schlummern, und an meinem Herzen soll sie schnarchen? — Wo der Mensch schlummert, da soll er auch schnarchen; folglich, wo der Mensch schnarcht, da soll er auch schlummern!“

Die Silberheitl näselte mir in's Ohr: “Oh, ma bonne, Mr. Blauhappel est très Jalousie a la Rogenbrösel!”

Ich rüttelte die Rogenbrösel auf, wie einen Federsack; als sich nach und nach ihr Schnarchen in ein leises Murmeln, und endlich ganz verlor, und sie die Aeuglein aufschlug, sagte ich ihr: „Fräulein Rogenbrösel, es ist nicht jeder Sterblichen gegönnt, an dem Herzen eines großen Dichters, ich meine: an dem großen Herzen eines Dichters zu schnarchen.“

„Du hast geschnarcht, dein Lohn ist abgetragen!“

und damit lehnte ich sie an Blauhappel's Schultern, der unter dieser Last zusammenbrach, und in's Gras hinsank.

Die Nacht brach indessen ein, der Familien-Wagen nahte sich durch das Dunkel wie eine ungeheure, ahnungsreiche Zukunft; wir alle rafften uns und die leeren Körbe auf, und zogen paarweise in die Arche ein. Ich aber machte mich in der Dämmerung wieder an Fräulein Rogenbrösel an, und bat sie, sich zu mir in den Hintergrund des Wagens zu setzen; denn, dachte ich: „Wer weiß, was in des Wagens Hintergrunde schlummert!“ Auf der andern Seite applizirte sich die Silberheitl zu mir, der Wagen setzte sich in Bewegung;

und wir traten den großen Rückzug an! Noch vor Nußdorf ergab sich Fräulein Rogenbrösel der süßen Gewohnheit des Schnarchens hin, so daß Graupenschieber sagte: „In Nußdorf donnert es schon!“ und ich sagte, wie Pitt im Unterhause: „Gut, Ihr ruft den Donner auf mein Haupt herab, so soll es für mich donnern!“ Fräulein Silberheitl lehnte sich an meine Seite schmachtend an, wie ein umgesunkenes Lineal, und lispelte, in Schwärmerei aufgelöst, indem sie mir die Hand drückte, und in den Mond hineinsah: “J'aime la chandelle de la lune, vous pas?”—Mir fiel Odry ein:

“A la clair de la lune
Je tombai dans un trou,
Qu'il est doux pour sa brune
De casser le cou!”

Endlich gelangten wir bei dem Hotel Graupenschiebers an; ich machte ein französisches Kompliment und hörte nur noch, wie Graupenschieber der Rogenbrösel noch eine zweite Partie in das Gras bei Purkersdorf vorschlug. Guten Appetit!

Pantoffel-Rede eines Schriftstellers und Satyrikers am Tage seiner Verheirathung.

„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme!“

Verehrteste Freunde, Gäste, Zuhörer und Volk!

Nach einer langen, vieljährigen wilden Ehe mit den neun Bergjungfrauen: Musen genannt, trete ich heute in das Zeichen des Krebses, d. h. vor den Altar, wo Amor ein Krebs wird und zurückgeht. Aus dem gereimtesten Leben gehe ich in das ungereimteste über; nach langjährigem Schreiben komm' ich erst recht in die Tinte und aus der poetischen Freiheit gerathe ich in die prosaische Gefangenschaft. Mein Leben

war eine Satyre und die Satyre war mein Leben, und nun adje Leben und Satyre, ich mache nun mein Schluß-Epigramm! Ich werde von nun an keine beißenden Dinge mehr schreiben, denn ich werde von nun an alles verbeißen müssen, bis ich in's Grab beiße! Weder den Cothurn noch den Soccus werde ich mehr beachten, denn ich werde blos mit dem Pantoffel zu thun haben!

Welche Betrachtungen, meine verehrten Zuhörer, knüpfen sich an dieses kleine, aber gewichtige Instrument: Pantoffel! Der Pantoffel ist der Rubicon aller männlichen Herrschaft. Alexanders großer Reiterstiefel, Attila's Geißel, Berlichingens eiserne Hand und Napoleons Degen sind geringe Strohhalme gegen den Pantoffel. Der Ewige ist allmächtig, weil er nicht unter dem Pantoffel steht!

Betrachten wir, meine geliebten Freunde, dieses einfache aber bedeutsame, dieses unscheinende aber inhaltreiche Wesen näher.

„Kennst du das Bild auf zartem Grunde,
Es giebt sich selber Licht und Glanz,
Ein And'res ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz;
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein.
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein!"

Anspruchslos pflegt dieses Geschöpf unter dem Bette zu ruhen, der friedliche Stubenwanderer zieht daran vorüber, ohne es zu beachten; kein Unheil ahnend, sieht es der sorglose Gatte dastehen, sanft wie ein Lamm steht es da und still wie eine züchtige Hausfrau. Da stürzt plötzlich er hervor:

„Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm!"

Es ist kein Pantoffel mehr, es ist zürnender Gletscher, ein donnernder Feind!

Betrachten wir ferner den Stoff dieses verhängnißvollen Wesens: Es ist Leder und Seide; doch wenn er vom Leder zieht, so wirst du, freundlicher Leser, keine Seide spinnen.

„Wehe, wenn er losgelassen!“

Bei diesem Pantoffel läßt sich so darüber nachdenken, wie das menschliche Glück auf flüchtigen Sohlen entschwebt und wie das häusliche Regiment beginnt:

„Leis' auf den Zehen kommt's geschlichen,
Die Stille liebt es und die Nacht!“

Wenn der Mann seiner Frau den Handschuh hinwirft, hebt sie den Pantoffel auf und der wüthende Ajax wird auf einmal zahm, wie eine Amme im griechischen Trauerspiel!

Warum aber, meine verehrten Freunde, übt gerade der Pantoffel jene absolute Gewalt über uns arme Männer aus? Dieses süße Geheimniß der schaffenden Natur enthüllt kein schaffender Geist! Wahrscheinlich kömmt das daher, weil der Pantoffel dasjenige Ding ist, wodurch die Frau an jedem Morgen zuerst festen Fuß im Hause faßt und in dem sie zuallererst auftritt: der ausgezogene Pantoffel ist vielleicht ein stillschweigendes Zeichen, daß ihr der Mann auch nicht immer auf den Fersen sein soll. Eine doppelte Wehmuth aber, meine Verehrten, bemächtigt sich nun eines Schriftstellers und Satyrikers beim Anblicke seines zukünftigen Pantoffels! Ich wünschte, daß meine Schriften einen solchen bedeutenden Absatz hätten, als dieser mein Pantoffel. Das ist aber kein Wunder, denn es stecken schönere Füße in diesem Pantoffel, als in meinen Gedichten, obwohl meine Gedichte noch lederner sind, als dieser Pan-

toffel. Für einen witzigen, satyrischen, humoristischen Schriftsteller kann es aber kein größeres Glück geben, als unter den Pantoffel zu kommen; erstens hat die Frau so viel Gewalt über den Mann, daß sie ihn nicht ausgehen läßt, so ist's ein Glück, wenn sie über seinen Witz dieselbe Gewalt hat und ihn auch nicht ausgehen läßt. Zweitens besteht bekanntlich die schönste Funktion des Witzes in dem Vergleich der widersprechendsten Gegenstände, wie kann sich also ein witziger Schriftsteller darin besser üben, als wenn er sich stets mit seiner Frau zu vergleichen sucht? Der Witz ist ferner eine Eigenschaft, die Aehnlichkeit an zwei ganz verschiedenen Gegenständen aufzufinden; das kann ein Ehemann unter dem Pantoffel am besten; der Mann und die Frau sind doch gewiß zwei ganz verschiedene Gegenstände und doch findet er da die Aehnlichkeit, daß die Frau ebenfalls der Mann ist! Witz erfordert eine lebendige Einbildungskraft; wer unter dem Pantoffel steht, kann es sich recht lebendig vorstellen, welche Kraft es hat, wenn sich die Frau was einbildet!

Jean Paul sagt: „Witz ist ein angeschauter Verstand!" um eine Sache recht gut anschauen zu können, muß diese Sache still stehen; wer unter dem Pantoffel steht, dem bleibt der Verstand still stehen; welche Gelegenheit für den Witz, ihn anzuschauen!

Auch für die Satyre ist das Pantoffel-Regiment höchst nützlich, denn der Satyriker muß eine genaue Kenntniß aller Schwächen und Fehler, die er geißelt, besitzen; indem er heirathet, verschafft er sich die intimste Kenntniß derselben! Für den Humoristen aber kann es nichts Erwünschteres geben, als unter dem Pantoffel zu stehen. Der Humorist soll zwischen dem Wehmüthigen und Lächerlichen mitten inne schweben; wer aber schwebt mehr zwischen dem Wehmüthigen und Lächerlichen, als ein Pantoffelmann? Ein Pantoffel-

mann ist ein wahrer Humorist wider Willen! Der wahre Humorist sieht die Natur als eine Mischung guter und schlimmer Eigenschaften, dem Pantoffelmann ist der Pantoffel zur Natur geworden und in dieser Natur sieht er die Mischung des Schlimmen mit dem Guten, denn es ist für ihn gut und ein Glück, daß der Pantoffel keine Sporen hat wie ein Stiefel! Der Humorist sieht nichts als sein parodirtes Ich, der Pantoffelmann eben so; seine Frau ist sein parodirtes Mann-Ich! Jean Paul erklärt den Humor für das umgekehrt Erhabene, das ist der Pantoffel; der Absatz ist das Erhabene, der wird umgekehrt und der Mann, der unter dem Pantoffel steht, steht unter der direkten Herrschaft des Humors! Ich, meine verehrten Freunde, ich betrachte also meinen zukünftigen Pantoffel als das Werkzeug der höchsten Vollendung meines witzigen, satyrischen und humoristischen Talentes. Die Leser werden erst dann mich lieben, wenn ich selbst ganz verlesen sein werde, und die holden Leserinnen werden dann erst recht von mir sagen: „das ist mein Mann!" wenn meine Frau anfangen wird, mein Mann zu sein, von nun an in Ewigkeit. Amen!

Herr von Bumitzl, der Visiten-Igel; oder: „Nur fünf Minuten!"

Wenn mein Bedienter hereintritt und sagt: „Hr. von Bumitzl wünscht E. G. zu sprechen!" lächelt er ironisch, und die Schadenfreude glänzt ihm aus den Augen.

Hr. von Bumitzl ist ein wahrer Visiten-Igel. Bevor er sich festsetzt, sucht und schnuppert er überall herum und windet sich in tausend Krümmungen, hat er aber einmal gepackt, so sitzt er fest und saugt sich voll, und fällt nicht ab, bis er an unserem Blut sich satt gesogen hat.

Hr. von Bumitzl tritt herein: Nur fünf Minuten, mein Verehrtester!"

Nur fünf Minuten! Wieviel „fünf Minuten" lebt denn der Mensch in seinen siebenzig Jahren! Nur fünf Minuten! In fünf Minuten springt die Minerva aus dem Haupte Jupiters; in fünf Minuten geht ein Lissabon unter!

Nur fünf Minuten! In fünf Minuten kann uns unsere Geliebte mit einem „Ja!" beglücken, und wir sind auf ewig verloren; in fünf Minuten kann sie uns einen Korb geben, und wir sind auf ewig gerettet!

Nur fünf Minuten! In fünf Minuten kann man einen dreißigjährigen Krieg verlieren; in fünf Minuten kann man den Himmel gewinnen!

Nur fünf Minuten! In fünf Minuten kann man eine reine Seele vergiften; in fünf Minuten kann man eine gebeugte Seele aufrichten!

Nur fünf Minuten! In fünf Minuten kann man den Plan zu einer Ilias gebären; in fünf Minuten kann man die Bibliothek zu Alexandrien zerstören!

Nur fünf Minuten! In fünf Minuten kann uns jeder unserer fünf Sinne fünfmal zum Entzücken und fünfmal zur Verzweiflung bringen!

Nur fünf Minuten! In fünf Minuten kann uns das volle Herz zu einem Geständnisse hinreißen, welches fünfzehn Jahre voll Reue nicht ungestanden machen!

Nur fünf Minuten! In fünf Minuten kann uns der schwarze Kaffee und die blonde Geliebte erkalten; in fünf Minuten können uns zehn Gläubiger begegnen; in fünf Minuten können wir zehnmal beim Rigorosum durchfallen; in fünf Minuten können wir tausend Abonnenten verlieren; in fünf Minuten können wir um die schönsten Hoffnungen und um die sichersten Kapitalien betrogen werden; in fünf Minuten

können wir zehn mündliche und einen schriftlichen dummen Streich gemacht haben; in fünf Minuten können wir uns bequem achtmal blamiren! in fünf Minuten läugnet ein Mädchen sechs Jahre von ihrem Alter, und in fünf Minuten bricht Mancher zehnmal sein Ehrenwort!

Nur fünf Minuten!

O Bumitzl! Bumitzl!

Also da ist er, Herr von Bumitzl. „Nur fünf Minuten, mein Verehrtester!

Ich lächle frugal und sage: „Was steht zu Diensten?"

Da fängt Hr. Bumitzl an, die Ouvertüre zu reden:

„Ach, ich weiß, Sie sind sehr beschäftigt; ich weiß, Ihre Zeit ist kostbar; ich weiß, was Sie alles zu thun haben; o ich weiß das sehr wohl; o ich weiß, was das heißt: redigiren! ich weiß, was das sagen will; o ich weiß, was da Alles vorkömmt, ich weiß—".

„Ich bitte unterthänigst, mit was kann ich dienen?"—

—„Ach, nur fünf Minuten! Ich weiß, was die Zeit ist, ich weiß dieses Gut zu schätzen, o ich weiß dieses unschätzbare Kleinod zu würdigen, ich weiß—"

—„Darf ich Sie bitten, mir gefälligst sagen zu wollen?—"

—„Ach, ich bin gleich fertig, nur fünf Minuten! Ich weiß, daß tausend Gegenstände Sie beschäftigen; ich weiß, wie ein solches Geschäft die Zeit in Anspruch nimmt; o ich weiß—"

Da bringt mein Bedienter einen Brief: Ich sage: „Sie entschuldigen!" Bumitzl erwiedert:

„O ich weiß, daß diese Sachen sich nicht verschieben lassen; ich weiß, was ein Brief manchmal zu bedeuten hat; o ich weiß u.s.w."

Ich lese den Brief, indessen macht Hr. von Bumitzl mit meinem Bücherschrank Bekanntschaft, zieht die Einbände heraus schlägt die Wörterbücher auf, zählt die Almanache, prüft

die Einbände. Ich bin indessen mit dem Brieflesen fertig. Bumitzl dreht sich um: „Haben Sie auch die Leinwandrücken so gerne bei den Büchern?"

„O ja!"

„Sie können hier nicht recht einbinden, denn— —"

„Darf ich Sie bitten, mir zu sagen, was mir die Ehre verschafft, ich bin etwas zerstreut."

—„O ich bin sogleich fertig, nur fünf Minuten, ich weiß, daß Sie viel geplagt sein müssen, ich weiß, wie sich so was anhäuft, o ich weiß, Sie bekommen gewiß manchmal lästige Besuche."—

„O, es trifft sich zuweilen, also, Sie wünschen?"—

In diesem Augenblicke bringt man mir die Correctur des nächst zu erscheinenden Blattes, ich ergreife mit Entzücken diese Gelegenheit, und sage mit aller Courtoisie eines Hofmanns Ludwigs XIV.:

„Sie sehen, hochgeehrter Herr von Bumitzl, wie dringend ich beschäftigt bin, wollten Sie mir nicht in Kürze ꝛc." Aber der ehrenfeste Visiten-Igel macht nun erst recht Anstalten, sich für fünf Minuten über die Ewigkeit anzusiedeln. „O," sagt er, „geniren Sie sich nicht, ich kann warten! ich weiß, was eine Correctur zu bedeuten hat, ich weiß, das leidet keinen Aufschub: o ich weiß sehr gut, o geniren Sie sich nicht, ich werde mich indeß ein Bischen in Ihrem Atelier umsehen!"

Ich muß mich in mein Schicksal ergeben, ich setze mich an die Correctur, indessen Hr. von Bumitzl in meinem Zimmer herum bumitzelt! Erst beschaut er die Bilder, dann betastet er die Büsten an Nasen und Ohren, dann riecht er zu allen Blumen und bricht eine Knospe ab, dann sieht er meine Visitenkarten durch, dann nimmt er meine Ringe vom porte-bijoux, reibt sie am Rockärmel und läßt sie gegen das Fen-

ster spielen; dann naht er sich meinem Pulte: „Sie entschuldigen!“ und zieht mir sachte die Zeitschriften unter dem Papier, auf welchem ich schreibe, hervor; dann nimmt er mein Siegel und drückt es sich in der flachen Hand ab; kurz, er ist unerschöpflich in Selbstbeschäftigung. Endlich bin ich fertig und ich bitte ihn nun ernstlich: „Sie sehen, wie unendlich ich mit Geschäften überhäuft bin, wenn Sie nun Ihren Wunsch aussprechen wollen.“

„O, es ist eine Kleinigkeit, für Sie wenigstens, ich wollte lange nicht kommen, allein ich dachte doch wieder, denn es ist ein eignes Ding, Sie werden etwas befremdet sein, jedoch ein Mann von solcher Erfahrung; es ist zwar Ihr Fach nicht, ich weiß, daß Sie dazu wenig Zeit haben, ich weiß, daß solche Kleinigkeiten, o ich weiß recht gut.“

Da kommt die Post, Briefe, Zeitungen, Papiere, jede Ader in mir zittert vor Ungeduld, Bumitzl sagt: „O geniren Sie sich nicht, ich weiß, die Post ist ein wichtiges Ding, ich weiß, was manchmal von einem Briefe abhängt, o ich weiß recht gut“—und Bumitzl lehnt sich in die Ecke meines Divans, als wollte er nun da in endlich gefundener Gemüthsruhe das Ende seiner Tage erwarten. Verzweiflung bemächtigt sich meiner, da sendet der Himmel seine gnädige Rettung, mein Buchdrucker kömmt mit der Monatsrechnung, ich raffe allen Muth der Verzweiflung zusammen, und sage: „Herr von Bumitzl, ich habe jetzt eine Rechnung abzuschließen, die wenigstens vier Stunden dauert, ich bin untröstlich, allein—“

Bumitzl springt auf und sagt: „O geniren Sie sich nicht, ich gehe indessen hinüber in's Kaffeehaus, ich weiß, was eine Rechnung für Zeit braucht, ich weiß, so eine Monatsrechnung, o ich weiß recht gut, ich bitte, geniren Sie sich nicht, ich komme sodann wieder, wenn Sie erlauben, nur fünf Minuten“

Fort ist er, ich athme aber unter dem Schwerdte des Damokles, wenn ein Schritt durch die Straßen hallt, so fahr' ich zusammen und seufze: „O, ihr gütigen Götter, Alles, nur nicht Bumitzl!"

Das Kaffee-Krüglein der Wittwe im Krapfenwaldel, oder: Was kann die menschliche Macht aus einer Portion Kaffee nicht Alles machen? oder: „Wo Zwei nichts essen, da können noch Sechse nichts mitessen."

Es gibt viele Menschen, die, wenn sie auf dem Lande wohnen, eine Art Maulthier- und Saumroß-Natur annehmen, und die nicht eher ruhen können, bis sie alle Tage drei Berge und sechs Hügel erklettert haben.

Das Maulthier in mir ist befriedigt. Ich habe mein innerliches Maulthier die Appenninen, die Schweizerberge, die Tyroleralpen, das Valtelin, das Riesengebirge, den Harz mit dem Brocken, die Karpathen, die Rheinberge, das Taunusgebirge, die schlesischen Gebirge, das bairische Hochgebirge, die Rügner Kreideberge, den Berg Sinai und den Templover-Berg bei Berlin besteigen lassen. Mein Maulthier ist satt. Ich besteige keinen Berg mehr. Ich will keinen Sonnenaufgang, keinen Sonnenuntergang, keine Aussicht, kein Panorama. Ich kenne sie schon auswendig. Rechts ein dunkler Tannenwald, links eine weit gestreckte Ebene, im Hintergrunde ein silberner Fluß, aus den Erlen, oder wegen meiner aus den Linden guckt ein Kirchthurm hervor und am fernen Horizont zieht sich eine Gebirgskette, wie der Jungfernkranz aus veilchenblauer Seide hin.—Charmant! Zum Entzücken!

Ich küß die Hand! Ich war schon vor zwanzig Jahren entzückt! Kann unmöglich mehr!

Allein, wenn man in Döbling wohnt, muß man ein klein Bißchen Maulthier sein. Denn will man nach Heiligenstadt, so muß man Berg steigen; nach dem Kahlenberg? Steigen! Nach dem Himmel? Steigen! Nach Nußdorf? Steigen! Nach Gersthof? Steigen! Nach dem Kobenzel? Steigen! Nach dem Krapfenwaldel? Steigen! — Kurz, wer seine Carriere machen will, ziehe nach Döbling, da muß er bald steigen!

Wo Alles liebt, kann Karlos allein nicht hassen, wo Alles steigt, kann Saphir allein nicht nichtsteigen! Ich machte mich also eines Tages auf, und stieg in die Natur hinein. Ich kam so ziemlich konservirt nach Grinzing, und ging in die Camaraderie Eselaire. — Ach, es war gerade großer Esel-Tag, alle Esel waren auf den Bergen.

„Da war überall nichts mehr zu sehen,
Und Alles hatte seinen Herrn.“

Der Eselvermiether war jedoch sehr gütig und gestand mir, daß er noch einen geheimen Esel für gute Freunde und Bekannte reservirt habe, und ich sollte ihn haben.

Ich trat zu dem geheimen Esel hin und sagte:

„Die zartesten Bande sind es, die das Geheimniß bindet!“

Ich bestieg den Esel und

„Dieses Thieres Schnelligkeit entriß mich
Banner's verfolgenden Dragonern!“

Als wir so zusammen zwischen den Weingärten fortritten, kam ich mir vor wie Bileam, und ich wartete immer, daß mein Esel eine Conversation anknüpfen sollte. Allein es war keine Eselin, wie Bileam's, und darum konnte er das Maul halten und schwieg. Ein Geist kam uns auch nicht entgegen, und so erreichten wir plötzlich das Krapfenwaldel. Ich überließ den Esel seinem Schicksal, seinem Treiber, und

mich meinem Schicksal. Mein Schicksal besteht nämlich darin, überall schlechten Kaffee zu bekommen.

Schlechter Kaffee ist ein hartes Schicksal!

„Bosheit hab' ich dulden gelernt, kann dazu lächeln, wenn mein erboster Feind meinen schönsten Aufsatz nachdruckt,—aber wenn Kaffee zu Zichorie, wenn frisches Obers zu Blausäure wird, dann fahre zum Teufel, ländliches Vergnügen! Hol' dich der Henker, liebliches Abendroth, und jede Romantik wecke sich auf zu Bier und schwarzen Rettig!“

Ich saß im stillen Grimm, und sah hinab in die „grüne Wiege von Grieseldens Reiz,“ denn es gibt kein besseres Gegengift gegen schlechten Kaffee als die Phantasie.

Als ich so saß, siedelte sich an dem Tische daneben eine kleine Kolonie an. Es war eine Wittwe mit einer großen Tochter, einer kleinen, zwei kleinen Jungen, ein Stück von einem Instruktor oder dgl. und ein dicker Mops.

Die Wittwen kennt man sogleich, sie haben eine eigene Atmosphäre; sie schauen gegen die verheiratheten Frauen aus, wie die Fragezeichen gegen den Schlußpunkt.

Die Kolonie lagerte sich um den Tisch, drei Stück Jungen, ein Gugelhupf, ein hölzerner Säbel, eine Tabackspfeife u.s.w. wurden ausgepackt. Die Hüte, Hauben, Mützen abgelegt, kurz es wurde Anstalt gemacht, als ob man sich für eine Ewigkeit ansiedeln wollte.

Ich war noch im Zweifel, mit wem ich von der Gesellschaft kokettiren sollte, ob mit der etwas übertragenen, aber hübsch dekatirten Wittwe, ob mit der ältesten Tochter, die zwar kugelrund, aber dafür sehr rothbackig war, oder mit dem Instruktor, oder mit dem Mops. Der Mops war ein Original, ein Mops, wie die verschwenderische Natur wenig Möpse gemacht hat. Die Wittwe liebte ihn sehr, und er hieß Lietzel! (Lilli) Lietzel war von reizender Gestalt; es war durchaus

nicht zu unterscheiden, welches seine Vorderseite oder seine Hinterseite war. Zwischen seinen vier Füßen war fast gar kein Raum, und er sah aus wie ein Aschensack auf vier Holzklöcken. Sein Gang war majestätisch, eigentlich war es mehr ein Regenwurmgang; dabei war er auf dem Vorderfuße lahm, und ein Hinterfuß hing wie ein Apostroph (') in die laue Luft; seine Augen waren von vielen Nachtstudien ganz umflort; aber für alles entschädigte der holde Klang seiner Stimme. Er bellte nicht, er winselte nicht; es war ein ganz eigener Ton, es war ein jämmerliches Miauen, das sich bemüht, in ein Grunzen überzugehen, durch das falsche Einsetzen der Noten aber in ein dreiachtel Mekern zerfloß. So war Lietzel! Und die Wittwe liebte ihn, ihn und den Instruktor!

Endlich wurde der Kellner gerufen.

„Was schaffen Euer Gnaden?"

„Eine Portion Kaffee mit zwei Paar Schalen."

Der Kellner zählte die Häupter seiner Lieben, machte ein Siekönnenmirgestohlenwerdengesicht und brachte die Portion Kaffee mit zwei Tassen und zwei Semmeln.

Ich war sehr neugierig, wer unter den Betheiligten sein wird; denn daß Alle davon genug haben sollten, das konnte meine kühnste Einbildungskraft nicht ahnen. Allein; der Mensch braucht wenig, und an Leben reich ist die Natur!

Die Wittwe begann damit, das Kaffeekrüglein algebraisch zu untersuchen, Tiefe, Breite, Länge. Lange schwebte tiefes Nachdenken auf ihrem Antlitz, und mit stummer Erwartung hingen Kinder, Instruktor und Mops an ihren Augen. Endlich lächelte sie, Kinder, Instruktor und Mops lächelten auch.

Ich war durch und durch gespannte Erwartung, und die Wirklichkeit übertraf sie noch. Die Wittwe begann die Theilung der Erde.

Zuerst wurden die Kaffeetassen gerichtlich geschieden, jede

Obertasse von der Untertasse, und jede wurde zum selbstständigen Wesen ernannt. Nun kam die Reihe an den Zucker. Die Portion Zucker, die aus einer Raritätensammlung von verschiedenen Interpunktionszeichen aus Zucker bestand, wurde auf das eigentliche Kaffeebrett ausgeschüttet, und mit dem Messerrücken in verschiedene kleine Häuflein, wie das kleine fliegende Korps abgetheilt. Nachdem sie diese kleine Zuckerdetachements noch einmal die Revue passiren ließ und hie und da noch ein Mitglied eines Häufleins in ein anderes Detachement übersetzte, kam die Reihe an die zwei Semmeln, aus welchen sie wie Bosko immer neue kleine Semmelchen herausschnitt. Als die Schlachtordnung geschehen, das Vordertreffen der Schalen und Zuckerportionen geordnet war, ging die Hauptattaque los. Vom Kaffee wurde nun zuerst in die zwei Obertassen, dann in die zwei Untertassen gegossen. Dann wurde von der Milch auch in die vier Tassen gegossen. Das Kaffeekrüglein war noch immer nicht leer, denn nun goß sie erst noch Kaffee in die Milchkanne! Das Kaffeekrüglein aber war noch nicht leer, denn eine ganz neue Industrie entwickelte sich; sie nahm die zwei Deckel von der Kaffee- und Milchkanne und goß aus dem unversiegbaren Kaffeekrüglein Kaffee in die Deckel; dann goß sie erst den weißen Kaffee von der Milchkanne zurück in das Kaffeekrüglein, und ließ sich noch ein „wenig Milch" vom Kellner bringen. Als die Milch da war, goß sie den Kaffee von den beiden Deckeln in die Milch, diese wieder in die Kaffeekanne, und dann diesen wieder zur Hälfte in die Milchkanne zurück. Es wurden also sechs komplete Kaffee-Antheile. Sie nahm sich die Kaffeekanne, die vier Kinder die vier grausam getrennten Schalen, und der Instruktor bekam die Milchkanne.

O was vermag nicht alles weise Einrichtung! Allein wo weilest du, mein „Lietzel?"

„Lietzel!“ rief die Wittwe, und Lietzel erhob seine Stimme, wie eine Nachteule in der Wüste, und kam herangewatschelt, wie auf einem Amphybracheus (⏑—⏑) und die Wittwe nahm ihn auf den Schoos. Aber Lietzel's Wünsche gingen noch weiter. Sein stummer Blick schien zu sagen: „Geben Sie mir doch auch von Ihrem Ueberfluß!“

Und, o „es geschehen noch Wunder!“ Auf dem Kaffeebrett war noch Kaffee daneben gegossen worden! Dieser Kaffee wurde in dem Winkel des Brettes gesammelt, von jeder Tasse wurde noch mit dem Kaffeelöffel eine Kollekte gemacht, und siehe da, auch Lietzel trank im Krapfenwaldel seinen Kaffee.

Ich aber saß im stillen Staunen, bewunderte die weise Vorsehung, und die Wittwe sah mich an, und ich glaube noch immer, sie hatte Lust, mich auch noch zum Kaffee einzuladen.

Dieser idyllische Still-Kaffee wurde von einer drolligen Scene unterbrochen. Der kleine Junge nämlich hatte eine Untertasse bekommen. Er legte einen Brocken Semmel in seinen Kaffee, der Brocken mag eben nicht an Wuchs vernachlässigt gewesen sein, was that der Brocken? Kaum lag der Brocken in der Untertasse, als er allen Kaffee in sich hineinsog. Der Junge, der plötzlich keinen Kaffee hatte, schrie, die Schwester müßte ihm den Kaffee, während er wegsah, ausgetrunken haben. Das Schwesterchen, um sich zu rechtfertigen, hielt sich an den Kaffeesaugenden Brocken, und zum Beweis nahm sie den Brocken in die Hand und drückte ihn aus, so daß der Junge seinen Kaffee wieder hatte! Während dieses vorging, hatte Lietzel die Milchkanne des Instruktors umgestoßen, das Bischen Inhalt floß auf den Tisch hin, allein der Instruktor mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart setzte dem kargen Fluß einen Damm von Gugelhupf, und verschlang sodann den ganzen Damm!

So endete das große Kaffee-Manöver, und, o Wunder! es blieb noch ein Stückchen Zucker übrig, welches die Wittwe in ein Papierchen wickelte, und in den Strickbeutel steckte.

Der Kellner kam, die Wittwe bezahlte und sagte phlegmatisch: „Aber eure Portionen sind kurios klein!"

Der Kellner, ein sogenannter Hauptadut, sagte nichts als: „Ja, Euer Gnaden, man tragt's heuer nit größer!"

Die Familie setzte sich in Bewegung; ich nahm meinen Esel unter den Arm, und schrieb für meine künftige Frau das Rezept, wie man eine Portion Kaffee einnehmen muß, zum häuslichen Gebrauch ab.

Die literarischen Mitesser.

Seitdem es Literaten giebt, die das Gasthaus zum Rütli machen, auf welchem getagt wird, d. h. seitdem man die jungfräuliche Würde der Belletristik so profanirt und sie, die Belletristik nämlich, zur Kellnerin herabwürdigt; seitdem sogenannte Literaten über Literatur, Kunst, Politik und Religion im Wirthshause debattiren, und Kellner, Aufwärter, Biergäste u.s.w. zum Auditorinm ihrer literarischen Zänkereien machen; kurz, seitdem der literarische Liqueurgeist von der Studierstube in die Schenkstube überging, die Literatur rc. statt bei der Feder, bei der Gabel abgehandelt wird, und die Kritik, anstatt die Frucht eines einsamen Nachdenkens zu sein, nichts ist, als der kameradschaftliche Beschluß einer Beefsteak essenden Wirthshausgesellschaft; seit dieser Zeit ist nicht nur die Achtung, welche sonst dem verhüllten Wesen der Schriftstellerei gezollt worden, durch diese gemeine Oeffentlichkeit so sehr gesunken, sondern es ist dadurch ein neuer Typus von Personen, eine ganz neue Menschengattung, ein

bisher noch nicht dagewesenes Menschenkindergeschlecht entstanden:

Die literarischen Mitesser.

Das sind jene Menschen, die von Wissen, Literatur, Kunst oder sonstiger wahrer Geistesbildung gar keine Idee haben, die aber mit den sogenannten Literaten an einem Tische, mit ihnen in Gesellschaft essen, die als „literarische Mitesser" nun auf einmal Literatur und Kunst in den Leib bekommen, bald heiß und bald kalt, bald trocken und bald naß, und die nun den angelaufenen Leib für literarische Sättigung und die Schwere im Magen für eine geistige Nahrung halten.

Diese „literarischen Mitesser" sind die komischsten Menschen von der Welt. Mit vieler Andacht essen sie ihren Schinken mit obligaten gelehrten Redensarten, verschlucken mit seligen Mienen Würstel mit Aesthetik und trinken mit verklärtem Antlitze Doppelbier mit kritischer Hefe!

Früher wurde man zum Ritter geschlagen, jetzt giebt es Leute, die zum Literaten gegessen werden. Wenn man sechsmal mit einer literarischen Clique zusammen „Cotelett's mit Goldrüben" verzehrt, dabei auf alles das schimpft, auf was sie schimpfen, vom Höchsten bis zum Kleinsten und alles das lobt, was sie loben, vom Geringsten bis zum Gemeinsten, so ist man am sechsten Abend zum Literaten gegessen, so kann man am siebenten Tag in der Stadt herumgehen und so thun, als ob man selbst ein Literat wäre, und sagen: „Ich bin ein gegessener Literat," d. h. nicht ein Literat, der gegessen worden ist, sondern ich bin zum Literaten gegessen worden, d. h. ich habe mich selbst zu einem Literaten gegessen, d. h. nicht ich habe mich selbst zu einem andern Literaten gegessen, sondern ich habe mich selbst zu mir selber zum Literaten gegessen!

Ein solcher zum Literaten gegessener „literarischer Mitesser" ist das komischste Wesen auf der Welt! Er sucht seiner Familie zu imponiren, weil er mit Literaten zusammen Cotelettes speist; er spricht mit Arroganz von Personen, die so hoch stehen, daß seine Niedrigkeit an ihnen gar nicht hinaufreicht; von Autoren, die ihn keines Blickes würdigen; von Gegenständen, die seine Naseweisheit gar nicht begreift; er tadelt, er lobt, er schmäht, warum? weil er ein „literarischer Mitesser" ist! weil er und der Kellner gestern mit einander gehört haben, wie ein sogenannter Literat eben so abgeschmackt und eben so naseweis über alle jene Angelegenheiten bei seinen Schinken geurtheilt hat.

Am andern Tage will der Bediente einem solchen „literarischen Mitesser" den Rock ausbürsten und sagt: „da ist ein Fettfleck!" Da schreit der literarische Mitesser ängstlich: „Um Gotteswillen, du Dummkopf! das ist kein Fettfleck, das ist eine Portion Dramaturgie, die mein Nachbar gestern Abend beim Essen auf meinen Aermel verschüttete." Seine Mutter kommt und sagt: „Kindchen, da auf deinem Jabot liegt ja eine ganze Sauce!" Aber der literarische Mitesser erboßt sich und ruft mit Pathos aus: „O, Mutter! die Götter mögen dir vergeben! Sauce? O nein, nicht Sauce ist es, was auf meinem Jabot liegt, es ist Conversationston aus dramatischen Gemälden, der mir gestern Abend beim Essen auf das Jabot gegossen wurde!"

Kurz, es giebt keine drolligeren Geschöpfe, als diese „literarischen Mitesser." Sie vernachlässigen ihr ehrliches, honettes Brod, um mit dabei sein zu können, wenn bei „Würstel mit Kren" über die höchsten Interessen der Stadt und der Literatur abgehandelt wird, und der Kellner stets die entscheidende Stimme hat.

Wenn sie dann mit vollem Bauche weggehen, so glauben

sie, sie haben den Kopf voll und am andern Tage halten sie sich selbst für Gelehrte, für Poeten, für große Kritiker! Aber sie haben auch große, sie haben schwere Verpflichtungen, diese literarischen Mitesser! Sie müssen die Ausführungskanäle machen, welche die Ansichten der Clique in andere Bierhäuser und Familienkreise übertragen. Sie müssen die Wasserleitungs-Röhren sein, die ihren trüben Inhalt aus dem sumpfigen Hauptbassin in die Straßen und öffentlichen Plätze maschinenmäßig verführen und austheilen!

Ach, es ist ein schweres Amt, eine peinliche Stellung, ein „literarischer Mitesser" zu sein, aber es muß solche Menschen auch geben; die weise Vorsehung hat vom Mammouth bis zur Milbe, von der Ceder bis zum Ysop, der an den Wänden kriecht, nichts ohne weisen Zweck erschaffen, sie hat auch diese „literarischen Mitesser" nicht ohne wohlthätige Absicht entstehen lassen, wenn wir kurzsichtige Sterbliche es auch nicht erforschen können. Darum:

Ehret die literarischen Mitesser, sie flechten und weben
Komische Käutze in's trockene Leben!

Sechzig Jahre,

oder

unsers Herrgott Polizeistunde im Wirthshause des Lebens.

Das Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein Wirthshaus, und jeder Mensch ist ein anderes Gast- und Wirthshausschild, z. B. das Lamm, das Roß, das Kameel, der Ochs, der Zeisig, der Bock u.s.w. Sie, m. f. H. u. H., sind heute auch in einem humoristischen Wirthshäusel, und ich bin auch das Wirthshausschild: „Der wilde Mann."

Was heißt ein wilder Mann? Wer in der jetzigen Zeit ein

Mann ist, der muß wild werden! Sie, m. f. H. u. H., sind heute die Gäste beim „wilden Mann,“ und wenn ich Ihnen Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch vorsetze, so haben Sie „Wild—pret.“

Eine jede Frau ist ein Kreuzberg; wie Kreuzberg wilde Thiere zähmt, so zähmen die Frauen die „wilden Männer,“ aber nicht nur die schönen Frauen zähmen die wilden Männer, sondern auch die wilden Frauen; darum ist die Ehe eine „wilde Geschichte!“

Schon Adam war ein „wilder Mann,“ er lief ganz nackt im wilden Wald herum, aber Eva hat ihn schön gezähmt, er hat ihr aus der Hand gegessen.

Jupiter war auch ein „wilder Mann,“ er hat in einer Höhle gelebt und ist bei Geismilch erzogen worden, und wie hat ihn die liebe Juno gezähmt! Es hat gar keinen größern „Simandl“ gegeben als Jupiter. Wie er sich hat nur bei einer Andern sehen lassen, hat sie Juno gleich verwandelt in eine Fledermaus, in ein Wiesel u. s. w.

Von dem wilden Mann, von Jupiter, sollen alle wilden Männer lernen, wie man bei den Weibern Glück macht. Nicht nur der wilde Mann, der hier vor Ihnen sitzt, sondern der alte wilde Mann da oben war ein gescheidter Practicus. Alle andern Götter haben sich zum Courmachen verkleidet als Riesen, als Adler u. s. w., Jupiter aber, der hat's verstanden bei den Frauen Glück zu machen; zu der Einen kam er als „goldener Regen,“ zu der Andern kam er als „Ochs.“

Der starke Simson war auch ein „wilder Mann,“ er hat sich nicht gekämmt, nicht rasirt, wie ein deutscher Demokrat, und wie hat ihn sein gutes Weib, die Delila, gezähmt, gekampelt und geschoren; von ihr hat ja Parthenia gelernt, wie man den „Sohn der Wildniß“ barbirt und frisirt!

Holofernes war auch ein „wilder Mann" und wie zahm hat ihn die Juden-Judith gemacht!

Dieser wilde Mann Holofernes wollte haben, daß Alles nach seinem Kopfe gehe, und die gute Judith ist wirklich nach seinem Kopfe gegangen!

In der Geschichte der Juden, m. f. H. u. H., bildet die Episode von Judith und Holofernes einen—Hauptabschnitt.

Meine verehrten Freunde und Gönner haben mich heute so viel gelobt, Sie haben das freundliche Perspectiv der Anerkennung mit der Vergrößerungsseite an meine gute Seite und mit der Verkleinerungsseite an meine Fehler gelegt, und ich als Hauswirth darf nicht widersprechen. Ich glaube, diese Huldigung ist nur ein Vorspiel, sie fangen schon zu meinem sechzigsten Geburtstag an, mich—einzubalsamiren! Um aber Jemand einzubalsamiren, muß man alle Höhlen in ihm mit Weihrauch und Specereien anfüllen, muß man ihm erst das Gehirn herausnehmen; ich aber habe Gottlob noch so viel Gehirn im Kopf, um diese schmeichelhaften, gesungenen und gesprochenen Huldigungen mit dem gerührtesten Dank für das hinzunehmen was sie sind, für herzlich wohlgemeinte Märchen, mit welchen man das Alter in den letzten Schlummer hinein plaudert.

Sechzig Jahre, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist die Polizeistunde des Todes, da ruft der Gensdarm des Todes mit der Sense in's Wirthshäusel herein: „es ist bald Zeit zum z'Haus gehen!" Aber der liebe Gott, der gute Wirth, sagt freundlich: „Nun! ein bischen kannst du schon noch dableiben, aber nur hübsch ruhig, mach' keinen Lärm und unterhalt' dich ganz solid bei deiner letzten Neige Wein!"

Aber wenn der Mensch sechzig Jahre alt wird, da fangen

außer seinen Gönnern die andern Leut' auch an, ihn gern zu haben, sie denken sich: „Jetzt ist der Kerl sechzig Jahr alt, jetzt wird uns der Kerl nicht mehr lang sekiren! Vor dem brauchen wir unsere Weiber und Töchter nicht mehr einzusperren!"—

Ich sollte Ihnen eigentlich heute eine kurze gedrängte Biographie von mir geben, ich will es ganz drastisch in wenigen Worten thun: Mein Leben ist mein Schreibzeug, mein Schreibzeug ist mein Leben! Wenn mich die Lumpe angegriffen, hab ich sie mit Papier besiegt. Wenn mir das Wasser an den Hals ging, hat mich die Tinte herausgezogen.

Wer mich scheel angesehen hat, dem habe ich Sand in die Augen gestreut, und was ich mit den Federn verdient habe, haben mich die Gänse gekostet.

Die Lebensgeschichte des Menschen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist gewöhnlich nichts als seine Sterbensgeschichte. Jeder Sterbliche ist zum Tode verurtheilt, das schlechteste Leben aber hat der, der zur Unsterblichkeit verurtheilt ist! Der Mensch ist aus Thon und Erde gemacht, er ist eine Töpferarbeit, jeder Mensch ist ein Topf, aus Thon geschaffen, wird am Ende ein Scherben und wird wieder zur Erde geworfen.

Eigentlich ist nur der Mann ein Topf, die Frau ist der „Hafendeckel." Jeder Topf geht so lange herum, bis er seinen Hafendeckel gefunden hat, und hat er seinen Hafendeckel gefunden, dann ist er erst recht zugedeckt!

Der Topf und sein Hafendeckel stehen am Herd und kochen sich ihr bischen Essen; da kommt der Hausfreund, das ist der Häferlgucker, und nimmt sich den besten Bissen fort.

Das Leben, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist

nichts als ein Bienenstich; es wird am gründlichsten durch etwas kühle Erde geheilt.

Es giebt todte Völker, auf deren Grab kein Leichenstein steht, keine Cypresse klagt und keine Inschrift zu lesen ist; es giebt todte Herzen, auf welchen ebenfalls kein Liebeskreuz, keine Thränenurne, kein klagendes Wort steht; aber das Herz dessen, der geliebt hat, ein Weib, ein Kind, einen Freund, die Menschheit, das Gute, das Schöne, an einem solchen Herzen, wenn es auch ein Grab geworden ist, steht doch eine Trauerweide und Vergißmeinnicht und eine Aeolsharfe, und freundliche Herzen besuchen es am Allerseelentage der Erinnerung, und ein solches Herz lebt fort als Klaglied im Munde derer, die es kannten und liebten!

Jedoch, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ich werde zu ernst; das werden Sie dieser Stunde wohl verzeihen, die Wehmuth findet noch immer mehr Anklang, als der Scherz!

„Wer da will rühren Menschenherzen,
Stimme an den Ton der Schmerzen,
Aber nicht den Ton der Lust;
Denn viele giebt's, die niemals fröhlich waren,
Aber keinen giebt's, der noch niemals hat erfahren
Leid und Weh in seiner Brust!"

Und doch ist das Leben schön, und der Lebende hat Recht, und der schönen Stunden giebt's viele auf Erden!

Freilich, wer nur Engel sucht auf Erden, der wird nur Teufel finden; wer aber nur Menschen sucht, der wird auch zuweilen einen Engel finden.

Die Menschheit ist erhaben, und der Mensch ist gut, und der bösëste Mensch hat Augenblicke, in welchen er das Wohl der leidenden Menschheit will; zum Beweise schließe ich und lese Ihnen nichts mehr vor!—

Frühlingspräludien.

"Come gentle spring, and from the bosom
Of your dropping cloud in our plains descend."

Der Frühling kommt! er hat die phlegmatische Luft, die milchartige, zerrissen und nach ihm stürzt sich der blaue Aether durch den Riß hernieder und fällt der Erde liebewillig und inbrünstig um den Hals, und der liebe Himmel lacht wieder, und aus seinem zarten, blauen Auge schaut er hernieder und freut sich, daß die Erde erwacht.

Der Frühling kommt! Alle meine Sinne gehen ihm jubelnd entgegen, beladen mit Geschenken, und sie hängen sich an ihn, wie Kinder an einen rückkehrenden Vater und sie fragen, was er denn mitgebracht hat und durchsuchen seine Taschen, und der Frühling lächelt, und kos't mit meinen fünf Sinnen, und sagt: „Seid nur ruhig, lieben Kinderchen, ich habe euch Allen was mitgebracht, laßt mich nur erst auspacken alle meine tausend bunten Dinge und alle die glänzenden Geschenke; ich werde euch dann den ganzen Erdentisch voll damit bedecken wie an einem Christabend, und ihr werdet lauter blühende Christbäume und Bescherungen erblicken!"

Der Frühling kommt! Die Luft wird würzig und lau wie der lange Kuß der sichern Liebe, der Himmel schwimmt in einem durchsichtigen Flore, wie das Auge der süßen Gewährung; zwischen den Schneegipfeln ferner Berge flattern blaue Luftbänder herein, und die große Frühlingsfeier schüttelt in meinem Herzen alle riesigen Wintergehänge ab, und der Bach der Lebensfreude rinnt und klingt durch alle meine Pulse, und in allen Winkeln meiner Brust werden Nachtigallen wach, und all' mein Blut in meinen Adern singt rothe Jugendlieder und mein Geist treibt Knospen, und Lust und Keckheit sprengen und strotzen aus diesen Knospen hervor an das Mutterlicht des Lebens, und die fülligen Blumen des dreifachen L,

Leben, Liebe und Lied, schießen lebensroth und blätterüppig in mir auf, und bauen in mir auf, und bauen in mir einen Frühling im Frühling, ein Herzenstempe im großen Naturtempe.

Der Frühling kommt! Ich komme mir viel besser vor, ich habe mich viel lieber, ich bin so leicht, so froh, ich glaube ordentlich, ich wäre um einen Kopf gewachsen, und was die Hauptsache ist: die Philister sind mir unausstehlich! Im Winter, ich weiß nicht, wie es kommt, im Winter betrachtet man die Philister viel freundlicher, sie kommen einem in der zähen Stubenluft so ziemlich leidlich vor. Auf Bällen, in Concerten, Picknicks, Abendgesellschaften, und in allen diesen Gewächshäusern des Philisterthums, da gewöhnt man sich ordentlich an sie. Ein Mensch in einem Pelz, in einem Mantel und in einer Mütze, wird schon selbst ein Stück Philister.

Aber im Frühling, wenn man so hinaus geht und sieht, wie unser Herrgott auf allen Wegen und Stegen weise wirthschaftet, wie Alles fröhlich dabei durch die Welt singt und das Haus beschickt, und wie alle Bäche klingen, und die Wässerlein ihre Mieder ausgezogen haben, und in den lieben Tag hineinplaudern, und wie die Bäume die Aeuglein aufthun und mit den Sonnenstrahlen liebäugeln, und wie die Gräserchen so schnippisch wohlig aus der Erde gucken, und aus ihren Zellen schlüpfen, und wie die Vöglein zwitschern, und wie die Luft so laumilde ist wie der Odem der Liebe, und wie vor dem Geläute der Blumenglocken die Kobolde in unserer Brust Reißaus nehmen, und wie die heilige Natur alle Teufel aus uns herausbeschwört, und uns füllt mit allen lichten Engelein des Lebens und der Liebe, und wie unser Wesen schwimmt in Poesie, und diese über uns ihre lauten Fluthen zusammenschlägt wie über einer Taucherglocke, dann vergessen wir Alles in und um uns! Da ist er denn endlich wieder! Fenster, Thüren und Herz öffnen sich, und Alles strömt ihm entgegen,

die Menschen aus den Häusern und die Gefühle aus der Brust möchten ihm entgegen laufen, damit er ja nur geschwinder komme. Dann, wenn er da ist und dasteht an allen Wegen mit seinen Blumenkörben, als sollte der Herr der Schöpfung in seinem Glanze vorüberziehen, und er wolle ihn festlich empfangen, und auf beiden Seiten am Wege stehen die blühenden Gebüsche und die duftenden Gesträuche, und die herausgeputzten Bäume, als wollten sie ausrufen: „Erhebt euch, ihr laubgekrönten Häupter und ihr jungfräulichen Blüthen, denn der Herr zieht einher in seiner Herrlichkeit!"

Dann bücken sich die Gipfel der Bäume in Ehrfurcht, und die Blätter besprechen sich demüthig unter einander, und die Gräser gucken neugierig aus der Erde heraus, und die Blumen neigen anbetend ihr Haupt, und durch alle Zweige rauscht ein freudiges Hallelujah dem Schöpfer entgegen, der daher kommt in seinem Krönungsmantel mit Blüthenhermelin und Rosenpurpur!

Ach, lieber Leser! ist es dir nicht, wenn der Frühling wieder kommt, als käme dir ein alter, lange nicht gesehener Freund wieder zurück, und du stürzest dich an seine Brust, bist so recht selig und recht still. Du hättest zuvor so recht viel mit ihm zu plaudern und zu schwatzen, aber du bist doch still, denn du weißt nicht, wo du beginnen sollst; es drängt sich so Alles auf einmal dir auf die Lippen und doch kannst du nicht sprechen, bis so nach und nach du lang mit ihm wandelst Arm in Arm, und nun kommt eine Erinnerung nach der andern, und eine Freude und ein Schmerz der Vergangenheit kommt hintereinander, und ihr lebt sie alle noch einmal wieder durch! So ist es mit dem Frühling, wenn er nun kommt, da fliegen wir an seine Brust, und es ist uns so wohl und so wonnig, und wir hätten dem Frühlinge so viel zu sagen und zu klagen, ach, so viel von dem vergangenen Win-

ter, von den überschneiten Herzen, von den erstarrten Blüthen und von den frosttodten Blumen. Aber wir schweigen noch; nach und nach jedoch gehen wir mit dem Frühling immer länger um, und gehen mit ihm zurück in die frühern Frühlinge und in die Vorfrühlinge unseres Lebens, und da schlüpft denn eine Rückerinnerung nach der andern aus dem Architrave der Vorzeit heraus, und leistet uns Gesellschaft und mischt sich traulich in unser Gespräch! Dann gehen wir an der Hand des Frühlings herum in seiner Luftpflanzung und jede neue Blumenstelle erkennen wir wieder, und um diese Blumenstelle gaukelt der Schatten eines entschwundenen Glückes, den uns diese Blumenstelle im vorigen oder vorvorigen Jahre gewährte; und jeder stille Laubgang ruft uns zu: „Denkst du noch daran?“ und jedes Rosengebüsch ist bevölkert mit Geistern der Erinnerung, welche rufen: „Denkst du noch daran?“—und in dem frischen Säuseln der Blätter tönt uns wieder zu der Refrain früherer Liebes- oder Leidenslieder, und ruft: „Denkst du noch daran?“ und der geschwätzige Bach murmelt uns halbvergessene Melodien zu und ruft: „Denkst du noch daran?“ und die jungen Zweiglein scheinen mit dem Finger zu drohen und zu rufen: „Denkst du noch daran?“ und aus den Aesten gucken die klugen Aeuglein der befiederten Sänger und diese bekannten Aeuglein scheinen zu fragen: „Denkst du noch daran?“ So ist der Frühling nur ein großes Auferstehungsfest aller früheren Frühlinge mit seinen Wonnen und ihren Schmerzen; ein Allerseelentag, der die Gräber unserer versunkenen Hoffnungen und die eingefallenen Leichenhügel unseres Glückes und unserer Wünsche mit seinen Blumen und Immergrün, mit seinen bunten Frühlingslampen und Glühwürmchen überbaut! So komm denn, o Frühling! Mein Herz ist ein frisches Grab, es liegt eine theure, heißgeliebte, schmerzlich beweinte Leiche in diesem Grabe; ich habe ihr

unter Thränen und herzzerreißendem Ach! die freundlichen Augen zugedrückt und sie mit stillem Kummer eingesargt in die öde Kammer meines Herzens. So komm denn, Frühling! und besuche mit leisem Schritte dieses Grab, und lege deine grünen Reiser darauf, bedecke es mit dem Weihwasser deines Frühlingsthaues, wehe es an mit deinem sanften Odem, bis einst an jenem letzten Erden- und ersten Himmelsfrühling die Leiche der Liebe frisch empor blühen wird zum Leben, das keine Leichen mehr zurückläßt.

Kleines Toiletten-Büchlein des weiblichen Herzens.

Man hat Dir, meine holde Leserin, schon viele Toiletten-Büchlein geboten, Toiletten-Büchlein des Leibes und Toiletten-Büchlein des Geistes, aber noch nie ein Toiletten-Büchlein des Herzens!

Man ist von Deiner Jugend an, meine holde Leserin, damit beschäftigt, Deinen Körper zu pflegen, zu warten, zu verschönern, groß und gerade zu richten; man hält Dir Tanzmeister und Reitlehrer u.s.w.; man ist auch damit beschäftigt, Deinen Geist zu bilden; Du verstehest Musik und Sprachen, Blumen malen und Singen, Geographie und Geschichte. Man putzt Deinen Körper heraus, wie einen Weihnachtsbaum, und behängt ihn mit tausend bunten Dingen und abflackernden Lichtern, auf daß die unverständigen Menschenkindlein nach seiner Bescheerung die Hände ausstrecken sollen; man putzt Deinen Geist heraus, wie ein Schmetterlingskabinet, damit er schillere und glänzere mit seinem angeflogenen Fittigschimmer und mit seinem Farben-Gaukelspiel das Auge Dir blende, das kurzsichtige, aber man putzt Dein Herz gar nicht heraus; man bildet, man erziehet es nicht; Dein Herz ist das Aschenbrödel der beiden Schwestern Körper und Geist; Körper und

Geist werden allen Freiern auf dem Präsentir-Teller vorgeführt mit allen Schlittengehängen und mit allem Krimskrams der eitlen Gegenwart, aber das Aschenbrödel-Herz bekommt man nicht zu sehen; das Herz bleibt in grauer Unanscheinlichkeit zu Hause am Kamine, während Körper und Geist ihre Künste zeigen müssen!

Und doch, meine holde Leserin, was nützt dem weiblichen Wesen alle Schönheit des Körpers und des Geistes, wenn das Herz nicht schön ist? Der Körper zieht an, der Geist nimmt gefangen, aber festhalten, das kann nur das Herz. Was nützt es, wenn Eure Gestalt ist füllig und üppig wie die Weizenähre des Banats, und Euer Herz ist leer und hohl, wie eine taube Nuß? Was nützt es, wenn Euer Gesichtlein ist schneeflockig und weiß wie der Silberschaum des Meeres am stillen Gestade, und Eure Wänglein sind lieblich und rosig, wie die glühende Lippe der Abendwolke, wenn der Tag scheidend sie küßt, und Euer Herz ist voll von häßlichen Muttermalen und Leberflecken und bleichsüchtigen Streifen? Was nützt es, wenn Euer Ohr in zehn Sprachen vernehmen kann das Wort der Leichtfertigkeit, und Euer Mund in zehn Sprachen erwiedern kann die Rede des Leichtsinns, und Euer Herz nicht versteht seine einfache angeborne Muttersprache: die Sprache der Herzen, und Euer Herz ist wie ein Taubstummer und nicht hört die Töne des Gefühles, und nicht spricht die Worte der Empfindung? Was hilft es, wenn Eure Hand vermag auf die Leinwand zu hauchen die süßesten Landschaften, überbaut von zauberisch verglühenden Himmeln; wenn Eure Hand vermag künstlerisch einzunähen und einzusticken glühende Blumen, die mit Feuer-Augen uns anfunkeln und zublinzeln, und wenn Euer Herz hingegen nicht vermag, ein häusliches Stillleben mit seinem einfach ewig klaren Himmel um Euch hervorzurufen, wenn Euer Herz hingegen nicht vermag, ein einziges

kleines Blümchen der Freude, der reinen Tugend, der Liebe einzusticken und einzunähen in den Goldgrund eines andern menschlichen Herzens? Was nützt es, wenn Eure zehn Finger wie magische silberne Schlüsselchen aufschließen das Zauber-Reich der Töne und aus demselben heraufbeschwören die leichtbeflügelten, tonbeschwingten Geister aller Harmonien und Euer Herz nicht anzuschlagen vermag einen einzigen Akkord auf der myriaden-besaiteten Claviatur der Gefühle und keinem andern Herzen zu entlocken vermag einen verschwisterten Laut? O, meine holden Leserinnen, wenn Ihr so ausgerüstet seid mit den blitzenden Waffen des Geistes und mit der blankgeputzten Glanzrüstung des Körpers und innen aber fehlt das Herz, das belebende, herrliche, göttliche Herz, dann seid Ihr schön und vergnüglich anzuschauen und anzugaffen in den Rüstkammern und in den Zeughäusern der Gesellschaft und der Salons, aber Ihr seid nicht in die Arme zu schließen; man kann die fühlende Brust nicht legen an Euer überpanzertes Außenwerk, und dem Herzen schlägt aus diesem blanken Waffengebäu kein inwohnendes Herz entgegen, welches freundlich: „Herein!“ ruft. Glaubt mir, meine freundlichen Leserinnen, Körper und Geist machen die Zange, mit der man die Männer anfaßt, und freilich wollen wir Männer auch hübsch gefällig und sanft angefaßt sein. Freilich ist es auch hübsch, wenn diese Anfaß-Zange hübsch fein gearbeitet, aus silbernem oder güldenem Stoff ist; allein das Herz, daß ist die traute, heimliche Jelängerjelieber-Laube, in welchem Ihr die Männer für ewig behalten wollt; das Herz ist das Museum der Liebe, in welchem Ihr die Männerherzen für immer aufstellen wollt; darum müßt Ihr trachten, dieses Museum zu heiligen und in reiner Weihe zu erhalten, in sittiger Stille und Ruhe; müßt an diesem Herzens-Museum nicht Fensterchen und Gucklädchen ringsum anbringen, sondern das Licht muß

von **oben**, vom Himmel, hineinfallen; die Wände Eures Herzens müssen nicht mit eitelm Schnitzwerk und von glänzenden Fresken überdeckt sein, sondern von den gediegenen Haut- und Bas-Reliefs und den getriebenen Wappenbildern des wahren Herzensadels, und von dem schweren, seidegleichen Goldstoff der Tugend.

Ach ja, meine liebe Leserinnen, Mütter und Erzieherinnen thun **genug** für den Körper ihrer Töchter, **zuviel** für den Geist, aber **nichts**, oder **sehr wenig** für ihr Herz! Auf Alles nehmen sie mehr Rücksicht, als auf das Herz! Wenn der Körper eine schiefe Richtung bekommt, da wird lamentirt und um den Arzt geschickt, und Luftbetten und Zwangmieder angeschafft, aber wenn das Herz eine schiefe Richtung bekommt, das merkt die Mutter nicht einmal! Wenn das Töchterchen die Stirne kraus zieht, da legt die Mutter die Hand darauf und fragt: „Was fehlt dir, Töchterchen?" Wenn sich aber das Herz der Tochter krampfhaft zusammenzieht, darnach wird nicht gefragt! Bei Tische, an großen Tafeln, da sagt die zärtliche Mutter hundert Mal: „Ach, liebes Kind, verdirb dir den Magen nicht!" aber sie führt sie in frivole Zirkel, an den Freitisch der großen Welt, und sagt nicht: „Ach, liebes Kind, verdirb dir das Herz nicht!" Und der Magen braucht doch weniger Sorgfalt als das Herz, denn der Magen wirft, wie der gesunde Humor, die schlechten Stoffe selbst heraus, aber das Herz nimmt die schlechtesten Stoffe am liebsten auf, und treibt sie in Saft und Blut schnell herum. Einem überladenen Magen kann man zum Brechen eingeben so viel Mal man will, aber das Herz, ach, das bricht nur ein Mal, dann ist es aus!

Darum, meine holde Leserinnen, ich bitte Euch, bekümmert Euch mehr um die Toilette Eures Herzens! O, es giebt auch für die Herzenstoilette schöne, elegante Putzwaaren! Bänder und

Kettchen, und Ringe und Schleier ꝛc., als da sind: das Band der Liebe und der Freundschaft; das Band der Eintracht; die goldene Kette weiblicher Pflichten: der Schleier der Züchtigkeit und Gürtel der Scham, der Mantel der Nächstenliebe, die Perle der Tugend, der Krystall der lautern Empfindung und der kostbare Solitär der einzig beseligenden Religion! O, seht, wie reich, wie glänzend, wie herrlich diese Bijouterien für die Toilette Eures Herzens da liegen; greift zu, Euch damit zu schmücken, die drei schönsten Zierden des edlen weiblichen Herzens sind stets bereit, Euch zu verschönern, die drei himmlischen Herzenszierden: Religion, Liebe und Tugend.

Ich kann Euch weiter, meine freundlichen Leserinnen, nichts sagen, als wiederum, wie ein weibliches Herz eigentlich sein soll, und wie es zugleich nicht sein soll; Ihr habt den Talisman bei Euch, der es dazu machen kann.

Ein weibliches Herz soll sein wie ein Kirchhof, es soll von Allen, die darin wohnen, nichts als Liebes und Gutes sagen, und wiederum soll es nicht sein wie ein Kirchhof, es soll nicht sogleich Gras wachsen lassen über die Theuren, die es einschließt. Ein weibliches Herz soll sein wie eine Glocke, die Freuden und Leiden seiner Mitmenschen sollen darin gefühlvoll wiederklingen, und es soll wiederum nicht sein wie eine Glocke, es soll nicht von jedem kleinen Riß, den das Schicksal hineinreißt, verstimmt und unklar werden. Das weibliche Herz soll sein wie ein Schiff, gerade wenn der Sturm des Lebens am stärksten tobt, soll es auf der hochgehenden Welle emporgetragen werden zum Himmel; und wiederum soll es nicht sein wie ein Schiff, es soll nie verschlagen sein und nie flott werden. Ein weibliches Herz soll sein wie ein gutes Bildniß; die Zeit soll seine etwas zu grellen Farben mildern und immer weicher und gefälliger machen, und wiederum soll es nicht sein wie ein gutes Bildniß; es

soll nicht Jeden, der es ansieht, wieder anzusehen scheinen. Das weibliche Herz soll sein wie eine Schwalbe, so häuslich, so fromm und heimisch; und soll wiederum nicht sein wie eine Schwalbe; es soll uns nicht entfliehen, wenn der Herbst naht, und nicht in den Winterschlaf gerathen. Das weibliche Herz soll sein wie die heilige Schrift, so voll vom Worte Gottes und so einfach und so ewig milde; und es soll wiederum nicht sein wie die heilige Schrift; es soll nicht in so viel Zungen existiren. Das weibliche Herz soll sein wie die Auster; es soll sich nur ein Mal aufschließen, um den Thau der Liebe in sich aufzunehmen und ihn als kostbare Perle all sein Leben lang in sich tragen; und wiederum soll es nicht sein wie die Auster; es soll keine so harte Schale haben. Ein weibliches Herz soll sein wie ein Springbrunnen, der frische Strahl des Gefühls soll aus seinem Innern emporschießen und in tausend Theilchen zerstäuben, Alles rings erfrischen und erquicken; und es soll wiederum nicht sein wie ein Springbrunnen; die Empfindung, die es ausströmt, soll nicht immer wieder nur zu sich selber zurückkehren. Ein weibliches Herz soll sein wie eine Aeolsharfe, die, angehaucht vom weichen Odem der Empfindung, auftönt in leisen, lieblichen, heiligen und ahnungsreichen, schmelzend-erklingenden Akkorden; und wiederum soll es nicht sein wie eine Aeolsharfe; nicht jeder Windbeutel soll ihm einen harmonischen Ton abgewinnen. Ein weibliches Herz soll sein wie ein Kalender; es soll alle Himmelszeichen in sich tragen; und wiederum soll es nicht sein wie ein Kalender; es soll nicht so viele Namenstage zu feiern haben. Kurz ein weibliches Herz soll sein wie ein wahrer Humorist, wenn es einen Gegenstand erfaßt hat, soll es davon gar nicht weichen können; und wiederum soll es nicht sein wie ein wahrer Humorist, der sich nicht anders zu helfen weiß, als daß er seinen Gegenstand plötzlich verläßt und abbricht.

Die Zigeunerin.

Aus dem Portefeuille meiner Liebe und Liebeleien.

An Freund Castelli.

Du hast letzthin zurückgeblättert in deinem Gedächtnisse und dem Leser einige Blättchen aus dem Kraut- und Gemüsegarten deines Jugendherzens mitgetheilt; den Blumengarten hast du, wie es sich geziemt, respectirt und unter dem Schleier deines Gedächtnisses ungelüftet gelassen.

Auch ich, mein edler Nimrod, war einst ein „Schütz," in Ungarns Gauen liegt das Ahnenschloß meiner einst wilden Jagden; und es haben mehr Liebesabenteuer zwischen meinem ersten Handel, den ich mit zweischuriger Wolle im Somogyer Comitate trieb, und meinem letzten Wochenkrebs stattgefunden, als man sich von meiner breiten Nase träumen läßt!

Es fällt kein Gelehrter vom Himmel, auch nicht in der Liebe, mein Freund! Die Liebe will gelernt sein von der Pique auf! Ovid nannte die Liebe eine „Kunst," Künstler müssen gebildet werden, müssen viele Versuche machen, müssen viel verpfuschen und verstümpern, bis sie eine Meisterliebe hervorbringen.

Du erinnerst dich noch, wie ich in die „Ludlam" eintrat, als „das Mädchen aus der Fremde;" es sind dreißig Jahre darüber vergangen und schon damals wußte sich dein Sarkasmus viel mit meinen Herzensangelegenheiten zu beschäftigen, und wenn du wirklich eine Geschichte der „Ludlam" schreibst —was gewiß sehr interessant wäre—so wirst du im „Archiv" auf Erinnerungen stoßen, die meinen Lehrjahren keine Unehre machen.

Dir also vor Allem sei ein kleines, halbkomisches Abenteuer aus der Lehrbubenzeit meiner Liebesschule erzählt, einer Schule, in welcher man am meisten lernt, wenn man bei der Prüfung durchfällt, und aus der man desto klüger hervorgeht, je mehr man ochs't!

Also, Freund Castelli, nimm eine deiner exotischen Dosen in die Hand, setze dich auf deine Chaise-longue, rüttle die Jugendjahre in dir ein bischen auf und höre zu; kurz, sei— Anacreon!

Möge der Leser mir die Hand reichen und mit mir in einen Marktflecken gehen, der am Saume des Bakonyer Waldes liegt, anmuthig gelehnt an einen dichtbewälderten Berg, Csakáberg genannt. Dieser Ort heißt Moor, ist früher wegen seiner häufigen Erdbeben,—die drei Jahre hintereinander anhielten, täglich oft 12- bis 20mal sich wiederholend,—und in der neuen Zeit durch die Moorer Schlacht bekannt geworden. Weniger haben sich die Annalen der Zeit damit beschäftigt, zu erzählen, daß der „Humorist" dort im Schatten des Bakonyer Waldes Knoppern sammelte und seine ersten Versuche zu Papier warf.

In Moor entstanden meine ersten Gedichte, die als „poetische Erstlinge" erschienen und einem der Moorer Grundherrschaften gewidmet waren, dem edlen, hochherzigen und liebenswürdigen Grafen Lamberg, demselben, der auf der Ofner-Pesther Brücke unter den die Nation und die Zeit schändenden Streichen von verruchten Mördern fiel, und der als Rachegeist noch lange auf diesem Flecke die wüthende Nemesis heraufzubeschwören vom Geschicke der Völker und Menschen bestimmt zu sein schien.

Ich will gut machen, was die Annalen der Zeit so gottlos

vernachlässigt haben und meinem künftigen Biographen einen kleinen Fingerzeig in mein Jugendleben geben.

Ich lebte in dem Hause meiner Stiefmutter, welche einen Salzverschleiß hatte. Vor einigen Jahren hat ein hiesiger Künstler das Haus, in dem ich lebte, in einem niedlichen Bilde auf der Kunstausstellung ausgestellt. Es war vortrefflich gemacht und ich glaube immer, der Maler war ein Satyriker, denn gerade vor dem Thore meines Hauses brachte er einen Wagen mit zwei Ochsen an. In dem ersten Stockwerke dieses Hauses war ein Zimmer, welches ich mir in eine ganze Reihe von Zimmern eintheilte. Vermittelst schwarzer Striche, die ich auf dem rothen Ziegelboden dieses Zimmers zog, theilte ich es in ein Schlafzimmer, in ein Schreibzimmer, in ein Besuchszimmer, in ein Speisezimmer, in ein Bibliothekzimmer und in ein Vorzimmer. Ich bewohnte also nicht nur eine ganze Reihe von Zimmern, sondern ich konnte sogar nach Belieben jeden Augenblick in einem andern „Erdstrich" wohnen.

Das „Schlafzimmer" allein füllte seinen Beruf vollkommen aus; das „Schreibzimmer" weniger, am allerwenigsten aber das „Speisezimmer." Meine Stiefmutter, eine sonst würdige und kreuzbrave Frau, war eine „Natur-Homöopathin," ihr System war: das was den Hunger hergebracht hat, muß ihn auch heilen: nichts im Magen haben. „Fleisch" ist Gift, macht Blut, Blut macht Wallung, Wallung führt zur Sünde, Sünde führt zum Fasten: also faste man gleich bevor man Fleisch ißt, so erspart man den Umweg. Das war die „Lehre vom Fleisch." Die „Lehre vom Geflügel" hieß: Kälbernes, junge Hühner, Ganserl u.s.w. ist das „unreife Obst" unter dem Thierfleisch und bläht mehr als es sättigt; „der Mensch aber soll sich nicht aufblähen." Die „Lehre von den Fischen" lautete so: „Ein

Fisch lebt vom Wasser, er wird im Magen wieder zu Wasser, also trinke man gleich Wasser." Die „Lehre von den Gemüsen" lautete so: „Spargel ist ein liederliches Essen! Das Dicke und Große wirft man weg! Da lernt man in der Jugend Alles wegwerfen!" Blos drei Großmächte aus dem Pflanzenreiche fanden Platz in unserer Küchenapotheke: Erdäpfel, die präsidirende Macht; „Salat" und „Spinat" die mitberathenden Mächte; „Fisolen, Erbsen und Linsen" waren die Mittelstaaten. Die drei Mächte kamen aber nie zusammen! Nie sahen sich „Erdäpfel," „Salat" und „Spinat" vereinigt; in dieser Beziehung hieß es: divide et impera! Aber die Natur ist reich an Ersatzmitteln, im Laufe der Menschheit waltet ein weises Gesetz der aufrechthaltenden Naturgesetze. So warf die weise Vorsehung zu meiner Schadloshaltung eine allopathische Köchin als passiven Widerstand gegen die homöopathische Gesetzgebung in den Haushalt des Humoristen, damit er seiner unsterblichen Bestimmung nicht durch einen blos botanisirenden Appetit entzogen werde.

Diese Köchin, welcher meine jetzigen Leser einen großen Theil ihres Lesevergnügens verdanken, verdient von meinen Lesern gekannt zu sein und ich muß sie, so will es mein Dankgefühl, dem Publikum vorführen, wie sie mir erschien zur Zeit, als ich noch gar nichts war, nichts als—hungerig, und wie sie in der Wüste von Salat und Spinat mir Wachteln regnen ließ, und wenn auch keine Wachteln, doch Brathühner und Bratgänschen, die, nach Aussage aller Hungerigen, auch nicht zu verachten sind.

Diese Köchin hieß „Ziperl" und war „eines Hirten niedere Tochter aus dem Flecken Martonvásár." Sie war nicht ästhetisch gebildet, aber „mollet;" sie sprach nicht französisch, aber wenn sie sich Samstag Nachmittags unter den Fenstern mei-

nes Sanssouci schlafen legte, ging selbst der Rabbiner nicht vorüber, ohne zu denken: „Was der Himmel erschaffen hat, soll der sündige Mensch nicht verschmähen.“

Ziperl war eine primitive Seele, ein Urwesen; sie dachte nicht gerne viel, aber kochte desto lieber mehr, sie seufzte weniger, aber sie umarmte desto leserlicher, sie verstand die Augensprache nicht, aber wenn man noch so leise flüsterte: „Ziperl!“ erwiederte sie: „Schreien se doch nit eso gar! Ich bin jo nit tab!“

Es war im Monat Mai. Noch findet sich in meinen gesammelten Schriften ein Gedicht: „Mondscheinlust,“ aus jenem Mai! Ich war bleich und seufzte und magerte sichtlich ab. Und warum? Aus Liebe? Nein! Aus Ziperl-Liebe? Onein! Ein anderer Kummer nagte an meinem Herzen!

Mai! Mai! Wonnebringer! Blumenspender! Jüngling mit den goldenen Locken! Mir brachtest du nur Weh und Herzleid! Wenn ich in Moor herumschwärmte im Monat Mai, was sah ich? Nichts als große Salatgärten, große Spinatfelder, unendliche Erdäpfeläcker! Und der Gedanke erwachte in mir: All' dieser Salat wächst für dich! Dieses Weltmeer von Spinat soll durch deinen elenden Leib gehen!—Ich sah wie ein Somnambule in die Zukunft meiner Eingeweide, und sah sie ganz grün, hellgrün, paperlgrün!

Ich glaube, Schiller sagt: „Der Mensch braucht wenig, und an Spinat reich ist die Natur!“ Diese Spinat- und Salatfelder verbitterten mir die Spaziergänge am Tage, und ich ging bloß Nachts im Mondschein spazieren und schrieb das Gedicht: „Mondscheinlust!“ Im Mondschein sahen die Salatköpfe aus wie Rebhühner und die Erdäpfelfelder wie kälbernes Ragout!

Ich wäre gewiß zu Grunde gegangen und läge am Saume des Bakonyer Waldes begraben, mit der einfachen Inschrift:

„Hier liegt er in der That;
Er lebte vom Salat,
Und starb dann am Spinat!“

wenn nicht Ziperl, die primitive Ziperl, gewußt hätte poetische Blöße, Musen-Magerkeit von Hungerblöße und Magen-Melancholie zu unterscheiden. Eines Abends kam sie in mein Zimmer, schritt über das „Vorzimmer“ in das „Speisezimmer“ drang bis in mein „Schreibzimmer“ und sagte barsch: „Aber, junger Herr, Se verhungern ja!“ Da war's ausgesprochen! O göttliche Einfalt heiliger Natur! Was kein Verstand der Verständigen sieht, das gibt er dem Genius ein!

Ich sah sie lange an, lang und mit Anmerkungen und sprach, indem ich die Hand auf ihr Haupt legte: „Ziperl, woher kommt dir diese Wissenschaft? und kannst du mir Fleisch in meine Lage bringen? Ziperl aber antwortete: „Eine reine Magd vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden!“ und von diesem Tage an empfing Ziperl jeden Morgen von mir einen blanken Zwanziger,—o damals gab's noch blanke Ziperls und blanke Zwanziger,—und brockte mir heimlich das „unreife Fleisch,“ wie in der homöopathischen Küche junge Gänse u.s.w. heißen.

Wenn ich dem Leser nun auch betheuern wollte, daß zwischen Dichter und Ziperl nie andere Empfindungen hin- und hergingen als platonische, daß ihr Küchenfeuer mit dem Feuer der Vesta hätte wetteifern können, und daß Baucis, ihre letzte Gans schlachtend, nicht tugendhafter war als Ziperl, würde der Leser, der den Poeten alles Ueble zumuthet, es doch nicht glauben. Ich sage also darüber weiter nichts und komme zu meiner Erzählung wieder zurück.

Eines Morgens zog mich der erwachende Tag mit seiner lieblichen Frische, mit seinem jungfräulichen, würzigen Athem, auf meinen gewöhnlichen Spaziergängen in den sonnigen

Säumen des Bakonyer Waldes, etwas tiefer in den dichten Wald hinein, auf dem Wege nach Kis-bér zu. Die vielen Wege, die sich im Sande nach der Willkür und Laune der Wald- und Holzbauern da kreuzten, verloren sich nach und nach in weitern Ausmündungen. Meinen Gedanken nachhängend, in der erquicklichen Kühle der Waldesfrische, wanderte ich immer weiter auf schmalen Fußpfaden, die hie und da ein Reisigsammler betreten haben mochte, und nun, als sich der Pfad ganz verlor und ich im dichten Walde fast nicht mehr weiter vordringen konnte, erwachte ich aus meinen Träumereien! Ich blickte um mich her und fand, daß ich jede bestimmte Richtung verloren hatte. Die Gegend des Waldes war mir ganz fremd, kaum wußte ich von welcher Seite ich herkam, noch weniger wohin ich mich zu wenden habe, um aus dem Walde herauszukommen. Es war aber dazumal kein Spaß, in dem berüchtigten, endlosen, schauerlichen Bakonyer Walde sich zu verirren. Nach meiner Uhr konnte ich mich ungefähr anderthalb Stunden weit von Moor entfernt haben; ich schlug, das wußte ich, den Weg in die Gegend nach Kis-bér ein; konnte aber eben so gut, da ich einmal vom Wege abkam, rechts oder links Tage lang wandern, wieder auf denselben Platz zurückkehren und keinen Ausweg finden. Dabei fielen mir alle schauerlichen Begebenheiten ein, zu deren Wiege und Sarg man die grauenhaften Schatten und die schauerliche Stille dieses Walddunkels machte, und ich gestand mir, nicht in der angenehmsten Spaziergängerlage zu sein.

Es wurde mir klar, ich mußte suchen, nach einer bestimmten Richtung fortzuwandern; und obwohl die Begegnung irgend eines Csikós oder Kanas in diesen Räumen nicht zu den reizendsten Stelldichein gehörte, so hoffte ich doch einen dergleichen Obmann der Pferde- und Schweinhorden zu finden, im beruhigenden Bewußtsein, nichts in der Tasche zu haben als

einen Band von Rousseau, ein Taschenmesser und ein Sacktuch.

Mein erster Gedanke war, eine Anhöhe zu gewinnen, um die Gegend zu überblicken,—der Gedanke war da, aber keine Anhöhe. Die ganze Strecke des Waldes von Moor bis Raab und Wesprim u.s.w. ist nichts als eine Fläche. Ich wanderte also dem Gange der Sonne nach. So wanderte ich wieder zwei Stunden durch Gestrüppe und Geschlinge, zwischen den tausendjährigen Baumsäulen mit ihren grünen Dächern.

Endlich fiel mir ein, einen dieser vielarmigen Riesen zu besteigen, um vielleicht von seinem Wipfel aus etwas zu erblicken, wornach ich mich orientiren könnte.

Dazumal, verehrter Leser, war der Humorist von jener Taille, die zu einem „Baumkraxler" wie geschaffen ist. Er kletterte auf einem Baume so flink herauf und herab, wie jetzt eine Demission eingegeben und angenommen wird. Der „Humorist" hatte so wenig Fleisch wie ein Fastentisch und war so elastisch wie ein Preßgesetz.

Ich schwang mich in die Höhe, und das nicht durch Kriechen, sondern durch mühsames Emporstreben; von Zweig zu Zweig kam ich bis in den Wipfel des hohen Baumes.

Aber es war nichts zu sehen, als Himmel und Waldung; ein Meer von Baumgipfeln wogte unter mir, bis an den fernsten Horizont. Schon wollte ich trostlos herabsteigen, als ich ungefähr eine Viertelstunde weit über den Bäumen kleine blaue, dünne Rauchwölkchen aufsteigen sah, die wie Nebelflocken sich leise in die Höhe wirbelten, und unbezweifelt aus einer der Baumgruppen sich entwickelten. Wo Rauch ist, sagte ich mir ganz erfreut, ist auch Feuer, und wo Feuer angemacht wird, sind Menschen, und sollten diese Menschen auch Räuber sein, sie sind doch nicht so furchtbar, als die Aussicht

auf tagelange Herumirrung im Bakonyer Wald mit der Endaussicht auf Hungertod.

Ich stieg herab, nachdem ich die Richtung herum merkte, und wand mich mühsam, behutsam und fast kriechend von Baum zu Baum. Da schien der Wald etwas heller zu werden und ich urtheilte ganz richtig, daß ich einer sogenannten „Waldlichtung" nahe sei. Ich drückte mich, von dicken Baumstämmen geborgen, immer weiter vor, und sah endlich durch das dünner werdende Dickicht auf die Lichtung hin, die in diesem Augenblicke einen sonderbaren Anblick darbot.

Die Waldlichtung, eine kleine Fläche mit grünem Rasen bedeckt, war von einer kleinen Sandgrube unterbrochen, die aber auch von einzeln hervorspringenden Baumstumpfen durchschnitten war. Auf dem niedrigen Gebüsch am Rande der Sandgrube und des Waldes waren Linnenstücke, Hemden, Tücher, u. s. w. zum Trocknen ausgebreitet, und um ein prasselndes Feuer in der Mitte zeigte sich eine Gruppe jenes braunen, räthselhaften Nomadenvolkes, das wie eine lebendige Tradition durch die Welt geht, und dessen Existenz und Geschichte nicht zu den kleinsten Wundern gehört, welche eine höhere Weltordnung unzerstörbar durch die Wandlung der Stände, Völker und Nationen gehen läßt.

Es war eine oder zwei Zigeunerfamilien, die hier Wanderruhe hielten. Zwei Männer in dunkeln Wämmsern, mit bunten Halstüchern, trugen am dunkelgebräunten Antlitz die Spuren, sowohl von Wind und Wetter, als auch von den harten Wanderungen durch Drangsal, Bitterkeit und Verfolgung. Mahagony-Züge lagen dunkel auf diesen Gesichtern, und in den Furchen der harten Stirn standen die Anklagen eines ewigen Leids gegen die Unerbittlichkeit des verfolgenden Geschickes. Drei bis vier alte Weiber, mit bunten Tüchern um den Kopf, runzlich, gelb und mit dem Ausdrucke verwil-

derter Weiblichkeit, lagen im Sande und beschäftigten sich mit Ausbessern alter Kleidungsstücke, während zwei Kinder sich im Grase balgten, auf deren braungefärbten Wangen doch die Rosen der Gesundheit blühten.

Als ich aus dem Dickicht hervortrat, waren es die Kinder, die mich zuerst sahen und mir entgegensprangen. Sogleich war Alles in dem kleinen Lager in Bewegung; Männer und Frauen umringten mich und der Eine fragte barsch: wer ich sei, woher ich komme und was ich suche.

Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weise beantworten können, aber ein Zigeuner, und dazu im Bakonyer Walde, kann gewiß mehr fragen, als zehn Poeten beantworten können.

Ich war aber vorbereitet und erwiederte: ich wäre aus Moor und wir wären hier im Walde unserer Dreißig, die von der Herrschaft ausgeschickt worden sind, den Wald zu durchstreifen, um zu sehen, welche Knoppern-Ausbeute die Bäume versprechen, da Raaber Kaufleute den Wald darauf pachten wollten. Wir haben auch—fuhr ich fort— herrschaftliche Haiduken bei uns; ich habe mich in diese Gegend gewendet, und da ich hier Feuerschein sah, kam ich hieher und bitte, mir die Pfeife anzünden zu können.

Nach dieser Rede, die an Diplomatie und Klarheit selbst im Achtundvierzigerjahre ihr Glück gemacht hätte, zog ich in angemessener Ruhe meine Pfeife aus dem Sack, und indem ich sie gestopft hatte, reichte ich dem Zigeuner ruhig den Kostik hin und sagte: Tessék? (beliebt's?) Darauf schritt ich auf das Feuer zu, und sagte zu einer der Sibyllen, indem ich mit den Fingern in der Westentasche zu suchen begann: „Wenn ich einen Zwanziger bei mir habe, so will ich mir, weil's sich g'rade so trifft, auch wahrsagen lassen.“ Dabei ließ ich die zwei Männer nicht aus den Augen, die ihre Pfeifen stopften und mit einander ihr Kauderwelsch sprachen.

Die Debatte schien zu meinen Gunsten auszufallen. Der Eine trat heran und sagte: „Wenn du dir wahrsagen lassen willst, so soll dir Zinka wahrsagen.“ Darauf pfiff er auf seine Weise und aus der andern Seite des Waldes kam nach einigen Minuten aus dem Gehölz ein junges Mädchen gerannt, flüchtig wie ein Reh, daß sich die Grasspitzen kaum unter ihrem Tritte beugten, und fragte, was es gäbe. Es war Zinka, die Preciosa dieser kleinen Zigeunerhorde. Ihre Gestalt zeigte ein Ideal des schönen Völkerstammes, welcher in Bau, Wuchs und Gliedmaßen das Ebenmaß der Vollendung an sich trägt und dem selbst eine vieltausendjährige Flucht und Hetze das Gepräge seines ursprünglichen Gestaltadels nicht ganz verwischen konnte. In langen Flechten fiel ein rabenschwarzes Haar über Schultern und Busen herab, die trotzig auf ihre naturgesetzliche Berechtigung und Vollendung ihrer Fülle in das darauffallende Licht zurückwarfen. Zwei Augen glänzten wie zwei vom dunkeln Lichte durchtränkte Edelsteine aus diesem nachtgebräunten Antlitz, und zwei feingeschnittene, sinnvolle Purpurlippen öffneten sich wie triumphirend, um zwei Reihen Zähne sehen zu lassen, die den unzerstörbaren Pensionsfond dieser Stammesschönheit bilden.—

„Zinka,“ sagte der Zigeuner, „der Herr ist aus Moor, wohin wir gehen, und will sich wahrsagen lassen. Thu' das.“ — Zinka sah mich mit hellen Augen an, wie eine Gazelle, ließ sich meine Hand reichen, auf die ich einen Zwanziger legte. Während sie die Linien meiner Hand erforschte und mir in dem gewöhnlichen Zigeuner-Orakel prophezeihte, hatte ich nun mehr und mehr Gelegenheit, den besondern Reiz dieses wilden Geschöpfes zu bewundern, und so zu sagen mich in ihn zu vernarren. Als sie zu Ende war, zog ich meine Börse heraus, die gerade nicht an Ueberladung litt, und schüttelte den ganzen Inhalt in die Hand Zinka's, indem

ich ihr lächelnd sagte, ich hoffte, sie würde mir dafür ein Stück Brod geben, da schon Mittag ist, und mir dann den Weg zurück nach Moor zeigen. Das Manöver des Geldausleerens war von meiner Seite nicht ganz unberechnet, und überzeugte die Zigeuner, daß ich nichts mehr besaß. Zinka sah fragend auf den Zigeuner; dieser nahm mir die Börse aus der Hand, während der Andere ganz behaglich allen Tabak aus meinem Kostuk in den seinigen leerte und sagte: „So geh', Zinka, und zeig' dem Herrn den nächsten Weg!"

Froh so daraus zu kommen, überglücklich in dem Gedanken an die Ariadne, die mich aus diesem Labyrinthe bringen sollte, schenkte ich meinen Kostuk noch dem andern Zigeuner, und einem der schwarzen Bälge mein Taschenmesser.

Zinka sagte: „so komm'!" — Ich habe seitdem von den ersten und reizendsten Künstlerinnen wohl einige hundert Male die Worte gehört: „komm' her!" aber so lieblich, wie jenes „so komm'!" der Zigeunerin Zinka klang mir noch keines.

Zinka ging bald vor, bald neben mir, wie es die Waldwildniß zuließ, und ich hatte Gelegenheit, die Symmetrie, die Elasticität dieses reizenden Körpers in allen Biegungen und Wendungen zu bewundern, indem sie zugleich im Gespräche alle liebliche Wildheit ihrer Natur und alle schwankenden Moralgesetze ihres Stammes und ihres Gesetzes entwickelte. Ich sah wie Goethe's Mahöda: „Zwischen tiefem Verderben ein menschliches Herz." Doch ich will kurz sein; ich nahm beim Abschied mein buntseidenes Halstuch ab, schlang es ihr um's Haupt, und sie versprach mir, wenn sie nach Csáka kommen, eine Viertelstunde von Moor, wo sie längere Zeit zu bleiben gedenken, so würde sie mich gleich aufsuchen.

Und so kam es auch. Die kleine Horde kam nach Csáka, blieb Monate lang da, und ich besuchte diese fromme Ge-

meinde zuweilen in den Stunden der Buße und menschlichen Kasteiung.

Um diese Zeit begab sich in meinem Hause ein kleiner Umstand, der aber dies schwere Abenteuer, welches ich zu erzählen im Begriffe bin, hervorrief.

Meine Stiefmutter trieb neben dem Salzhandel noch ein Weingeschäft. Sie hatte ein paar hundert Eimer Wein liegen in verschiedenen Gebünden. Der Keller lag am Ende des Ortes, nahe an dem Weingarten, und meine Stiefmutter begab sich alle vierzehn Tage in der Nacht dahin, um die Weine zu reinigen, zu putzen, nachzufüllen u. s. w. In diesem Geschäfte begleitete sie Ziperl mit einer großen Laterne.

Nun begab es sich, daß meine Stiefmutter von einem solchen Unwohlsein ergriffen wurde, daß sie nicht ausgehen konnte, und eines Abends beauftragte sie mich, an ihrer Stelle die Weine zu putzen, zu füllen u. s. w., da sie sonst zu Grunde gehen.

Ich wendete zwar ein, daß ich ein Ignorant bin, daß ich von diesen vinocolen Angelegenheiten gar nichts verstehe, allein sie antwortete: „Du hast einen guten Kopf, Du kannst Alles!“ Ich wurde also feierlichst mit dem Kellerschlüssel belehnt: Weinbürste, ein Beil, Leinwand, Schwamm wurde mir ex officio anvertraut, und als die silberne Sichel des Mondes durch die goldenen Aehren der Sterne ging, wanderte in den dunklen Straßen Moors ein langer Mann, in einen Mantel gehüllt, in seiner Hand blitzte ein Mordgewehr, ein Beil, und vor ihm schritt wie die Feuersäule der Israeliten eine „Ziperl“ mit einer großmächtigen Laterne!

Wer wandelt so spät durch die Straßen von Moor?
Es ist ein Poet und Ziperl zuvor!

Wir kamen glücklich in dem Keller an. Wir waren unserer

Drei, ich und Ziperl und der Genius, der die Unschuld beschützt. Ich wußte aber, daß der Genius gerne ein Glas Wein trinkt, besonders wenn man den Genius einmal im Keller hat.

Ich muß dem Leser bei dieser Gelegenheit sagen, daß ich den Wein nach allen Kennerregeln putzte: zum Beweis, weiß ich es noch. Ich nahm das Beil und schlug oben den Zapfen vom Spundloch auf, dann steckte ich den Zeigefinger hinein, um nachzusehen, wie viel nachgefüllt werden muß. Dann füllte ich das Faß mit jungem Wein nach, bis am Rande, blies die „kamichte" Decke ab, fuhr mit der Bürste in's Faß, rieb an die Seitenwände, füllte wieder nach, blies ab u.s.w. Zuweilen klopft man mit dem Knie an die vordere flache Faßseite, dadurch geht alles „Kamichte" in die Höhe, da füllt man wieder nach, bläst wieder ab, und das so lange, bis der Wein im Faß und das Gewissen in uns rein ist; dann wäscht man den Zapfen ab, trocknet ihn, schlägt ein reines weißes Läppchen herum und beilt das Faß zu; ist das geschehen, dann ist's ein fait accompli, und man hat seinen Platz ausgefüllt.

Als wir zu Ende waren, verließen wir den Keller; beim Ausgang bemerkten wir, daß wir jetzt nur Zwei sind, und daß der Genius der Unschuld nicht mit uns zurückgegangen ist. Ziperl wollte haben, wir sollten nochmal zurückkehren, um zu sehen, wo der Genius geblieben ist, allein ich sagte: „Ziperl, laß den Genius gehen, er verträgt nicht viel, wenn er den Rausch ausgeschlafen haben wird, wird er wieder kommen!"

Als wir nach Hause kamen und ich als Berichterstatter meinen Vortrag geendet hatte, war meine Stiefmutter ganz vergnügt, und in einer Laune von Großmuth zog sie ein Stück geblümten Kattun aus dem Schranke und sagte: „Dafür hast du da auf einen neuen Schlafrock!"

Ein neuer Schlafrock war in Moor eine Begebenheit und im Hause meiner Stiefmutter ein Ereigniß.

Aber dieser Schlafrock war ein Schicksal! dieser Schlafrock war ein kattunenes Drama, eine Katastrophe in Baumwolle! In diesen Schlafrock hüllte sich nicht mein Ich, sondern eine Nemesis, ein Strafgericht, eine furchtbare Enthüllung!

Die historische Wichtigkeit, welche der Kattun-Schlafrockstoff in dieser Erzählung hat, entschuldigt es, wenn wir ihn einer genauern Beschreibung unterziehen.

Dieser Schlafrockstoff wurde mir mit den Worten dargereicht: „Das ist ein Kattun! Wer's nicht weiß, glaubt, es ist pure Seide!" Ich nahm ihn mit jenem Ausdrucke von Dank an, von dem Jeder, der's nicht weiß, glaubt, er wäre aufrichtig.

Dieser Seidenstoff für Unwissende, für die Eingeweihten aber „purer Kattun," war von brettener Verfassung, die aber seit Jahren mehrere Revisionen erlebt hat, so daß die Paragraphe, d. h. die Bug-Lagen, verschiedene Abschabungen und Abstoßungen erlitten hatten; durch jenen Zahn, den selbst Dr. Pfeffermann seiner Besitzerin nicht ohne Schmerzen herauszieht, durch den Zahn der Zeit hatte die Verfassung dieses Stoffes eine solche Mürbheit erhalten, daß man sie auseinanderblasen konnte. Die Farbe dieses seidenen Kattunstoffes war ein freches Grün mit ultragelben Punktirungen. Einige sechzig Frühlinge hatten diesem Ultragelb einen Anflug von Mehlsackgrau gegeben, so daß das Ganze für den, der's nicht wußte, blos die Bauchhaut einer Blindschleiche dargestellt hätte. Wenn sich meine glühende Phantasie mein Ich in diesem Schlafrock vorstellte, so glaubte sie ein Thier aus der Apokalypse vor sich zu haben, ein Kanarienvogelkopf auf dem Rumpfe eines provisorischen Laubfrosches.

Da ich dieses Geschenk meiner Kellerwanderung zu verdanken hatte, ich diese aber nicht allein, sondern in Begleitung Ziperls und des Genius der Unschuld unternahm, so war ich ernst entschlossen, den Stoff an Ziperl abzutreten; allein das wäre eine empfindliche Rohheit vis-à-vis der Geschenkgeberin gewesen. Dann dachte ich daran, diesen Kattun dem Genius der Unschuld auf einen Schlafrock zu schenken. Endlich aber entschied ich mich dafür, diesen Stoff meiner reizenden Zigeunerin zu geben. Vom Entschluß zur That war nur ein Schritt, d. h. ungefähr ein paar tausend Schritte, bis zum ambulanten Zigeunerdörfchen, welches die Zigeuner nahe bei Csáka aufgeschlagen hatten. Um die gewöhnliche Stunde, wenn die eherne Zunge der Stunde achtmal an die metallene Lippe der Zeit schlägt, wanderte ich hinaus, unter den Buchen, unter den Linden sie zu suchen, sie zu finden. Zinka, welche die Stunde wußte, wenn das blonde Kind des beflügelten Gottes zu dem braunen Kinde der liebegünstigen Haide schleicht, erwartete mich, ich flog ihr entzückt entgegen.

„Zinka, hier hast du ein Geschenk! Pure Seide, und wer's nicht weiß, hält's für puren Sammt!"—ich wickelte den Kattun um ihren schlanken Körper und rief den am Abhange weidenden Ochsen und Kühen zu: "Honni soit qui mal y pense!"

Nach der Wonne, einen kattunen Schlafrock geschenkt zu bekommen, kommt gleich die Wonne, ihn wieder an eine Zigeunerin geschenkt zu haben. Ich verließ bald darauf Zinka, ohne ihr, wie Ritter Delorges, zugerufen zu haben: „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht."

So verstrichen einige Tage in stiller Ruhe, Ordnung und Sicherheit. Kein Wölkchen trübte den heitern Horizont unserer patriarchalischen Hütte; Erdäpfel, Spinat und Salat wechselten in ihrer regelmäßigen Bahn ab, Ziperl griff

manchmal mit einem Stück Kalbfleisch oder Huhn dem Rädergange des Schicksals in die Speichen und nichts ließ mir das Ungewitter ahnen, welches sich über meinem Haupte zusammenzog!

Vor einigen Jahren hatte eine Frau Rentmeisterin in Moor den berühmten Kattun, den Unwissende für pure Seide hielten, bei meiner Stiefmutter gesehen, und, wie sich von selbst versteht, bewundert.

Dieser unglückseligen Rentmeisterin kömmt plötzlich zur unglückseligen Stunde der unglückselige Gedanke, ihrem Herrn Rentmeister zum Geburtstage einen Schlafrock zu schenken, und in ihrem Gedächtnisse lebt jenes freche Grün des bewußten Kattuns als ein Ideal alles Reizenden, und sie kömmt, um den Stoff zu bitten, um in Stuhlweißenburg einen ähnlichen kaufen zu lassen. Meine Stiefmutter, nicht wenig in ihrem Kattun geschmeichelt, sagt: „Ich hab' ihn meinen Moritz auf'n Schlafrock geschenkt! Ich werd' ihn gleich holen lassen."

„Mein Moritz" wird geholt, „mein Moritz" erscheint: „mein Moritz" kommt und hört und glaubt, der Schlag rührt ihn. Er soll den kattunenen Schlafrock oder den Kattun sehen lassen, die geistreiche Frau Rentmeisterin will justament einen ganz ähnlichen grünen Kattun mit gelben Punkten!

Don Carlos stand vor seiner Schwiegermutter und vor dem Großinquisitor mit keinem solchen Schafsgesicht da, wie ich vor meiner Stiefmutter und der gestrengen Frau Rentmeisterin!

Mein erster Gedanke war, die Frau Rentmeisterin zu erdrosseln, meine Stiefmutter in den Keller zu sperren, zwei Gulden aus ihrer Kasse zu nehmen und mit Zinka nach Amerika zu entfliehen. Die Frau Rentmeisterin hatte aber einen solchen Blähhals, daß sie mir unerdrosselbar vorkam, und ich mußte diesen glücklichen Plan aufgeben. Mein zweiter Ge-

danke war, geschwind zu Zinka zu laufen und ihn auf einen Augenblick zurückzuverlangen; allein mir fiel ein, daß sie mir erst gestern sagte, sie hätte aus dem Kattun sich schon einen Faltenrock für den Kirchengang zum nächsten Sonntag gemacht!

Ich stand da wie ein Schullehrer, der zum ersten Mal Schnee schaufeln soll. Ich sagte endlich: „Ich will ihn sogleich holen!" ging in mein Zimmer und kam mit der Nothlüge zurück: „Ich kann den Stoff nicht finden!"

„Den Seidenstoff hat man gestohlen!" schrie meine Stiefmutter, und so mußte Juno ausgesehen haben, als sie den Merkur einen „Rinderdieb" nannte. „Gestohlen! Gestohlen!" Ich zuckte die Achsel. Zweimal vierundzwanzig Stunden wurde das ganze Haus in Untersuchungsstand gesetzt. Ziperl wurde inquirirt. Ganz Moor wurde in Ausnahmszustand erklärt, und meine Stiefmutter schwur ein Beispiel sondergleichen zu geben; vorausgesetzt, daß sie den Dieb erst habe.

Ich zog mich in mich selbst zurück und überließ leichtsinniger Weise die Sache ihrem Lauf, in der Ueberzeugung, daß sie ohne Folgen sein würde.

Aber anders hatten es die Götter, die unerbittlichen, beschlossen!

Am Sonntag war eine Art Kirchenparade in Moor. Der Bruder meiner Mutter wohnte der Kirche gerade vis-à-vis, und die Fenster seiner Wohnung gingen auf die Kirche, welche auf einer kleinen Anhöhe vor dem Hause lag.

Ganz Moor, mit Ausnahme meiner Wenigkeit, strömte zu diesem außerordentlichen Spektakel, und auch meine Frau Stiefmutter verfügte sich an ein Fenster in diesem Hause auf dem Moorer Kohlmarkt, um das Schauspiel zu genießen.

Nach und nach kam die Moorer Bevölkerung, Honoratioren, Notabilitäten, Militär, Volk, aus allen Richtungen.

Auch das reizende Zigeunerkind, Zinka, strahlend in dem Geschenke der Zärtlichkeit, in dem grünen Ueberrock aus Kattun, den Unwissende für Seidenstoff hielten, näherte sich unbefangen, um die Kirche zu besuchen. Unglückseliger Weise fiel das Auge meiner Stiefmutter auf sie, sie erkannte den Kattun; es konnte kein anderer sein, einen ähnlichen brachte die Schöpfung nicht noch einmal hervor! Sie fuhr vom Fenster weg: „Nun hab' ich den Dieb!" Augenblicklich requirirte sie die heilige Gerechtigkeit in Gestalt eines Kis biró und Haiduken, und indem sie „die Zigeunerin in dem grünen Kattun-Kittel" als eine Diebin bezeichnete, wurde diese bei ihrem Herausgehen aus der Kirche von den Handhabern der blinden Göttin angefaßt und sogleich vor die Moorer Assisen gestellt!

Dieser Auftritt konnte nicht ohne Aufsehen geschehen; es versammelte sich ein hochansehnliches Publikümchen um sämmtliche Mitglieder dieses Zigeuner-Dramas. Zinka wurde mit ihrer Gefährtin in die Gerichtsstube abgeführt, der Richter wurde gerufen, Haiduken mit, meine Stiefmutter folgte mit dem respectvollen Gefolge von Neugierigen aller Klassen.

In der Gerichtsstube eröffnete sich das öffentliche und mündliche Verfahren, welches der Kis biró, als Staatsanwalt, mit der üblichen Formel: "Na ebbata kutya, etc." eröffnete, indem er Zinka fragte, wie und wann sie diesen Kattun gestohlen habe. Zinka, mit jener Ruhe, welche das Bewußtsein der Unschuld verleiht, lächelte und sagte unbefangen: „Der Sohn der Salzgewölbfrau hat mir den Kattun geschenkt!"—

Entsetzen! — Stillstand des Verstandes sämmtlicher Magistratspersonen. — Gewaltige Maulaufsperrung des respectablen Auditoriums! —

Nur meine Stiefmutter, außer aller Atmosphäre gesetzt

durch den Anblick des corpus delicti, vulgo: grüner Kattun, nicht berechnend die Wechselfälle des menschlichen Lebens und die Verirrung sterblicher Schlafröcke, blieb unerschüttert und rief: „Wie, du freche Zigeunerin, wagst, meinen tugendhaften Sohn öffentlich als Mitverbrecher anzugeben?“ Aber Zinka blieb dabei fest und verlangte, man sollte mich rufen lassen. Die etwas verblüffte Jury besann sich, aber meine Stiefmutter selbst sagte: ja, man solle ihren tugendhaften Sohn nur holen!

Dieser tugendhafte Sohn saß indessen zu Hause und sah mit Erstaunen, daß die Mittagsstunde vorüber ist, die Stunde, in welcher er bestimmt war, Salat und Spinat zu Ehren des Vegetabilitäten-Schöpfers zu verzehren, und in dieser Erwartung durchschritt er mit acht Schritten sein Schlaf-, Schreib-, Speise- und Bibliothekzimmer, als auf einmal die Moorer Hermandad eintrat, mit dem Bedeuten, meine Stiefmutter läßt mir sagen, ich möchte sogleich zum Kis biró kommen. Ich hatte nicht die blasse Ahnung von dem, was mir da entgegentreten sollte, und folgte mit dem festen Tritte eines Gerechten dem Diener der Moorer Executive.

Allein wer schildert meine Ueberraschung, als ich in dem vollen Gerichtssaale Zinka in dem grünen Kattunrock wie eine aufblühende Salatstaude stehen sah, und „rings am hohen Balcone die Damen im schönen Kranz!“

Augenblicklich wurde mir Alles klar; mit dem Takt und Scharfblick eines Napoleons übersah ich das Schlachtfeld, alle Positionen, die Stellung der feindlichen Armeen, Pässe und Wege zum Rückzug, und der Plan des Feldzuges war augenblicklich gefaßt.

Meine Stiefmutter schrie mir gleich beim Eintritt entgegen: „Da stell' dir die Niederträchtigkeit vor, diese u.s.w. hat den Kattun gestohlen, und sagt, du hast ihn ihr geschenkt!“

— Zinka sagte ganz ruhig: „So rede und sag', hast du mir den Kattun nicht geschenkt?“ und auch die Justitia selbst mit Schnurrbart und Csakan fragte mich: „Na, Ebbata, haben Sie Kattun geschenkt?“

Ich trat vor, legte die Hand feierlich auf Zinka's Haupt und sagte hohl und dumpf: „Ich habe ihr den Kattun geschenkt!“ Ein Schrei der allgemeinen Ueberraschung, dann leblose Stille und Erwartung. — Meine Stiefmutter schritt auf ihren tugendhaften Sohn zu und fragte: „Aber sag' mir nur, wofür hast du ihr den Kattun geschenkt?“ Ich antwortete mit dumpfer Stimme: „Und haben Sie gar keine Ahnung, wofür ich ihr den Kattun geschenkt haben könnte? — Meine Stiefmutter erwiederte: „Nein, ich kann mir gar nicht denken, warum du einer fremden Person, die dich gar nichts angeht, diesen prachtvollen Kattun schenken sollst!“ — Ich schritt ernst und pathetisch auf den Richter zu und fragte: „Was denken Sie?“ Er antwortete: “Ebbata, was soll ich denken; bin ich Richter, denk' ich gar nix, et cætera!” Ich hob meine Augen gen Himmel, schritt auf meine Stiefmutter zu und fragte mit unheimlicher Weise: „Sind Sie abergläubig?“—Sie trat einen Schritt zurück: „Warum fragst du?“ —Ich frage noch einmal: „Glauben Sie an Prophezeihungen?“ — Sie war erschüttert, das verehrte Publikum war in sichtbarer Spannung, ich trat vor wie ein Inspirirter, faßte Zinka bei der Hand und begann mit Klarheit:

„Dieses reizende Kind ist Zeuge, daß ich einst im Bakonyer Walde mich verging, das will sagen, mich verirrte. Dieses Mädchen, ohne welches ich vielleicht hülflos verschmachtet wäre, brachte mich auf dem kürzesten Wege wieder auf den rechten Weg zurück. Ich ließ mir von ihr wahrsagen; sie sah die Linien meiner Hand lange und aufmerksam an und sagte dann: „Ein Ding, das lange, lange verborgen lag, kommt durch ein

Werk der Finsterniß und durch dich an's Tageslicht; wenn du dieses Ding erhältst und es nicht verschenkst, ohne daß die Person, die es dir gab, etwas davon erfährt, so wird binnen jetzt und Weihnachten diese Person ein tiefes Leid und einen herben Verlust erleiden."

„Als dieses liebe Kind so gesprochen, verließ sie mich; und sinnend und grübelnd über den dunklen Sinn dieser Prophezeihung kam ich nach Hause; da forderte mich meine Stiefmutter auf, da sie unwohl ist, in der Nacht den Wein zu putzen. Das war also schon „das Werk der Finsterniß," von welchem die Wahrsagerin sprach. Des andern Tages holte meine Stiefmutter den Kattun, der jahrelang im Schranke lag, um ihn mir zu schenken; da war also auch „das Ding, das jahrelang verborgen lag," welches durch das „Werk der Finsterniß" an's Tagelicht kam. Mich ergriff nun ein Grauen, die Ahnung von dem Eintreffen auch des andern Theiles der Prophezeihung überkam mich, mich beunruhigte es, das Heil meiner Stiefmutter bewog mich also, „das Ding zu verschenken," ohne „daß die Person, die es mir gab, etwas davon erfahre;" so wollte die Prophezeihung. Ich konnte es also in Moor selbst keiner Person schenken, und ich schenkte es dieser unschuldigen Sibylle, von welcher ich nicht wissen konnte, daß das Ding so kommen sollte! Es ist anders gekommen! Ich fürchte die dunkle Fügung der unheimlichen Himmelsmächte! Sie haben selbst das Orakel herausgefordert! Mögen die gerechten Götter Alles zum Guten lenken und möge die Vorsehung, die oft auf die Erfüllung ihrer Orakel besteht, es Ihnen verzeihen, daß Sie sie herausgefordert haben, indem Sie ein unschuldiges Kind der Natur und einen tugendhaften Sohn vor den Augen eines so ehrenvollen und geistreichen Publikums einen Augenblick lang unreinen Gedanken aussetzen konnten. Gott im

Himmel kann vergeben wie ich! Ich entfernte mich mit Ruhe, Bewußtsein, Wehmuth und Zinka!" — Darauf verneigte ich mich tief und ehrerbietig nach allen Seiten, ergriff Zinka bei der Hand und schwenkte mit ihr wie ein siegender Gott durch die erstaunte Moorer Bevölkerung.

Zinka sagte, ihre Horde gehe morgen fort; ich nahm Abschied und beschloß auch zugleich, zu meinem Bruder nach Lovasberény zu gehen.

Ich eilte nach Hause, packte meine Wäsche und Kleider in einen Mantelsack, steckte ihn in die rechte Rocktasche und meinen Rousseau in die linke und verließ Moor. Ich nahm von Ziperl Abschied und sagte ihr: „Ich danke dir für Alles, was du mir heimlich Gutes an Rindfleisch und Kalbfleisch gegeben; möge es dir der Himmel an Mann und Kindern wieder vergelten!" segnete sie und ging per pedes apostolorum zu meinem Bruder.

Meine Stiefmutter kam nach Hause, erwartete mich lange und fragte endlich wie Königin Elisabeth: „Wo ist Lord Leicester?"—Ziperl antwortete still weinend: „Der Lord ist fort, zu Fuß nach Lovasberény!"

Das zerbrochene Herz in Wolfgang.

Ein Naturdrama in einer Pelzmütze und in fünf Akten.

Personen.

Ich	Ein Keingeldhabender.
Sie	Eine Keingeldhabende.
Er	Ein Geldhabender.

Zuschauer, die auch kein Geld haben; Volk, das ebenfalls kein Geld hat; Sesselträger, die dito kein Geld haben; ein Berggeist, der gar kein Geld hat.

Erster Akt.

Wir sahen uns in Aussee. Wir liebten uns, wir gestanden es uns. Wir glaubten es uns kaum, allein wir liebten uns doch. Des Morgens erwachte ich in Ischl, griff in die Tasche: kein Geld! — Sie erwachte ebenfalls in Ischl, griff in den Ridicul: kein Geld!

Auf der „Wandelbahn" fand ich sie wieder, wandelte an sie an und fragte: „Noch kein Geld?" — „Sie neigte seufzend das Haupt und lispelte: „Und du?" — Ich neigte das Haupt und sagte: „Wie du!" — Darauf trank sie „Sauerbrunnen" und ich „Bitterwasser," wir drückten uns die leeren Hände und drückten damit Alles aus. Ende des ersten Aktes.

Zweiter Akt.

Ich habe noch immer kein Geld; sie hat immer noch kein Geld! Aber sie ist nichts destoweniger reizend und süß wie ein Sonett von Petrarca! Ich hätte mich über ihre Schönheit, Jugend und Anmuth hinweggesetzt, wenn sie Geld gehabt hätte; sie hätte sich über meine Unjugend und Non-Schönheit weggesetzt, wenn ich Geld gehabt hätte! Aber da kam er. Er, er hatte Geld — wenn's wahr ist! Aber sie bemerkte ihn gar nicht! Das ist bemerkenswerth!

Wir trafen uns an der Traun; sie blickte wehmüthig in den Strom, ich blickte wehmüthig in meine Tasche; sie hob das sanfte Auge und sprach: „Noch nicht?" — Ich seufzte: „Trau'n! noch immer nicht!" Und sie erwiederte: „Also kein Versprechen und kein „Trau'n!" Aber sie drückte mir die Hand und das war das Ende des zweiten Aktes.

Dritter Akt.

Sie fuhr nach Hallstatt, blickte in den See und dachte, was tiefer ist: dieser See, ihr Leid oder meine leere Tasche! — Ich fuhr nach dem Gosau-Gletscher, nahm einen kalten Braten

mit und dachte, was kälter ist: dieser Gletscher, ihr Herz oder der Kalbsbraten. Wir fanden uns Abends wieder auf der Esplanade, unsere Blicke flogen gegenseitig sich entgegen, ihr Blick fragte: "Pas encore?"— mein Blick erwiederte: „Noch immer pas encore!" Ihr Bruder, ein bairischer Landedelmann, sagte: „Aber Er hat Geld!"—Dieser „Er" stellte sich wie ein Geldsack zwischen mich und meine Liebe! Der Gedanke an „Geld" ging mit mir zu Tische und mit mir zu Bette; und ich schlief ein, wodurch die Handlung unterbrochen und der dritte Akt geschlossen wird.

Vierter Akt.

Wer mit Hunden schlafen geht, steht mit Flöhen auf; wer mit unglücklicher Liebe schlafen geht, steht mit nüchternem Herzen auf; wer mit leeren Taschen zu Bette geht, steht mit vollen Träumen auf.

Ich träume, ich träume einen Traum, der in einem Volksdrama unentbehrlich ist, einen Traum, ohne den kein Herz brechen, kein Lebender sterben und kein Stück Effekt machen kann; ich träumte einen „Kirchhof" mit „Hu!" und „schauerlich!"—mit „Grab!" und „Leichensteinen!" und provisorische „Nachteulen!"—Ich schwebte nämlich in der Luft wie die Angelegenheit von Schleswig-Holstein, und stieg immer höher wie Gold und Silber, und unter mir lag die Erde, so tief unter mir wie Neffe Napoleon unter Onkel Napoleon, aber die Erde war nichts als ein Kirchhof!—hu!—Man denke! und man schaudere! Es war so finster, daß man glaubte, Rußland zu sehen und die ganze Erde war bedeckt mit verschiedenartig gestalteten Leichensteinen. Ich ließ mich herab, um die Grabschriften zu lesen und las Verschiedenes. Auf einem Leichensteine, einfach, aber sinnig, standen die Worte:

„Steh' still, Jud', Christ oder Armener,
Hier liegen Silberzehner!"

Auf einem andern Leichensteine stand:

„Ihr Wiener, Berliner oder Danziger,
Hier liegen Silberzwanziger!
Der Mensch ist ihrer ledig,
Gott sei den armen Seelen gnädig!"

Auf einem dritten Leichensteine stand:

„Was ist der Mensch? Ein sündiger Prahler!
Da unten liegt sein Besseres: die Thaler!
O Mensch, bist du ein zarter Fühler,
So werde tief im Staube hier ein—Wühler!"

Auf einem vierten Leichensteine stand:

„Was ist der Mensch? Was sind seine Thaten?!
Im Grabe hier tief liegen seine Dukaten!
Bankiers! Rothschilds! Fleischhacker und Bräuer!
Hier liegt Alles, was Euch im Leben heilig und theuer;
Weint, o weint, Ihr werdet sie nicht wiedersehen,
Für Gold und Silber giebt's kein Auferstehen!"

Also, unter mir lag in Hülle und Fülle Geld! Geld! Geld, das gewohnt ist, unter Steinen zu leben. Ich brauchte nur ein Grab zu öffnen und glücklich zu lieben! Ihr Bild stand vor mir, ich hörte sie rufen: „Noch nicht?" Da faßt' es mich, ich stürze hinab, g'rad auf die Thalerfamiliengruft, fange an, mit meinen Nägeln die Erde wegzukratzen, ich kratzte, daß der Daniel im „Erbvertrag" ein sanfter Kratzer dagegen genannt werden kann; da umschwirrten mich schauerliche Grabgestalten, Unholde kreisten um mich, Cautionen ächzten, Stempelgesetze glotzten mich an, Staatsanwälte huschten auf und ab, verkappte Censoren gellten mir in's Ohr, Unionen schlugen mit den unheimlichen Fittigen, große gemordete Ankündigungen gingen in sechzehn Zoll langen Sterbekleidern herum, der Zahn der Zeit klapperte, als wär'

sein letztes Stündchen da; ich ließ mich nicht stören in meinem stets grabenden Humor, da stieß ich auf vergrabene menschliche Seelen: auf Thaler!!! auf Thaler! auf wirkliche, lebendige eingesargte Thaler! Da lag die „glückliche Liebe" vor mir, in Säcken, in vollen Säcken! Jeder Sack eine glückliche Liebe! Jeder Sack ein Rastelbinder für gebrochene Herzen! Ich schlug den Sack und meinte mich! Es klang metallvoll wie das „Ja" der glücklichen Liebe! Ich tanzte vor Entzücken, da hörte ich ein dumpfes Läuten,—ganz dramatisch!—Es war die Glocke, die den Kellner rief!—Die Glocke schlug—neun Uhr Morgens—ich erwachte,—merkte, daß die Geisterstunde seit neun Stunden vorüber ist,—fort war der Traum, die Säcke, die glückliche Liebe,—ich schlug die Vorhänge der Fenster zurück; einer fiel mir auf die Nase und beschloß den—vierten Akt.

Fünfter Akt.

Ich lief in meiner unglücklichen Liebe auf den Schafberg! Welche Aussicht, nur nicht auf Geld und glückliche Liebe! In Wolfgang war Kirchtag; da fanden wir uns Nachmittag. Wir kamen an einem Lebkuchenzelt vorüber, da lagen Herzen in Masse: große Herzen, kleine Herzen, dichterische Herzen mit Versen u.s.w. Ein Herz besonders zog mich an mit den schönen Versen:

„Wer dir dieses Herze gab,
Bleibt dir dein bis in's tiefste Grab!"

Ich kaufte ihr dieses Herz und sprach: „Ein Herz hab' ich dir geschenkt, eins hab' ich dir gekauft, aber Beide haben kein Geld, „zwei Herzen und ein bitterer Schlag!" Darauf gingen wir in Grohmann's poetischen Garten, bis auf die Anhöhe und stürzten uns—in die Arme! Als wir uns entarmten, fühlte sie, daß etwas zersprang,—ihr Herz war

gebrochen! das Lebkuchenherz nämlich, welches sie in das Gürtelband steckte und welches ich im Umarmungseifer zerdrückte!—Da lag es, das gebrochene Herz—g'rad in der Mitte auseinandergebrochen, als ob's Raupach gebrochen hätte! Und auch der Vers war mitten auseinander gebrochen:

„Wer dir dieses—
Bleibt dir dein—"

Dunkel! Orakelvoll! Da standen wir, zwei Menschen mit drei gebrochenen Herzen!—Es war die letzte Stunde unseres Beisammenseins!—Am andern Tage reiste sie mit anderthalb Herzen ab und ließ anderthalb Herzen trostlos zurück. Sie ging aus den Armen der Liebe g'rade nach Baiern! Welche Catastrophe!—Wohin sie ging—was aus uns ferner werden wird, darüber werfen wir den Vorhang, der das Stück ganz beschließt.

Die Landpartie, ich und der Esel.

Eine Naturscene nach dem Leben.

In unser Fuhrwesen und in unser Schreibwesen ist eine gleichartige Schnelligkeit und Eiligkeit eingetreten. Eilwägen und Eilblätter, Dampfschiffe und Dampfschriften, Gesellschaftswägen und Pfennigmagazine treiben, fördern und bringen Reisende und Leser ganz schnell und wohlfeil herum. Dafür sind sich aber auch die fünf Welttheile so bekannt, die fünf menschlichen Sinne sich so fremd geworden: die fernsten Gegenden liegen uns dadurch so nah und die nächsten Menschen stehen uns dadurch so fern; wir fahren dadurch so rasch vorwärts und gehen dadurch so schnell zurück; wir werden dadurch so vielfältig und bleiben dabei so einfältig; wir verschwenden dadurch so wenig Zeit und gewinnen dadurch so viel Zeit zur Verschwendung; wir lernen dadurch Alles so

kurz und thun dadurch kurz Alles, nur nicht Lernen; kurz wir werden dadurch so vortrefflich gebildete Menschen für die Gesellschaft, daß wir keine Gesellschaft für den gebildeten Menschen sind.

Vor Zeiten, als wir noch unser Testament machten, wenn wir in fremde Länder gingen, kannten wir sie ganz gründlich aus der Geographie; jetzt, da wir in aller Schnelligkeit und leicht sie bereisen, jetzt wissen wir gar nichts von ihnen. Nie sind die Menschen in sich und gegenseitig so zerfallen und sich entfremdet gewesen, als seitdem so viel über den Gesellschaftsverband und über das Associationswesen gedruckt worden ist.

Dem Namen nach glaubt der Kurzsichtige und Kurzhörige, daß die Associations-Pläne und die Gesellschaftswägen die Geselligkeit und den Zusammenhang der Menschen befördern, allein in ihrer Wesenheit zerstören sie den Verband der Menschen und lösen ihn auf. Er ist nur der gemeinsame Weg, der sie auf einen Augenblick zusammenhält, das Ziel aber ist bei jedem Einzelnen ein anderes. Am Ende des Weges fängt ihr Weg erst an, viel weiter aus einander zu gehen, als je. Insonders ist es mit den Gesellschaftswagen so; sie zerreißen die Geselligkeit, anstatt sie zu befördern. Wenn Jemand sonst nach Grinzing oder nach Meidling fahren wollte, mußte er sich um Gesellschaft umsehen, er suchte eine Gesellschaft, er schloß sich an, er arrangirte eine Partie; so entstand die Geselligkeit; jetzt hat man die Bequemlichkeit, zu jeder Minute um zehn oder zwölf Kreuzer nach jedem Spazierorte fahren zu können. Man fährt nicht spazieren, man wird auf der Achse spazieren transportirt; man macht keine Landpartie, sondern man macht eine Partie Land; es ist ein Gesellschaftswagen, aber kein Wagen Gesellschaft; man ist ein Stündchen lang eine eingelegte Arie in einem Menschenquodlibet. Es ist ein großes Vorurtheil,

wenn man glaubt, die Gesellschaftswägen seien zu unserer Bequemlichkeit da; wir sind zur Bequemlichkeit der Gesellschaftswägen da!

Man glaubt gar nicht, wie genau der Geist und die Empfindung des Menschen mit seinem Fuhrwerke in Wechselwirkung stehen. Ein Mann in einem Wagen mit schnaubenden Rossen hat gewiß eine blühendere Phantasie und ein edleres Gefühl, als ein Mann in einer Landkutsche mit zwei lendenlahmen Gäulen. Wenn alle Schriftsteller ihr Arbeitszimmer in der herrlichen, fortrollenden Equipage hätten, es kämen viel geistreichere Werke in die Welt. Auf einem Wagen mit vier Pferden bespannt, läßt sich viel mehr improvisiren, als auf einem Einspänner; in einem Jantschky macht man eine Liebeserklärung viel poetischer, als auf einem Fiaker; in einer eigenen Equipage ist der liebeserklärende Mann unwiderstehlich; nach seinen zwei Pferden ist er der anziehendste Artikel, und je rascher jene vorwärts kommen, je rascher kömmt er auch vorwärts. Auf einem Einspänner ist noch nie ein großer Gedanken entstanden! Die großen Gedanken gehen gerne zu Fuß oder sie fahren in Vieren. Ein Einspänner, die Kabriolets, die Tilburys, das sind die Homöopathen des Fuhrwesens; so ein Ding mit einem Pferd, mit zwei Rädern und einem Gedankenstrich von einem jungen, dünnen Mann darauf, ist ein Lichtenberg'sches Messer: eine Equipage ohne Roß und Wagen, wozu der Eigenthümer fehlt.

Wenn ich auf einem Einspänner sitze, kommt es mir immer so vor, als ob meine Seele nur einen Flügel hätte; je mehr Pferde vor dem Wagen, desto mehr Flügel wachsen meiner Seele! Ich habe es auf einem Einspänner nie höher im Denken gebracht, als bis zu einer moralischen Sentenz; auf einem Fiaker nie höher, als zu einer Fabel; auf einer Equi-

page nie höher, als bis zu einer Novelle, und nur, wenn ich auf der Post mit vier Pferden fuhr, brachte ich es manchmal zu Gedanken, zu vortrefflichen Gedanken, die ich, Gott Lob, alle wieder vergessen habe, denn man vergißt nichts so leicht, als die unvergeßlichen Gedanken.

Ein Gesellschaftswagen aber ist ein Vademecum, ich habe es auf einem Gesellschaftswagen im Denken nie weiter gebracht, als zu einer Anekdote oder zu einem Bären.

Ich ziehe überhaupt, wenn ich eine Landpartie mache, besonders eine auf dem Gesellschaftswagen, nie einen eleganten Rock und nie einen eleganten Geist an; sie werden einem oft zerknittert und staubig. Ich habe so einen Reisegeist, pfeffer- und salzfarb, grau in grau, auf dem man den Staub nicht bemerkt, und dem es nicht schadet, wenn sich die Wagen-Nachbarn auf ihn setzen und ihn zerknittern. So ungern ich also auch in Gesellschaftswagen fahre, so gibt es doch Augenblicke im menschlichen Leben, wo ich ihm näher stehe, als sonst, und ein solcher war es, als ich letzthin, Dienstag, so viel Langweile hatte, daß mir die Zeit zu ihr zu kurz wurde; diese Langeweile wurde endlich so groß, daß ihr die Stadt zu klein wurde, und sie beschloß, eine Landpartie zu machen. Wir machten uns auf, ich und die Langeweile, und bestiegen einen Gesellschaftswagen, der eben an uns vorüber, und nach Grinzing fuhr. Einen von uns muß der Charon nicht gesehen haben; ich weiß also nicht, hab' ich für mich bezahlt und habe die Langeweile gratis mitgenommen, oder habe ich für die Langeweile bezahlt und sie hat mich gratis mitgenommen.

Der Verleger dieses „Geistes der deutschen Klassiker,“ vulgo der Kutscher des Stellwagens, öffnete erst die vordere Thüre, um mich in den Rücksitz, auf dem schon zwei Menschen-Faksimiles saßen, hinein zu schieben. Da näselte eine Weiberstimme: „Dort hinten wird der Herr besser

sitzen!" und zeigte mit einem Finger, der aussah wie ein quieszirtes Deuthölzchen, nach der Bank am Ende des Wagens. Ich zog den obern Theil meines edlen Ichs, das schon im Wagen war, wie eine Schildkröte wieder zurück, und stieg in das Oberhaus des Wagens, um auf dem Wollsacke meinen Platz einzunehmen. Dieser Platz war bisher von einem kleinen Bündelchen eingenommen, welches nun von einem Mädchen an sich und auf den Schooß gezogen wurde. Ich setzte mich neben sie, und im Winkel an ihrer andern Seite saß auch ein Mann. Ich sah mir meine Nachbarin an, um zu erfahren, ob es für diese kurze Zeit der Mühe lohne, die Enterhaken des Gesprächs nach ihr auszuwerfen, und fand ein ganz allerliebstes Mädchen mit einem allerliebsten Stumpfnäschen und spitzigen Redensarten. Unter allen Frauenzimmern sind die stumpfnasigen am wenigsten stumpf. So ein unternehmend aufgeschürztes Näschen scheint immer gegen den Himmel zu sehen, weil da oben die Ehen geschlossen werden. Dieses mein heutiges Stumpfnäschen war noch von einem ganzen Blumenparterre von Rosen- und Lilienwangen umbaut, und zwei Aeuglein, wie die schwarzen Wildschützen, lagen von beiden Seiten dieses Näschens auf der Lauer. Ein kleines Häubchen, dieser Spitzen-Taubenschlag der Wiener Stubenmädchen-Täubchen, verbarg nur schlecht zwei braune Haarflechten, die an's Tageslicht hervorstrebten.

Man kennt die Sympathie, welche zwischen Poeten und Stubenmädchen herrscht! Von wem sind Schiller's Gedichte mehr zerlesen worden, als von Stubenmädchen? Wer erhält die deutschen Leihbibliotheken mehr als Stubenmädchen? Wer weiß „Kabale und Liebe" in allen ihren Beziehungen besser auswendig als Stubenmädchen? Und wiederum, wer kennt das Herz des Stubenmädchens besser, als die Dichter?

Ist nicht ein jedes Stubenmädchen ein Wesen voll Dichtung und Wahrheit? Für wen schreiben unsere Novellendichter jetzt sonst noch, als für Stubenmädchen? Kehrt nicht die Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig jetzt wieder in unsere Lustspieldichtungen ein? Darum erkennt ein Dichter ein Stubenmädchen aus Tausenden heraus und ein Stubenmädchen erkennt eben so den Dichter aus allen andern Thier- und Menschengattungen heraus.

Ich fing also gleich ein Gespräch an, das Bündelchen, welches früher auf meinem Platz und jetzt auf ihrem Schooß lag, gab mir Stoff zu einem Kraftwitz. „Wie sehr beneide ich meinen Vorgänger, mein schönes Fräulein!“ sagte ich mit aller Grazie, die einem sechs Fuß hohen Mann nur gegeben ist, indem ich lächelnd auf das Bündelchen zeigte. Sie lächelte ohne Erwiederung. Ich fuhr mit unendlicher Liebenswürdigkeit fort: „So ein Bündel ist doch ein wahrer Glücksmensch! ein wahrer Schooßbündel der Grazien!“ Hier folgte ein zweites Lächeln mit einem obligaten Seitenblick. Ich fuhr etwas ermüdet wieder fort: „Ich bin zwar mein Lebtag kein Bündel gewesen, allein ich besitze so viel Kenntniß des menschlichen Herzens, um zu wissen, was sich dieses Bündel jetzt denkt und von welchen Gefühlen es erfüllt ist.“ Hier machte ich Anstalt, diese Gefühle näher zu betrachten, allein ein gordischer Knoten verhüllte diese geheimnißvollen Gefühle. Das Stubenmädchen lächelte zum dritten Male und zog das Bündelchen näher an sich, indem sie drohend den Zeigefinger aufhob. Ich wurde immer reizender und geistreicher. „Mein schönes Fräulein, Ihr Inneres ist eben so verschlossen, als dieses beneidenswerthe Bündel; allein dieses Geheimniß scheint Sie zu drücken, erlauben Sie, daß ich es Ihnen indessen halte,“ und damit wollte ich das Bündel auf meinen Schooß nehmen. „Ach ich danke Ihnen,“ sagte endlich die Lächelnde, und indem sie das

Bündel mit den Händen festhalten wollte, ergriff sie meine Hand und ich bemächtigte mich schnell ihrer Finger. Darüber fiel nicht nur sie, sondern auch das Bündel aus der Rolle und auf den Boden. Jetzt erst bemerkte ich, daß wir kein Ambo, sondern eine Terno waren, denn die dritte Nummer auf unserm Sitz, ein langer, blasser und melancholischer Mann, bückte sich auch, um das Bündel aufzuheben, und unsere drei Köpfe stießen so hohl an einander, daß die andere Wagengesellschaft glaubte, einen entfernten Donner rollen zu hören. Sie hatte endlich das Bündel wieder auf dem Schooße. „O," sagte ich, „Sie haben eine himmlische Natur, Sie nehmen die Gefallenen wieder liebreich auf, wenn sie zurückkehren in den Schooß der Reue! Ach, ich wollte, ich wäre auch ein Gefallener, d. h. ein Mann, der Ihnen gefallen, Ihnen zu Füßen gefallen, um mich so wieder zu erheben!"

„Ach," sagte sie, und ein belesenes Lächeln umschwebte ihr Antlitz, „Sie sind sicher irgend ein Dichter!" „O," erwiederte ich und machte Anstalten zum Erröthen, „ich bin zwar nicht sicher irgend ein Dichter, als viel mehr so sicher, als irgend ein Dichter; jeder Mensch hat einmal einen Ort in seinem Leben, auf dem er zum Dichter wird, und ist also sicher irgend ein Dichter; ich bin nicht so eigentlich ein Dichter, aber doch auch so eine Art überflüssiger Mensch!"

„Ueberflüssiger Mensch?!" deklamirte sie nun mit allem Pathos einer Stubenmädchenseele, „wenn die Dichter überflüssige Menschen, was sollen wir erst sein?"—„Verzeihen Sie," sagte ich, und im Feuer der Rede machte ich eine rethorische Inversion und zog meine Hand sammt der ihrigen in meine Hand. „Ueberflüssiger Mensch heißt bei mir ein Mensch, der von Gedanken und Empfindungen überfließt, darum heißt man uns Dichter überflüssige Menschen; man setzt

uns daher, wie andern reißenden und verheerenden Strömen, Dämme und Gränzen, damit wir nicht überfließen. Kleine Töpfe und große Köpfe fließen leicht über, aber für beide gibt es Deckel. Ich fließe in diesem Augenblick von Bewunderung über. Sie werden nicht so grausam sein, diesen Ueberfluß mit Mangel zu erwiedern, d. h. mit Empfindungsmangel!“ Sie drückte mir die Hand und sagte halbselig: „Ach, Sie sind so geistreich und so witzig, Sie schreiben gewiß die Charaden in der Theaterzeitung?“—„Sie haben es errathen,“ erwiederte ich jungfräulich und verschämt; „das ist mein Hauptmetier!“—„Ach, das ist schön!“ schrie sie, „machen Sie schnell eine Charade, ich liebe sie sehr und werde sie auflösen!“ „Mich lieben Sie, mich wollen Sie auflösen? O, ich dank' Ihnen, ich bin schon wie aufgelöst! Aber nun hören Sie: Es ist ein viersylbiges Wort, die ersten zwei lieb ich schön gebaut, freundlich, gesund, gut aufgeräumt und besitze sie gerne allein. Die andern zwei lieb' ich auch schön gebaut, freundlich, gesund, gut aufgeräumt, und besitze sie gerne allein. Das Ganze besteht aus den letzten beiden für die ersten beiden; das Ganze ist heute ein Seitenstück von einem Dichter und ein sehr liebliches Ding.“

„O,“ platzte Nr. 3, der Mann im Winkel, heraus, „das ist: Aepfel-Strudel!“—„Nicht so ganz,“ erwiederte ich, „als so eine Art, eine Art von Strudel, ein Strudel der Leidenschaft u. s. w.“—Sie aber hatte es gleich errathen und sagte: „O nein, Stuben-Mädchen ist es.“—Sie bat mich, ihr die Charaden zukommen zu lassen, welches ich ihr auch unter der Bedingung versprach, daß sie mir die Auflösung zukommen lasse. Während wir auf solche Art in dem Oberhause die Zwangsbill abschafften und freiere Institutionen durchgehen ließen, hatte im Unterhause des Wagens, im Hause der Gemeinen, die rächende Nemesis meine Partei

ergriffen. Die näselnde Dame nämlich, die mich schnöde zurück wies, um bequemer zu sitzen und nicht so viel Hitze auszustehen, war nun bestraft. Der Wagen hielt nämlich still, denn ein Mann wollte einsteigen, ein Mann von derjenigen runden und dicken Gattung, die des Morgens ein Bierfaß und des Abends ein Faß Bier sind. Auf der andern Seite der näselnden Dame saß eine Frau, die auch einsah, daß die Kugelform die vollkommenste ist, und die sich daher all ihr Lebenslang arrondirte. Der runde Mann wälzte sich auf den Wagen hinauf, und ließ sich wie ein Felleisen in den Winkel hineinfallen. Meine unbekannte Näselnde, die mich dünnes Ausrufungszeichen nicht zum Nachbar haben wollte, mußte nun ein großes Fleisch O neben sich ruhen lassen. Sie sah zwischen ihren beiden Nachbarn aus, wie ein Einser zwischen zwei Nullen, wie die schmale Gränze zwischen Tugend und Laster, wie ein Fastentisch zwischen zwei Hochzeitstafeln, wie die lebendige Knochenlehre und das lebendige Krystallisations-System zwischen den personifizirten Gesetzen der Sphäroiden.

Trotzdem ich ein humoristischer Satan und ein gemüthlicher Bösewicht bin, dauerte sie mich doch, als ich sie so wie ein dünnes Seidenpapier zwischen diesen beiden Fleisch-Stücken gequetscht sah. Mit einem Gesichte voll Resignation sagte sie wie vor sich hin: „Der Mensch entgeht seinem Schicksal nicht!“—„Und“—sagte ich ihr nun maliziös—„wenn es noch ein schlankes Schicksal wäre, aber so! Das ist zu rund vom Schicksal! das kommt immer dicker!“ Sie warf mir einen Ponceaublick zu, in welchem ich Reue, Liebe und Zerknirschung lesen konnte; da fuhr der Wagen plötzlich über einen Stein, der dicke Mann fiel auf die arme, zärtliche Person wie ein Rondeau-brillant auf ein Adagio und ich klapperte an dem Herzen meiner Nachbarin: „Wenn Sie das nicht erschüttert hat,“ sagte ich ihr, ihren Arm ergreifend, „so

war dies der letzte Stoß, der heute meinem Glücke gegeben worden ist.“—„Gehen Sie, Sie Loser!“ antwortete sie. Nun weiß man in der Stubenmädchen-Sprache, wenn man „ihr Loser“ ist, dann ist man erst „ihr Fester,“ und sie heißen uns nur dann Alles gut, wenn sie uns „Sie Schlimmer“ heißen.

Endlich nachdem die Pferde solche langsame Fortschritte machten, als es sich für unseren Zeitgeist geziemt, kamen wir in Grinzing an und wir neun Musen des Stellwagen-Parnasses wurden nach und nach aus unserer Emballage herausgezogen, und begrüßten mit Freude die Mutter Erde wieder. Ich hatte mich im Herabsteigen des Bündelchens, als des Mediums zwischen mir und dem Stubenmädchen, bemächtigt, nahm das Bündelchen unter den linken und das Mädchen unter den rechten Arm und sagte:

„Ich sei, gewähret mir die Bitte,
In Eurem Bunde der Dritte!“

Sie wollte nach dem Kahlenberge; ich war schnell entschlossen, ich hatte für den Abend keinen Plan, auf den Bergen, dachte ich, wohnt die Freiheit, ich will daher mit ihr hinauf, da ich mich ohnehin mit dem Anblick von da aus und mit der Erinnerung an die historische Vergangenheit für die hysterische Gegenwart entschädigen wollte.

„Wollen Sie zu Fuß da hinauf?“ fragte ich.—„Nein,“ erwiederte sie, „ich werde suchen mit einem Esel hinauf zu kommen.“ „Das ist mir sehr angenehm,“ erwiederte ich ganz galant, „so bleiben wir noch den Weg über beisammen.“ Und so zogen wir denn, ich, sie und das Bündel, Hand in Hand durch Grinzing bis an's Ende des Dorfes, wo die Esel in einem kleinen Häuschen stehen.

Als wir in den Raum traten, wo die Esel standen, fanden wir No. 3 von unserem Wagen, der blasse „Aepfel-Strudel,“

welcher schon da mit sinnigem Auge die Esel prüfte. Er drängte sich gewaltsam zu uns, um mit uns den Ritt zu machen, indem er uns sagte: „So eine Esel-Parthie ist doch auch angenehm.“ Ich suchte einen etwas größern Esel, damit meine Beine nicht auf den Boden schlotterten; der Führer aber versicherte mir treuherzig: „So einen großen Esel, der zu Ihnen paßt, werden Sie schwerlich finden!“ Meine Gefährtin kicherte in sich hinein, ich aber fragte: „Mann, woher kennst du mich?“ No. 3 fragte ihn nun wieder, ob er auch ihn mitnehmen und seinen Esel auch leiten wollte, worauf er erwiederte: „Auf einen Esel mehr kommt es mir nicht an!“

Wir setzten uns nun in Marsch, nachdem ich dem Führer einen Wink gegeben hatte, daß mir No. 3 lästig wäre. „Lassen Sie mich nur machen!“ sagte er, „der soll nicht lange mit uns reiten!“ Wir waren ein Frauenzimmer, zwei Männer, zwei Esel, ein Führer und ein Bündelchen, zusammen sieben Personen. Zuerst ritt No. 3 und lehnte sein Gesicht zu uns, so daß sein Esel aussah wie ein Janus mit einem doppelten Gesicht; nachher kam die Holde auf ihrem Esel und ich schlenderte gesellig nebenher. Ich mag es nicht leiden, wenn die Frauenzimmer reiten, d. h. ich mag es nicht leiden, wenn sie sich auf's hohe Pferd setzen; aber ich sehe es gar zu gerne, wenn ein Esel sie aufsitzen läßt, oder wenn sie auf einen Esel versessen sind!

Ich ging sachte neben dem Esel her und sie sah sorgsam auf uns herab und zählte die Häupter ihrer Lieben! Die Frauenzimmer sind nie muthwilliger und überhaupt nie williger, als zu Pferde oder zu Esel, und sind nie leichter aus dem Sattel zu heben! Ich ergriff ihre weiße, weiche Mundsemmelhand und weil wir nun so gerade unter uns waren, wollte ich einen Schritt weiter thun, da sah sich No. 3 um

und rief: „Das wird halsbrecherisch!“ Der Weg ging nämlich etwas steil in die Höhe. „Verlassen Sie sich nur auf ihren guten Genius und auf Ihren Esel!“ sagte ich unwillig; in diesem Augenblick aber gab mir der Führer einen Wink, faßte seinen Esel an und in demselben Augenblicke setzte der Esel unser No. 3 ab und zu Boden, daß er wie ein lebenslustiges Heupferd dreimal vom Boden elastisch in die Höhe prellte. Der Esel trillerte darauf voll Freude mit seinen Hinterfüßen in die Luft und beschnupperte sodann No. 3, als ob er ihn für eine Felddistel gehalten hätte. Das Stubenmädchen wollte sich todt lachen und ich sagte ihr, daß dies nicht der erste Esel sei, von dem ein dummes Werk schnell abgesetzt wird. No. 3 raffte sich vom Boden auf und machte noch einen schwachen Versuch, sich auf seinen Esel zu erheben; allein theils mangelte ihm aller lyrische Schwung dazu, theils protestirte der Esel mit allen vier Füßen dagegen, und wenn No. 3 schon saß, legte er sich, der Esel nämlich, flach auf den Boden nieder, und so lagen sie beide da in Ruhe und Eintracht. No. 3 schalt den Führer, allein dieser sagte: „Heute Abend hat er nun einmal seinen dummen Tag, da läßt sich nichts mit ihm machen.“ No. 3 fluchte und zog es vor, lieber allein den Rückweg anzutreten, als mit einem launenhaften Esel vorwärts zu reiten. Der Führer bat ihn, doch den Esel mit zurück zu führen, welches der gute Mann auch wirklich that, und bald sahen wir sie beide und ihre langen Schatten sich in das Dunkel der Gebüsche verlieren.

Der Abend wurde immer kühler, der Esel und ich, wir wurden immer wärmer; die Gegend wurde immer dunkler, man konnte kaum mehr drei Schritte weit vor sich sehen; ich und der Esel waren kaum mehr zu unterscheiden, darauf hatte ich gewartet.

„Ach,“ sagte ich mit elegischer Stimme, „bald werden

Sie sich von uns trennen, werden wir Sie nicht wieder sehen? Wie bald werden Sie das Alles vergessen." „Nein," antwortete sie mit gerührtem Tone, „nein, nie werde ich wieder eine so angenehme Eselparthie machen, als heute mit Ihnen, nie werde ich einen Esel sehen, ohne mit Vergnügen an Sie und diese Stunde zu denken; ich werde nie wieder hier heraufreiten, ohne Ihr geliebtes Haupt vor mir zu sehen!" „O," rief ich entzückt aus, „darf ich das glauben? Geben Sie mir ein Zeichen, wo wollen wir uns wiederfinden?" Von Empfindung überwältigt, sank sie vom Esel in meine Arme; der Esel aber lief davon.

Lieber Leser, wenn du den Kahlenberg hinaufgehst, so siehst du ein Plätzchen, ein reizendes, du kannst es nicht verkennen; oben ist der herrliche Himmel, rechts und links Natur, unter dir weichen Rasen, um und um frische Luft, das ist das Plätzchen; wenn du da vorübergehst, so denke: da war der Platz, der Eine lief davon, der Andere blieb auf dem Platze, wer war mehr Esel? Richte aber nicht, denn gedenke des Sprichwortes: „Heute mir, morgen dir!"

Dummer Brief an Hertha.

„Das Leben ist doch schön, o Königin!"
(Der Marquis von Posa.)

Wenn schon der Marquis von Posa, der nicht in unserer Zeit gelebt hat, sagte: „Das Leben ist doch schön!" was soll ich erst sagen, der ich ja in unserer Zeit lebe?!

Ja, wenn das Leben auch nicht einmal schön wär', was wär's dann?! Angenehm ist's nicht, gescheidt ist's auch nicht, unterrichtet auch nicht, tugendhaft auch nicht, reich auch nicht, also muß es wenigstens schön sein, damit es Jemand lieben kann!

Aber wer liebt Jemand lange wegen seiner Schönheit? Unser Leben ist schön, aber sonst nichts,—ich möcht's nicht heirathen!

Lieben Sie mich vielleicht meiner Schönheit wegen? Dann fürchte ich fast, Sie werden bei näherer Besichtigung anders denken. Aber nein, ich fürchte nichts, Sie sehen mich ja gar nicht an, nicht in der Nähe, nicht in der Ferne!

Sie wissen vielleicht gar nicht, daß ich Sie liebe! O, die Unwissenheit ist das halbe Lebensglück! „Das Wissen ist der Tod" — folglich ist die Unwissenheit das Leben, und das Leben ist schön!

Wer wissen will, muß studiren; wer studirt, verdaut schlecht; wer schlecht verdaut, hat einen schlechten Magen; wer einen schlechten Magen hat, dem ist das Leben nicht schön; folglich muß man durchaus nichts wissen, um das Leben schön zu finden!

Ich weiß nichts, gar nichts, und das ohne studirt zu haben! Darin unterscheidet sich das Genie vom Talent,—das Talent studirt zehn Jahre, und weiß dann nichts; das Genie studirt gar nicht und weiß gleich nichts!

Wenn Sie diesen „dummen Brief" lesen, süße Wunderfrau, werden Sie auch nicht wissen, ob ich gescheidt bin oder dumm, und Sie sollten doch wissen, daß ich dumm bin, Sie haben mir ja den Verstand geraubt!

Aber die Rache ist nicht ausgeblieben! Die Nemesis verschont keinen Saphir, keinen Napoleon und keine Hertha! Weil Sie mir den Verstand geraubt haben und Ursache sind, daß ich nicht anders als dumm schreiben kann, sind Sie bestraft!!

Ja, holde Fee und Nachruhmblume, Sie sind bei mir, wo ich bin und geh' und steh' und sitze! Geschieht Ihnen recht! Was glauben Sie denn? Glauben Sie, man dürfe so mir

nichts dir nichts Privatverstände rauben und sich damit aus dem Staub machen?! Glauben Sie, ich habe meinen Verstand nur eine Minute lang aus den Augen gelassen? O ich hab' nichts dergleichen gethan; konnte ich denken, daß meine Leibesbeschaffenheit so schlecht ist, daß ich nicht einmal eine Dummheit vertragen kann?

Das kommt davon her, wenn man alt ist und liebt! Aber wie alt bin ich denn? Einige lumpige Fünfziger! Und wie viel davon hab' ich gelebt? Davon war ich 14 Tage in Hannover, die können mir doch nicht angerechnet werden? Dann hab' ich 15 Jahre gehofft, es wird in der Welt besser werden, die sind doch rein als nicht gelebt zu betrachten? Dann hab' ich 16 Jahre lang gestrebt, ein vaterländischer Schriftsteller zu sein und Gutes zu wirken, die kann man mir doch nicht anrechnen? Fünf Jahre wenigstens hab' ich—gut zusammengerechnet—zugebracht, die Musik in den Zwischenacten des Burgtheaters anzuhören; 3 Jahre hab' ich zugebracht, um schlechten Schauspielern beweisen zu wollen, daß sie keine Götter sind;—heißt das gelebt?

Also wenn man diese Jahre zusammen in der Summe von

39 Jahre und 14 Tage

von 56 Jahren abrechnet, so bin ich im Grund ein Jüngling von 17 oder 18 Jahren! Und soll ein Jüngling zwischen 17 und 18 Jahren nicht lieben? Nicht toll, dumm, entsetzlich dumm lieben?!

Ach, als ich Sie vor drei Monaten zum ersten Male in der Rofranogasse sah, da wurde ich gleich dumm!—

Ich bitte den Leser zu lesen: „Rofranogasse,“ denn wenn ich schreibe: „Rofranogasse,“ wird der Leser gewiß lesen: „Paniglgasse,“ und eine schöne Frau, die in der „Paniglgasse“ wohnt, könnte mir was nachtragen. Ich bitte den Leser überhaupt in meinen Aufsätzen nichts zu lesen, als

was ich schreibe, und nichts zwischen den Zeilen zu lesen; wenn mir der Abonnent vier Gulden Abonnementsgeld giebt, so such' ich auch zwischen diesen Gulden nicht noch ein paar Groschen; das wär' schmutzig!

Also es war nicht die „Paniglgasse," sondern gewiß die „Rofranogasse," in der ich Sie, meine Angebetete, zum ersten Male sah, und da hab' ich gleich den Verstand verloren!

Nun bin ich schön d'ran! Meinen Verstand hab' ich nicht, und Sie sehen, in die Rofranogasse geh'n kann ich auch nicht!

Können Sie mir nicht sagen, Liebreizendste aller Verstandesräuberinnen, wie lang' ich Sie nicht sehen werde?! Wie lang' Sie mich nicht sehen werden, weiß ich: nie! Sie sehen mich nie an, Sie würdigen mich keines Blickes, nie fällt ein Strahl Ihrer lichtgefüllten Augen auf mich! — Ach! Sie haben leider den Verstand noch nicht verloren! —

Sie nicht sehen! In dem Gedanken ist Botanybay! - Sie nicht in der Ferne sehen, wie einen Stern durch die Nacht, in dem Gedanken liegt etwas, worüber man den Verstand wiederfinden möchte, blos um wahnsinnig werden zu können! Und doch seh' ich Sie, fühl' ich Sie überall um mich! Früh beim Erwachen zaubert der heitere „Morgen" Ihr Bild wie ein Lichtbouquet vor meine Seele! Aus dem Grabe der Nacht feiert Ihr Bild jeden Morgen die Auferstehung, und füllt meine Seele mit heiliger Sehnsucht! Des Tages über stickt die Phantasie Ihr Bild auf jede Tapete der Stunde und der Minute, und in dem weichen Ton der Dämmerung steht Ihre Huldgestalt, wie ein Marmor-Genius in dunkler Nische!

Ohne Sonnenschein und Blumen ist mir die Welt; Lieder und Lenz sind entschwunden, die Erde ist welk und der Himmel abgeblüht, die Sterne sind matten Blickes! die Wolken ziehen bedeutungslos hinab, klanglos ruht die Harfe auf der sehnsuchtsschweren Brust, und ein langer Zug leidtragender

Gestalten in schwarzen Gewändern zieh'n die künftigen Stunden ohne Ihren Anblick an mir vorüber!

Und doch welche Süßigkeit liegt in der Bitterkeit der Sehnsucht! Wie belebt ist meine Einsamkeit von Gedanken, Träumen, Küssen, Liedern, Grüßen, Flatterwünschen, Luftbildern und holden Täuschungen! Wie weich und mütterlich schmiegt sich die Freundin Dämmerung um meinen Busen und streicht mir die Schläfe und umhüllt mich mit Liebkosungen, mit Tröstungen, mit der süßen Innigkeit des Denkens und Brütens!

Sie wissen es nicht, daß und wie ich Sie liebe, und wenn mich der Blick Ihres Auges zuweilen streift, ist's wie ein inhaltloser Blick, der über werthlose Dinge hinfährt, und doch quillt in der Erinnerung auch ein solcher Blick wie eine aufbrechende Blume aus dem schwarzen Boden der Nacht und legt einen Frühling in mein Wesen, und ein wundervoller Schein verbreitet sich aus ihm und läßt Frühlingsgrün um mich entstehen, und Lenzesluft und einen langen, blaugedehnten Himmel, und die innigste, zarteste, heiligste Liebe zu Ihnen faßt mich an, wie ein Gebet mit weißem, reinen Fittig, und zieht mich im Geiste zu Ihren Knien nieder, und mein Sehnen löst sich auf in heißen Tropfen, die auf die Hand dir, Angebetete mit dem Gnadennamen, in stiller Verehrung niederrinnen! Ich liebe dich, ich bete dich an und ich bin glücklich! Die Erde lächelt, der Himmel strahlt in Milde, mit Lilienstäben in der Hand umgeben mich die reinen Gefühle, die ich für dich im Herzen trage, ein leiser Ton frommer Glocken tönt's in mir, und die Welt zerrinnt in eine namenlose Befriedigung!

Ja, süße Frau mit dem Märchenauge und mit dem Sonnenblick, mit dem Feenlächeln, mit der Stirne wie eine Muse und mit dem Lächeln wie ein Engel, mit den Schultern wie

ein Genius und mit dem Leib wie ein Wundertempel, mit dem Wort wie ein Madrigal und mit dem Gang wie eine Melodie, ja, süße Wunderfrau, Sie haben, ohne es zu wissen und zu wollen, mir den Stein der Weisen in die Seele gelegt: die Liebe! Und wer liebt, ist weise und ist glücklich und ist heilig, ihm kann Menschenhand und Erdenweh seine Seligkeit nicht trüben!

Dank! Dank! Tausend Dank! Die Liebe ist des Lebens Weihe! Sie haben mir diese Weihe wiedergegeben! Dank Ihnen, Dank! Möge tagsüber der Engel des Lebens goldene Kreise um Ihr Dasein ziehen, möge Abends die Fee der Dämmerung zu Ihrem Haupte stehen, und Ihre dunklen Locken kränzen mit Reihen voll Edelgesteinen, die da funkeln von Glück und von Freude; möge in der Nacht der Traumkönig und seine Braut auf Ihr keusches Lager ausstreuen duftige Blätter und leuchtende Blumen, und vor Sie hintreten lassen, was Sie nur lieben herzinnig und ersehen inbrünstig, alle Freuden Ihrer Kindheit, alle Gespiele Ihrer Jugend, alle Hoffnungen Ihrer Mädchenzeit, alle süßen Ahnungen Ihrer Brauttage, alle Segnungen Ihrer Eltern und alle beflügelten, beflammten Gebete, die Sie in dankbarer Andacht vor dem Tische des Herrn vergossen haben!

Ach, meine süße Wunderfrau, die Welt ahnt es nicht, wie dem Menschen die ganze Welt so leer erscheint, wenn ihm das Herz so recht voll ist; wie ihm all' das Getriebe von Gefühlen und Leidenschaften, all' das Abspinnen von kleinlichen, zersplitterten Fühlnissen so wesenlos dünkt, wenn er in sich innen trägt den Graal des Liebens, wenn all sein Sinnen, Trachten, Denken, Fühlen, Sehnen ist aufgegangen in dem einzigen Wundertropfen Liebe, der in das Herz ihm gefallen wie der Thau in die Muschel, und die da zur Krankheit wird,

aber zur herrlichen Krankheit, zur lebensverschönernden: zur Perle!

Die Welt nennt das „schwärmen!“ Die arme, die armselige Welt! Die bedauernswerthe, kranke, sieche, hilflose Welt!

Den Ruhm, das Glück, die Ehre, den Reichthum, den Genuß, den Rang, den Besitz, die Befriedigung, das nennen sie reell! und eine Minute kann sie tödten, ein Hauch kann sie fortwehen, ein Funke kann sie in Asche legen, ein Windstoß kann sie niederstürzen, ein kleiner Wurm sie entblättern, ein Uebernacht sie aus dem Dasein auslöschen, das nennen sie Wirkliches, Reelles!—und die Liebe, die da kömmt von Gott und nur von Gott genommen werden kann, die da liegt unter einem Schloß, das keine Menschenhand öffnet, in einem Haus, in welches kein Fremdling dringt, in einer Wiege, an welcher die Unsterblichkeit Wache hält, die mit uns wird und mit uns vergeht, die mit uns träumt und mit uns irre spricht, die mit uns betet und mit uns Leid trägt, die uns Thränen giebt und Küsse und Lieder und Sehnsucht und tausend wundersame holde Phantasien und wesenlose Zauberspiele von Glühwürmchen und schaukelnden Elfen und Zitherschlägern, das nennen sie Schwärmerei! Armselige Welt!

Gute Nacht, süße Wunderfrau! ich sehe, wie der Milchbruder des Todes: der Schlaf, sich mit leisem Weben, in immer kleineren Kreisen auf Ihr edles Haupt niederläßt, ich sehe den zarten Augendeckel, welcher den schlafenden Demant bedeckt, ich sehe, wie noch des Wachseins letzte liebliche Regung um Ihre rosigen Lippen spielt, als wollte sie noch den letzten würzigen Tropfen Bewußtsein aus diesem Rubinglas schlürfen; von der Stirne ziehen weg die kleinen Lilien der Tagesgedanken, wie sich Blumen vor dem Abend flüchten;

dein Antlitz blüht ruhig lieblich wie eine schlummernde Silberlilie auf dem lachenden See; Kirchenstille ist um dein duftiges Lager, nur meine Sehnsuchtsgedanken wandern leise durch das Zimmer, und all' mein Herz kniet vor dir und singt dir zu:

Gute Nacht, schlaf' in Ruh',
Schließe sanft dein Auge zu!
Schlaf' in Ruh', gute Nacht,
Lieb' an deinem Bette wacht!

Lieb' an deinem Bette wacht,
Lauscht auf deinen Odem sacht';
Liebe singt dir leise zu:
„Gute Nacht! Schlaf' in Ruh'!"

Gute Nacht! Schlaf' in Ruh'!
Friede drück' das Aug' dir zu;
Schlaf' in Ruh', gute Nacht!
Schöne Träume kommen sacht'!

Schöne Träume kommen sacht',
Wie dein Antlitz lieblich lacht,
G'rad als sagtest selber du:
Gute Nacht! Schlaf' in Ruh'!"

Wanderungen eines deutschen Magens durch die Pariser Küche.

In allen Menschen, die nach Paris kommen, das heißt, in allen deutschen Menschen, hält nichts so lang fest an seinem Vaterland, hat nichts ein solches patriotisches Gedächtniß, als sein Magen.

Die Deutschen, die sich in Paris seßhaft machen, verläugnen ihre Nationalität; sie schütteln sie wie Reiseschmutz mit Verachtung von sich ab; sie sprechen selbst mit denen, die Deutsch verstehen, lieber ein zerkautes und ausgespucktes Fran-

zösisch, als Deutsch. Ihr Kopf, ihr Herz, ihre Sitten, Alles französirt sich so gut oder so schlecht als möglich bei ihnen, nur der Magen, dieser Urwüchsige Deutsche im Deutschen, dieser wehrt sich am längsten, am hartnäckigsten, am tapfersten gegen das Französiren seiner Person und seiner vaterländischen Sitte. Das deutsche Herz vertauscht ganz bald sein Lisli und sein Lorle aus Clauren und Birch-Pfeiffer gegen die Grisette und Lorette und Rose Pompon; sein hartnäckiger Hals entsagt sogleich der steifen deutschen Cravate gegen einen schmalen und schmiegsamen Col; sein Kopf ist sogleich bereit, alle deutschen Ideen ohne Kündigung vor die Thüre zu setzen und die französischen Ideen und Ansichten einziehen zu lassen, nur sein Magen bleibt der hartnäckige, schwer zu belehrende, starrköpfige Deutsche.

Der Magen des Deutschen in Paris hält am längsten an seinen Jugenderinnerungen, an seine Kindermärchen, an seine Wiegenlieder, an sein Grundrecht.

„Kartoffel in der Schale" sind seine Jugenderinnerungen, „Knödel, Nudel, Nockerl" sind seine Kindermärchen, „Mili," „Obers," „Schmetten," „Sahne," sind seine Wiegenlieder; „Kraut" aber, „Sauerkraut mit Frankfurter Würstel" sind sein Grundrecht. Sauerkraut, choux-croute, das hat schon Arminius gegessen, und ich glaube, unsere deutsche Thusnelda hätte ihren Thumelicus, diesen Fechter von Ravenna, eher von Rom weggefoppt, wenn sie ihm statt der deutschen Einheit im Hintergrunde deutsches Sauerkraut im Vordergrunde gezeigt hätte.

Kraut ist das deutsche Nationalgewächs und es ist ein botanisch-nationales Fatum im Kraut; es giebt nämlich eben so viele Kraute, als es Deutschlande giebt.

„Sauerkraut" und „gedünstetes Kraut" sind die zwei

Groß-Kräute, die beiden Großmächte in dem Hausgarten des deutschen Bundes; dann erst kommen alle die niederen kleinen Kräute: „Blau-Kraut,“ „Grün-Kraut,“ „Roth-Kraut“ u.s.w.

An eine Kraut-Einheit, an ein vereinigtes allgemeines Krautkochen ist in Deutschland nicht zu denken; in jedem deutschen Magen steckt ein nationaler Krautjunker, der nur für seine Kraut-Kochkunst schwärmt; aber Sauerkraut als Sammelname, als Collectivum, ist das altgermanische Princip im deutschen Magen, und dieses Princip hält er selbst in Paris fest.

Die deutsche Küche ist eine allopathische und eine homöopathische; die österreichische, namentlich die Wienerküche, ist die allopathische, lange Recepte, viel Dokumente, alle zwei Stunden ein paar Eßlöffel voll; die preußische Küche ist die homöopathische, similia similibus, was den Hunger hervorbringt, das muß ihn auch heilen: ein leerer Magen. Die anderen kleinen Küchen desjenigen Stücks Charpie, welches man Klein-Deutschland nennt, gehören alle zur Hydropathie; sie kochen alle mit Wasser. Ein Magen, der z. B. in Dresden „Fleischbrühe“ zu sich genommen hat, hat in sich ein Gräfenberg überwunden.

Ich kam mit meinem deutschen allopathischen Wiener Magen in Paris an, — mein Magen brachte seinen Kinder- und Köhlerglauben mit, er glaubte:

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo man nur Sauerkraut bekommt im schlimmsten Fall.“

Aber mein Magen wurde bald enttäuscht, und da mein Magen nicht so oft getäuscht und betrogen wurde als mein Herz, so fand er sich sehr betrübt, und er hörte lange nicht auf, leise Klagelieder zu singen:

„Wo ist des deutschen Magen Vaterland?“

Und mein innerer Mensch litt lange am Heimweh des Magens, nach den Krauthügeln und Mehlspeisbergen der blauäugigen Teutonia, und er sang nach dem deutschen Sauerkraut hin:

„Wo find' ich Dich,
Nach welchem sich
Die Deutschen alle sehnen?
Wo lächelst Du
Mir freundlich zu,
Und steckst mir in den Zähnen?"

Ich bin nun einige Monate in Paris und habe alle Küchen und alle Restaurants durchgemacht; ich suchte „Sauerkraut" und „Mehlspeise." Wie Lenore ums Morgenroth, so fuhr ich um's Mittagbrod empor aus schweren Träumen und suchte „Sauerkraut" und „Mehlspeise":

„Ich frug den Speiszettel auf und ab,
Und frug nach allen Namen,
Doch Keiner war, der Kundschaft gab
Von Allen, die da kamen."

Ich hab' in Paris gespeist, ich hab' in Paris dinirt, aber ich hab' in Paris noch nicht gegessen.

Man wird eingeladen, man wird regalirt, man wird tractirt, man wird gesättigt, man wird gefüttert, aber man bekommt nichts zu essen. Paris verzehrt monatlich 7000 Ochsen, zweihörnige nämlich; 1500 Kühe, vierfüßige nämlich; 50,000 Schöpse, französische nämlich; eben so viele Kälber, Schweine u.s.w., und doch bekömmt man kein — Fleisch, d. h. kein Rindfleisch, kein deutsches Rindfleisch, wie es ein deutscher Magen wünscht—nicht blutig roth und nicht hartnäckig demokratisch.

Ich habe in einem Buche hier gelesen, in Paris giebt es 30,000 Menschen, die des Morgens aufstehen, ohne zu wissen, ob sie den Tag was zu essen haben werden. — Ich bin

der dreißigtausendundeinte in dieser Zahl; nie stehe ich des Morgens auf, ohne an mich die Frage zu stellen: „Werde ich heute was zu essen haben?“

Der Magen ist das wildeste Thier unter allen wilden Thieren; man zähmt die wilden Thiere durch Hunger, der wilde Magen wird durch Hunger noch wilder. Die Menschen und die wilden Thiere sind am interessantesten in der Fütterungsstunde. Ich hungre meinen Magen alle Tage aus, und dennoch will dieser hartnäckige Deutsche, dieser eingebüffelte Sauerkrautbürger nicht zahm werden und der Pariserküche aus der Hand essen.

Ich stehe des Morgens um acht Uhr auf und finde, daß mein Magen schon eine Stunde früher wach war.

Ich sage zu meinem Magen: "Bon jour, mon cher estomac, comment vous va-t-il?" Damit glaube ich meinen Magen mit einem französischen Bonjour auf die französische Küche vorzubereiten, aber mein Magen ist mit dem deutschen Fuße aus dem Bette gestiegen; er brummt—er brummt wie ein deutscher Ehemann, dessen Frau wegen Mangel an Stammhaltern sich in's Wasser stürzen will, d. h. in ein Bad, in ein Meerbad, in ein Vöslau oder ein Pyrawart.

Mein Magen brummt, da kömmt der Kaffee. — Kaffee! schwarzes Geschick, das kein weißer Zucker und keine weiße Milch rein waschen kann. Milch, Obers, Sahne!

„Drei Worte nenn' ich euch inhaltsschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nicht von Kühen her,
Die Kälber geben davon Kunde.“

Ja, ja, aus Kalbsgehirn wird hier Obers gemacht, und der Deutsche ist der Ochs, der den Verstand seiner Jünglinge als frische Milch oder Obers trinkt. Aber nicht nur aus Kalbshirn, sondern auch aus andern unnennbaren Dingen

Der Glückliche, der hier für 2 Sous speisen will, erhält bei seinem Eintritt eine eigene Gabel; mit dieser Gabel kann er in den Kessel fahren und sich sein Glück holen!

„Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?"

Man kann da ein „Haxel" von einer Taube, ein „Flügelchen" von einem Schwein, oder ein „Leberl" von einer Ratte erwischen, je nachdem man Glück hat, manchmal auch blos eine „Krautpletschen." So oft man wieder 2 Sous hinlegt, darf man wieder in den Azard tauchen, um von Grund auf sich seine Perle zu holen.

Im Quartier latin hat mein Magen einige Versuche gemacht, den Freitisch eines Berliner Studenten mit dem der Pariser Étudiants zu vergleichen; mein Magen hat dieses Studium mit 3 Sous bezahlt. Ein plat gras um 6 Sous und ein plat maigre um 3 Sous und pain und vin um 4 Sous. Manchmal führe ich meinen Magen zu den Restaurants à prix fix, früher à quarante sous, jetzt zu Ehren der Ausstellung und Aussteller à cinquante sous.

Da kann der Mensch drei Speisen wählen, von denen zwei nicht zu genießen und die dritte gar nicht zu haben ist; dazu eine halbe Flasche Wein und ein Dessert. Wie das möglich ist?

„In's Inn're der Natur
Dringt kein erschaff'ner Geist,
Glücklich, wer bei Véry und Véfour
Um 20 Franken speist."

Aber honor cui honor, Tischtuch, Serviette, Geschirr u.s.w. ist bei den kleinsten Restaurants so proper wie in den ersten Hotels.

Ich bin aber ein erschreckliches Menschenkind,—ich bin nicht nur der Wauwau schlechter Komödianten, nicht nur der Kram-

pus der Dramaturgen, sondern auch die Schreckscheuche der Restaurants und Garçons.

Ich habe das Unglück, unter den Speisen auf der Speisekarte und unter den Frauenzimmern gerade die zu wählen, die nicht zu bekommen sind. Ich wähle z. B. "purée du gibier à l'essence aux truffes" und "sol à matelotte à Normande de deux," welche beide Speisen zusammen 9 Franken kosten, allein Saphir propose et le garçon dispose. Diese Garçons haben stets zwei Antworten, wenn man etwas haben will, was das Budget übersteigt. Ist es nämlich noch früh an der Zeit, so heißt es: dieser Fisch oder dergleichen ist noch nicht gekommen de la Halle;—und ist es schon etwas spät an der Zeit, so heißt es: Das letzte Stück dieses Gerichts hat eben ce grand monsieur-là genommen. In den Restaurants à prix fix des Palais-Royal erquicken sich zuweilen sogar gewisse Deputirte, fonctionnaires, professeurs publics u.s.w.; aber die Karte ist überall dieselbe, immer dieselbe Gesetztafel aus 300 Speisen, aus welchen 250 gar nicht da und 285 gar nicht zu genießen sind.

Ich habe meinen Magen vom Café de Paris bis hinab zu der Rue Coquelière spazieren geführt und fand überall dasselbe Programm, dieselbe Composition, dieselbe mise-en-scène.

Frankreich hat sich geändert, die Franzosen haben sich geändert, die Diplomaten haben sich geändert, Paris hat sich geändert, die Mode, die Sitten haben sich geändert: die Carte du jour aber ist geblieben, sie hat die Revolution, die Republik, die Restauration, das Königthum, das Empire überlebt und ist dieselbe geblieben.

Mein Magen hat vor 30 Jahren im Rocher de Cancal um 30 Francs gegessen, dieser Felsen der vergangenen Küche ist umgestürzt.

„Borel," bei dem man um 150 Francs die Person ge-

speist hat, wie man nur bei Kaisern und Königen speisen kann; Borel ist eine Mythe, er gehört der Fabelwelt an, aber die Karte vom Rocher de Cancal, von Borel, sie ist geblieben!

Véry und Véfour, diese Dioskuren des Palais-Royal, bieten meinem Magen, der ein gutes Gedächtniß hat, nichts an, was seine Vorwelt nicht schon hat, und nichts, was man nicht bei den Frères-Provençaux für Geld und wenig Behagen ebenfalls bekommt.

Auf einem der vielen Spaziergänge, die mein Magen durch Paris machte, lernte ich zwei ganz besondere geistreiche Individualitäten kennen, zwei Meteore der Küchenindustrie, der französischen Kniffe und Puffe.

Der Eine ist:

„der Indian- und Pockerl-Raphael,"

und der Zweite:

„der Hinterviertel-Verleiher."

Ich ging mit meinem Magen in die „Rue Turgot," da prangte an einem Restaurantfenster das Hinterviertel eines Kalbes mit allen Reizen, die diesem Theile der Schöpfung von Mensch bis Kalb nur eigen ist, wenn es frisch, urwüchsig, in angestammter Fülle und in unangelogener Weiße, mit den Gelüsten der Sterblichen kokettirt.

Dieses appetitliche, füllige, saftige Kalbshinterviertel, welches mir zuzurufen schien:

„Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Kalbsviertel Dir reizend verspricht?"

lockte mich an. „Ach!" dachte ich, „davon eine Cotelette! Einen frischen Dramaturgen für eine solche Cotelette! Ich gehe hinein, rufe: " Garçon, une cotelette de veau!"

Ich warte, ich warte,—ich rede meinem Magen zu, der nicht warten will, ich sage zu ihm: „Warte, warte,—das ist

dein Schicksal, du bist ein Deutscher,—die Deutschen sind Wartburger,—ja, die Europäer sind jetzt Wartburger, sie warten auf Alles und erwarten gar nichts, also warte, warte!"

Endlich kömmt die Cotelette. Kaum hatte mein Magen einen Bissen davon gepflückt, wie vom Baume der Erkenntniß, da gingen ihm die Augen auf und er wußte zu unterscheiden

„zwischen gut und bös,"

d. h. zwischen einer Kalbskotelette und einem ledernen Brustfleck. Ich und mein Magen untersuchten die Sache und es fand sich, daß der Restaurant dieses Kalbshinterviertel vom Fleischhauer für einen Franc borgt, um es von Mittag bis Mitternacht als Lockvogel in sein Schaufenster zu setzen. Nach Mitternacht giebt er das Hinterviertel wieder zurück. Ist das nicht geistreich erfunden und genial durchgeführt?

Ein ganz Anderer aber ist der „Indian- und Pockerl-Raphael." Dieser Meister der neuen französischen Malerei hat nämlich die Kunst erfunden, den pied de dindon oder den „Haxen eines Pockerls," welches durch sein achttägiges Bettlager im Schaufenster die frische Gesichtsfarbe und den Jugendreiz verloren hat, durch eine enkaustische Malerei im niederländischen Genre die jugendliche Frische und Liebenswürdigkeit wieder zu geben.

Dieser Pockerl-Raphael giebt den Altersrunzeln des Indianharels die Glätte und Elasticität wieder, welche die unerfahrene Magenjugend in die Netze des Restaurants locken.

Endlich ist mein Magen auch in eine deutsche Schlinge gefallen! Mère Morel oder Mutter Morel in der Nähe der Börse wurde mir als deutsche Restauratrice, als deutsche Küchenmeisterin empfohlen. Mein Magen schrie: „Gehen wir zur Mutter, zur Mama, zur Mama Morel,"—ich wurde ein Opfer meines Fürwitzes; ich fand keine deutsche Küche,

kein deutsches Sauerkraut, keine deutsche Mehlspeise, nichts als Deutsche, lebendige Deutsche, Deutsche en naturel, Deutsche en papillots, Deutsche aux cressons! Und was aßen die Deutschen? Die Seelenwanderungspflanze, die pythagoräische Bohne, haricots. Anstatt Sauerkraut haricots! An was erkennen die Franzosen sogleich den Deutschen? Daran, wie er seine Bohnen begehrt. Der Deutsche schleppt nämlich von "des haricots" das s hinüber und begehrt: "donnez-moi des saricots." Das ist sein Tod, nun weiß man: "C'est un Allemand!" Bei Mutter Morel ist's abscheulich, Mama mag mir das verzeihen, eng, dumpf und finster. Es wird blos durch Frauenzimmer servirt, anstatt garçons: garçonnes; aber es thäte Noth, daß auch hier ein Pockerl-Raphael die oberen und unteren Viertel der garçonnes zum Gegenstande seiner Restaurationskunst machte. Zur Vorsicht ist die Beleuchtung des Lokals so eingerichtet, daß diese Heben und Schenkmädchen bis zum Nabel „von oben herab" in einem wohlthätigen Dunkel gehüllt bleiben und

„Der Mensch begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was die Götter bedecken mit Nacht und mit Grauen."

Das ist so ungefähr der Inhalt der Leidensgänge meines Magens durch die französische Küche, aber nur im Auszug, denn es ließe sich ein Quartband über dieses glänzende Elend der Pariser Küche schreiben. O, wie sehnt sich mein Magen nach den Thieren meines lieben deutschen Vaterlandes, namentlich meiner lieben Stadt Wien zurück, nämlich nach „Lamm," nach „Roß," nach „Schwan" u.s.w.

Mein Herz und mein Geist, meine Gesinnung und meine Unschuld werden unverdorben nach Wien zurück kommen, aber mein Magen und mein Geldbeutel, fürchte ich, werden ein großes Loch mitbringen.

Paris, im Juli 1855.

Nichts Neues!

Es gibt nichts Neues unter der Sonne! Bloß die „Conferenzen" haben begonnen, in der Mitte des Monats Marzi, jetzt, Weltgeschichte! jetzt wart' sie! Am „ersten Tag," so ist's gewiß, scheidet sich bloß Licht von Finsterniß, die Finsterniß scheidet sich vom Licht, und man sieht keinen Preußen dabei nicht, das macht uns aber keine Sorgen, und es wird Abend und es wird Morgen, der Tag der zweite, wie gestern, so ist er heute, und alle Tag in der Wochen, und von keinem Preußen wird etwas gerochen, dadurch wird die Conferenz nicht unterbrochen, kommst du nicht jetzt, so kommst du später, ist's nicht der Paul, so ist es der Peter, ist's nicht heut', so ist es morgen, das macht dem Wochenkrebs keine Sorgen! Wer nicht kommt vorne, kömmt auf der Hintertreppen, wer nicht gutwillig geht, den werden wir schleppen, das ist eine alte Regel, das sagt der Hiesel, der Wurstel und der Hegel!

Also nichts gesorgt, nur brav gezittert; wenn sich piccolo germanico auch zersplittert, dadurch werden die Conferenzen doch nicht verbittert, wie's in der „Kreuzzeitung" auch knittert, „bange machen jilt mehr nischt," jetzt wird nicht mehr im Trüben gefischt, zuerst wird gemacht table nette, es geht entweder ja oder „na!" oder „ne!" oder „net!" Jetzt ist's aus mit der „Ochsenmenuett," schleich' hin und schleich' her und dos-à-dos, geh' um den Rücken und kehr' wieder um, und tanze quer und kreuz und immer nur krumm, jetzt heißt es „bum! bum!" oder – oder—zum!—

Gleich am ersten Tag post conferenzum natum, lief ein unter assecurirtem Datum die Nachricht in duplicatum, daß die französisch-englischen Genossen, ganz ungenirt und unverdrossen, den Friedensgerichten zum Possen, Sebastopol angezündet haben und beschossen!—Die Welt ist ein Theater voll

Possen, auf der einen Seit wird Frieden unterhandelt, auf der ander wird der Krieg erst recht angebandelt, und wer so dazwischen wandelt, zwischen „Es kömmt zu nichts!“ und „Es brandelt!“ dem werden die Gedanken völlig verschandelt!

Sie vereinigen sich Alle in bester Harmonie,
Aber wie?
Preußen wird echt deutsch klar und solenn,
Aber wenn?
Pontus und Donau werden ein freies Depot,
Aber wo?

Das sind lauter Fragen orientalische, politisch-moralische, russisch-cannibalische, preußisch-idealische!

Aber nichts in der Welt ist von Dauer, nicht einmal die chinesische Mauer, was gestern süß war, ist heut' sauer, wer heut' jubelt, ist morgen in Trauer, wer heute die Erd' will lenken am Zügel, liegt morgen still unter dem Hügel, wer heute in Constantinopel hat geschwindelt, der hat sich die Gunst gebrochen und wird geschindelt, und wird ganz anders gewindelt, weil er in der Krim die Zeit so fruchtlos verzindelt!

In England da sitzen's in der Saucen! Die hat ein gewisser Reh-Bock („Roebuck“) gestoßen! Das Ding, das ist verflucht, wenn man sucht und gar untersucht, da wird gewiß endlich schwarz gebucht! O Mylords und Gentlemen, Lords und Ladys, das Ding ganz absonderlich öd' is! Pray you, wo soll herkommen Subordination, im Feld, im Lager und in der Station, wenn die Commandirenden nach „Fulfilling!“ bekommen ganz öffentlich einen Schilling?

In Paris da drenten, da steigen die Renten, je nachdem der „Moniteur“ sich räuspert und spuckt, je nachdem eine „Ente“ sich duckt, je nachdem der politische Hahn grad gluckt! Von der Krimer Reise weiß man nichts Bestimmtes, das „Pays“ als ganz sicher vernimmt es, das Unternehmen ist

ein ergrimmtes! Der Wochenkrebs aber sagt auch von dieser Reise, mit seinem Sprichwort nach alter Weise: „Es kömmt zu nichts! es kömmt zu nichts!“ sein prophetischer Geist deutlich spricht's! Ueberall ist's gut, zu Haus ist's am besten, besonders dort drüben im innersten Westen, wo noch von verschiedenen Resten, die Luft nicht ganz rein ist vom Verpesten! Das Wasser von habet Balken, man muß das Sichere zu Haus nicht verbalken, um einen Sieg auf dem Dache, das ist so eine eigene Sache!

In Preußen sind sie sehr verlegen, von des übriggebliebenen Geldes wegen, von den sacrischen 30 Millionen, die einst von den superklugsten Teutonen, wurden hergegeben zu bleiernen Bohnen, und das ist nun übrig geblieben poste restante, wie uns meldet Voß, die gute Tante!

Aber Geld kann niemals nicht schaden, nicht in Preußen, nicht in Darmstadt und nicht in Baden, Geld ist immer ein Mittel, ein probates, schon in den Zeiten von Mithridates, seine verfluchte Schuldigkeit that es!

Das erübrigte Geld kann man verwenden, noch ein russisches Organ zu vollenden, in Dresden, der Hauptstadt von Sachsen, allwo die kleinen Schweize wachsen, ein „Nord-Journal“ in Rußlands Interesse, mit deutscher Buchdruckerpresse; In Dresden und nicht in Berolin, weil allda die „Kreuzzeitung“ thut blüh'n, und zwei Russenleirer in einem Wirthshaus thun nicht gut, das macht böses Abonnentenblut! Also ein Nord- und Mord-Journal in Dresden, wird wirklich erscheinen am eh'sten; mit Harnisch und Circasse, wie Hamlets Geist auf der Terrasse, und fragt ein Kleindeutscher: "Stop! Wer ist dieses!“ so sagt er: „Ich bin dein Vater Cephises, und du mein Sohn, mein verlorner, mein in Russenfreundschaft geborner! Ich komm', ich Halberfrorner, dich zu retten, du, mein Erkorner, damit du bleibst neutral und neutrum, in

præsento und ix fut'rum, sonst treib' ich dir den Hut 'rum!" —

Und nun, lieber Leser, leb' wohl, bis zum Frieden! Frieden! — Gott gebe es!

Höchst rührender, nichts desto minder höchst menschlicher, und nichts desto minder höchst einleuchtender Vorschlag, Plan und Bauriß zu einem

„Gegen=Thierquälerei=Verein,"

wie er sein soll im ganzen Umfange der idealistischen Vollkommenheit.

Die vorwärtseilende Bildung beschäftigt sich nun hauptsächlich mit dem „Wohl der Thierwelt!" Das ist ein gewaltiger Bildungsschritt!" Denn es zeigt von einer umfassenden und geistreichen Ein= und Ansicht der Dinge, daß sich unsere Zeit nicht mehr mit dem „Wohle der Menschenwelt" beschäftigt, und daß die Zeit ihre Zeit nicht vergeblich verschwendet.

„Man soll kein armes Thier quälen!" Dieser Spruch sollte zwar von Eheherrn gegen ihre Frau, von Frauen gegen ihre Stubenmädchen, von Direktoren gegen ihr Kunstpersonal u. a. gelten. Allein wir wollen von dieser Barmherzigkeit nur bei wirklichen Thieren, nicht bei dem "animal bipes implume" Gebrauch machen, und da die Zeit da ist, in welcher die Männer ihren Pferden mehr Liebe schenken als ihren Frauen, ihren Hunden mehr Sorgfalt und Menschlichkeit angedeihen lassen als ihren Dienern, und Kunstdirektoren an Pferde, Affen, Elephanten mehr verschwenden, als an Künstler und Künstlerinnen, so ist ein

„Gegen=Thierquälerei=Verein"

das zeitgemäßeste Unternehmen. Ich habe einige Statuten zu einem solchen Verein in seiner ausgedehntesten, umfassendsten Bedeutung, in seiner idealistischen Vollkommenheit entworfen, und theile einige der Hauptparagraphe hier mit:

1. Vor Allem, und um bei der „Thierquälerei" im engen Familienkreise anzufangen, müssen wir unsere Sorgfalt auf jene kleinen Thiere richten, die uns am nächsten gehen, und welche oft ein desto grausameres Schicksal erleiden müssen, je mehr diese Qual in den geheimsten Falten der menschlichen Verhältnisse vor sich geht!

Wir reden hier von jenen kleinen, gemüthlichen Wesen, welche in neuester Zeit zuerst durch Nicolai's Reise in Italien, zu einer Bedeutung gelangten, dann durch Göthe's „Flohlehre" berühmt, und durch Bertolotti endlich Mitglieder aller philosophischen und wissenschaftlichen Fakultäten wurden, von den — Flöhen nämlich.

Welchen Qualen diese Geschöpfe ausgesetzt sind, welch einen grausamen Tod sie sterben müssen, und oft gerade durch jene Wesen, welche das weichste Herz haben sollten, ist weltbekannt! Jetzt, da durch die Homöopathie die Blutegel zu Hyänen und die Flöhe zu Blutegeln promovirt werden, jetzt nehmen diese Dunkel-Männer eine höhere Stellung ein, und müssen in den Rechten der Menschheit beschützt werden!

Der „Gegen-Thierquälerei-Verein" wird also besonders sein Augenmerk auf die „Flöhe" richten, und zu diesem Behufe besondere

„Floh-Vögte"

anstellen, welche in allen Familien darauf zu sehen haben, daß die häuslichen Flöhe nicht über die Maßen gepeinigt werden, welche dem weiblichen Personale moralische Vorstellungen zu machen haben, daß Strafe zwar sein muß, daß

aber alle Folter- und Marter-Prozesse abgeschafft sind, die Hinrichtung der Flöhe also, wenn sie auf frischer That ertappt worden sind, ohne alle Gnade stattfinden muß, alles Hetzen, Treiben und langsam Tödten aber verboten ist.

Auch ist bei jedem Floh der animus injuriandi erst zu beweisen, in Fällen, wo die zarte Jugend, oder die Unzurechenbarkeit der Flöhe erwiesen ist, oder andere erleichternde Nebenumstände eintreten, muß die peine capitale, oder die Todesstrafe gemildert, z. B. in Verbannung u. s. w. umgeändert werden. Auch werden sie Jedem, der sich das jus gladii eines solchen Geschöpfes herausnimmt, einschärfen, den Flöhen vor ihrem Tode so viel Zeit gönnen, um ihre Familienangelegenheiten zu ordnen.

2. In Hinsicht der

„Mäuse und Ratten“

hat der Verein darauf zu sehen, daß die Methode sie durch Hunger zum Geständniß oder zum Tode zu bringen, gänzlich abgeschafft werde. Auch das „Absonderungs-System“ ist grausam; die Menschlichkeit erfordert, daß jeder Maus oder Ratte ein gesundes, luftiges, lichtfreies Lokal angewiesen werde. Die Mäusefallen müssen vom „Vereine“ untersucht werden, ob sie keine Spitzen, Nägel oder andere schmerzverursachende Dinge in sich haben, damit das unschuldige Geschöpf nicht gequält werde. Rattengift ist durchaus gegen das Gesetz der Milde und des Mitleids, und es ist jedem Hausgesinde durch moralische Vorstellungen einzuflößen, jede Maus oder Ratte im Betretungsfalle an eine seidene Schnur anzubinden, sie in's Freie zu führen, wenn nicht zu schlechtes Wetter ist, und ihnen die Freiheit zu schenken.

3. Ein besonderes Gesetz erheischt die

„Fliegenwelt!“

Das Denkmal der Barbarei: die „Fliegenklatsche," muß ganz abgeschafft werden, und auch der Gebrauch des etwas menschlichern Fliegenwedels nur in besondern Fällen, bei Kranken u.s.w. gestattet werden. Das sogenannte Fliegenfangen mit der Hand darf nur in Glacehandschuhen stattfinden. Gegen Leimruthen jedoch spricht die Menschlichkeit ganz laut. Die Fliegen sind durch Vernunft-Gründe und annehmbare Vorstellungen zu Raison zu bringen, und wenn einige unter ihnen sich halsstarrig und verstockt zeigen, sind sie angewiesen nach Nordamerika auszuwandern, und zu diesem Behuf wird der „Verein" stets ein segelfertiges Schiff in Hamburg liegen haben.

4. Besondere Rücksicht und Liebe verdienen die

„Hunde!"

besonders aber die „tollen Hunde!" diese sind nicht mehr todtzuschlagen, sondern der „Verein" gründet ein

„Irrenhaus für Hunde,"

wo jeder Hund psychisch behandelt wird; wo erst untersucht wird, an welcher Gemüthskrankheit der Hund leidet; ob er toll aus Liebe, aus Eifersucht, aus Zorn — verrückt wurde, ob der Hund wirklich toll oder blos dichterisch ist, ob er melancholisch, hysterisch u.s.w. ist. Auch das Einfangen der herrenlosen Hunde ist gegen das Zartgefühl aller ältern Mamsels, die mit Hunden auf der Straße gehen. Anstatt des Einfangens wird der „Verein" ein Mittel ausfindig machen, durch Redensarten, durch sanfte Musik, durch schöne Zeichnungen, die Aufmerksamkeit der herrenlosen Hunde auf sich zu ziehen, und sie dergestalt dem geselligen Verbande wiederzugeben.

Auch wird der „Verein" darauf sehen, daß alle Möpse, Spitze, Pintscher, u.s.w., welche bei alten Mamsells Herz und Polster ausfüllen, nicht gar zu sehr durch ihre Liebkosungen

und Küsse gemartert und des Lebens überdrüssig werden; auch wird der „Verein" dafür sorgen, jedem „Schooßhund," den das grausame Geschick trifft, auf dürren und spießspitzigen Knien ruhen zu müssen, ein weiches Kissen anzuschaffen.

Bei „Recensenten-Hunden" wird der „Verein" darauf sehen, daß sie stets ein Halsband mit dem Namen der Redaktion darauf tragen, daß aber dieses Halsband elastisch sei, da diese Gattung Hunde einen immer weiteren Hals bekömmt.

5. In Hinsicht der

„Wanzen-Vertilgung"

wird der „Verein" besonders auf das Prinzip der reinen Menschlichkeit sehen, und jenes Rachegespenst, welches mit Feuer und Flammen ganz fanatisch gegen diese Blutsauger minorum gentium zu Felde zieht, ganz zu vertilgen suchen! Scheiterhaufen und auto da fe sind nicht mehr an der Zeit, und auch die Wanzen sind der großen Emancipation des Herzens theilhaftig. Man suche jede einzelne Wanze von der Immoralität und unästhetischen Beschaffenheit ihres Lebenswandels zu überzeugen, und sie zu einem nützlichen Mitgliede der Menschheit zu machen, wozu der Verein einen Preis von fünfzig Dukaten auf die Beantwortung der Preisfrage aussetzt:

„Wie sind die Wanzen von den Verirrungen ihres Geschmackes und ihres Lebenswandels zurückzubringen, und zu nützlichen, ehrsamen und gebildeten Wesen in der Kette der Wesen umzuschaffen?"

6. In Hinsicht der

„Krebsenkochung"

hat der „Verein" besondere Mittel ergriffen. Das lebendig Sieden ist grausam und empört die menschliche Natur. Es ist daher den Krebsen vor dieser Prozedur ein betäubendes

Mittel zu geben, oder sie sind zuerst in kaltem Wasser zu ersäufen, welches ihre Schmerzen mildert.

7. Insonders aber wird der „Verein" ein mitleidig-menschliches Augenmerk auf die gequälten

„Schriftstellerthiere"

haben. Den Buchhändlern wird alles Schinden derselben mit zärtlichen Vorstellungen untersagt, und den Verlegern wird das Gesetz der Blutsauger, der Vampyre u.s.w. alle Tage dreimal vorgelesen.

Das Auge der Geliebten.

Schön ist das Auge der Geliebten, wenn es geschämig sich hebt und den lieblichen Wimper lichtet vor dem glänzenden Ovale; wenn es, verzagt suchend den Gegenstand seines Liebens, scheu herumirrt, und süßerschreckt zurückflieht, wenn es den Liebenden gefunden; wenn es dann willig folgend dem Zuge des Herzens sich wiederum hebt, und spähend der Blick schwimmet in mild aufdämmernder Sehnsucht! Schön ist das Auge der Geliebten!—

—Schön ist das Auge der Geliebten, wenn es der verschlossenen Lippe zuvoreilt im beredsamen Geständniß, wenn die bläuliche Farbe verkündet, daß in dem Herzen verborgen ruht der Schatz beglückender Liebe; wenn der schimmernde Demant im Zauber-Ringe ausstrahlt den Glanz der Erhörung; wenn unter den freundlichgewölbten Braunen hervorquillt der liebliche Aether des Blickes, und das süße Bekenntniß aus des Auges offenem Himmel niedertropft, wie der Thau von dem verschwiegenen Busen der Nacht. Schön ist das Auge der Geliebten!—

—Schön ist das Auge der Geliebten, wenn durch seinen wolkigen Himmel sich schlängeln die Blitze des Zürnens, wenn

die grollenden Blicke zucken durch das dunkle Gespinnst wie Weberschiffchen durch das Kunstgewebe des Meisters; wenn in dem südlichen Himmel des Auges plötzlich auflodert das Nordlicht des Zornes, wie Schwerter und Sicheln, und dann versöhnt zusammenfließen zur lieblichen, zur friedlichen Dämmerung und zum jungen Morgenroth der Liebe! Schön ist das Auge der Geliebten!—

—Schön ist das Auge der Geliebten, wenn angeregt vom gefühlvollen Herzen die Thräne des Mitleids es trübet, so wie die klare Quelle sich trübet, wenn der Herzkern der Erde erbebet; wenn die Thräne, das tropfbare Echo der Seele, ihr nasses Gewand wickelt um die Schönheit des Auges. Schön ist das Auge der Geliebten! —

—Am schönsten und am heiligsten zugleich ist das Auge der Geliebten, wenn es voll Andacht sich hebet im frommen Gebet; wenn es, zum Himmel gewandt, schimmert im verklärenden Licht des Gebetes; wenn der fromme Blick aufsteigt aus seiner reinen Muschel, wie die Lilie aus jungfräulichem Boden; wenn seinem stummen Blicke entgegenblüht ein Gebet voll Innigkeit und Demuth, voll Religion und göttlicher Liebe; wenn in seinem schimmernden Ring sich malt der tiefe Himmel des Glaubens; wenn das Kreuz, das Fundament eines jeden Sternes, in seinem Sterne erglüht in inniger Andacht; wenn es den sanften gläubigen Blick wehmüthig heftet an den großen, blauen Gnadenbrief des nie wankenden Himmels! O wie schön und heilig ist dann das Auge der Geliebten, und wer es sah in diesem Moment, dem ist ein schöner Tag, ein langer Tag des Lichts und der Seligkeit, ein Tag der Versöhnung mit sich selbst aufgegangen, und in seiner Sterbestunde wird das Auge der Geliebten wie ein Leuchtstern ihm vorschweben auf dem lichtlosen Pfade, denn schön ist das Auge der Geliebten!

Heiraths=Puff.

In einem hiesigen Blatte lesen wir folgendes chaotisches Inserat:

„Dame

aus der höchsten Gesellschaft, Erziehung vollkommen, Geist bedeutend, Talente mehrere, Aeußeres nicht unangenehm, Jahre dreißig, durch den Tod ihres Gatten eines großen Vermögens verlustig, an Comfort gewöhnt, sucht sich an einen Mann folgender Eigenschaften zu vermählen, sicher, daß ein solcher auf Erden lebt: Alter 50 vorüber, Geist, Name sehr ehrenwerth, Vermögen groß, Lebensweise geregelt, wenn auch kränklich, annehmbar, liebevoller Sorge versichert. Franco, Paris

poste restante A. F. B. M. G."

Dieses Inserat hat mir mehrere schlaflose Abende im Kärnthnerthor=Theater gekostet! Das will viel sagen!

Die „Dame" schwebte mir vor, die „Dame" und der „Mann," und der Gedanke, bin ich der „Mann" für die „Dame," und ist die „Dame" mein „Mann!?"

Diese Anzeige giebt so viel zu bedenken, zu errathen, zu befürchten, zu ahnen.

„Dame!" ganz ohne Geschlechtswort! Nicht „die Dame," nicht „der Dame," nicht „das Dame."

Welche Stufenfolge giebt es nicht: „Weibsbild"—„Frauenzimmer" — „Schönes—Geschlecht" — „Weib"—„Frau"— „Dame."—Wo das Weib aufhört, fängt die Frau an, und wo die Frau aufhört, fängt die „Dame" an!

Eine „Dame" ist nicht Jedermanns Sache! Es giebt viel Männer, die lieben ein Weib, bekommen sie zur Frau und lassen sie als Dame sitzen. Bei dem Weib ist man der Mann, bei der Frau ist man der Herr, aber was

wird man bei der „Dame?" Das „Weib" gehört zum weiblichen Geschlecht, die Frau gehört zu den Frauenzimmern, zu was gehört die „Dame?"

Man kann sagen: „Ma-Dame," aber man kann nicht sagen: „Ma-Weib" oder „Ma-Frau."

Die „Dame" aus unserm Inserat sucht also Jemand, der ihr das „Ma" anhängt oder vorsetzt! Eine „Dame" ohne „Ma" ist ein herrenloser Artikel.

Diese „Dame," die ihr „Ma" sucht, ist „aus der höchsten Gesellschaft."

Ja, aus welcher höchsten Gesellschaft? In einer Hühnersteige bilden die magersten Hennen die höchste Gesellschaft! In einer Bibliothek bilden die unbrauchbarsten Charteken die höchste Gesellschaft; im Cirkus bilden Sechskreuzerpersonen die höchste Gesellschaft u.s.w.

Der Kletterbaum, auf welchem der „Ma"-Bringer in die höchste Gesellschaft klettern muß, um die Dame herunterzuholen oder sich oben bei ihr einzuhausen, besteht aus vielen Zweigen!

Er muß erstens „über 50 Jahre alt sein!" Nun, das findet sich! Diese Eigenschaft haben viele Männer und sogar auch ich, es ist kein Verdienst, es ist blos Geduldsache; ich habe mich seit meiner Jugend d'ran gewöhnt, und so bin ich jetzt über Fünfzig und folglich „Dame-fähig."

Wieviel Jahre über fünfzig? N'importe!

Also in diesem Punkte konnte ich anfragen.

Zweitens muß der Mann „Geist" haben! Das findet sich schon etwas seltener als fünfzig Jahre!

Daß ich die Bedingung „über fünfzig" einhalten kann, wird der „Dame" dadurch, daß ich in diesem Jahre mein sechzigstes Geburtsfest feierte, vielleicht wahrscheinlich werden. Aber wie will ich ihr beweisen oder weißmachen, daß ich

„Geist" habe? „Geist?" wie heißt? Wieviel Geist? Welcher Geist? Es giebt einen männlichen Geist weiblichen Geschlechts: „Der Geist des Widerspruchs," es giebt einen Hamletgeist, dessen ganzer Geist sich darauf beschränkt, Morgenluft zu wittern, und es giebt einen Zeitgeist, der gar nichts wittert!

Wie soll ich der Dame meinen Geist vorführen? Der Himmel hat jedem Menschen gleich bei der Geburt Geist eingeblasen; darum blasen sich die geistlosen Leute so auf, damit man glaube, es ist der Geist, der sie aufbläst. Aber ein „Geist" raucht bald aus! „Ueber fünfzig" sind die Stunden des Verdachtes für die Geistesausrauchung! Uebrigens kann sich die „Dame" nach meinem Geist erkundigen, er kann die besten Zeugnisse vorlegen: Arrest, Verfolgung, Verleumdung, Geldmangel und Hämorrhoiden; „Dame," was begehrst du mehr?

„Name sehr ehrenwerth." Auch damit kann ich dienen! „Moritz" ist gewiß ein Name aus der „höchsten Gesellschaft:" „Moritz von Sachsen"—„Moritz Spiegelberg" u.s.w. und „Saphir" ist auch nicht übel und den Namen, den ich mir selbst gemacht habe, gebe ich d'rauf.

„Vermögen groß." Dieses könnte im ersten Augenblicke einige Hindernisse geben, man mag das Vermögen anschlagen wie man will. Eine Sommersprosse, die so groß ist wie ein Pfannkuchen, ist klein; ein Höcker, der so groß ist wie ein Pfannkuchen, ist klein! Klein und groß sind relative Begriffe! Ein winziges Vermögen im Besitz ist groß gegen ein „großes Vermögen verlustig!"

Also „mein Vermögen" kann sich muthig mit dem „großen verlustigen Vermögen" der Dame messen! Was „verlustiges Vermögen" betrifft, mag's wohl schon ein großes Vermögen sein, welches ich lustig verlustigte!

„Lebensweise geregelt." Die liederlichste Lebensweise kann geregelt sein! Jeden Tag einen Rausch, ist auch geregelt; jede Nacht durchschwärmt, wird endlich auch zur Regel! Es soll wohl heißen: „Leben weise geregelt!" Aha! damit, o Dame, kann ich aufwarten! Ich habe mein Leben gewiß geregelt: Nie mehr essen, als man hat; nie mehr schuldig sein, als einem geliehen wird; nie mehr Frauenzimmern die Cour machen, als sich machen lassen; nie länger eingesperrt sein, als die Doktoren verschreiben; nie eher heirathen wollen, als bis uns Keine mehr nimmt, und nie einen Prozeß anfangen, als bis man nichts mehr zu verlieren hat! Also, Dame, gilt's?—

Was bietet die „Dame" dafür?

„Erziehung vollkommen"—„Geist bedeutend"—„Talent mehrere"—„Aeußeres nicht unangenehm"—„Jahre dreißig" —„Vermögen verlustig"—„an Comfort gewöhnt!"

Diese Eigenschaften sind verführerisch, nur müßten sie anders gesetzt werden, z. B.:

„Aeußeres vollkommen"—„Vermögen bedeutend"—sonst müßte es nicht heißen: „Durch den Tod ihres Gatten eines großen Vermögens verlustig," sondern: „Durch den Tod ihres großen Vermögens jedes Mannes verlustig."

Die „Dame" ist auch „an Comfort gewöhnt." Wo kann eine „Dame" mehr Comfort haben, als bei einem Poeten?! Eine „goldene Leier," wenn auch stets die alten „Silbersaiten," „brillante Phantasie," „Reichthum an Bildern," Nektar der Poesie," die Musen als neun Gesellschafterinnen u.s.w., dann ist der Poet immer in höheren Regionen, welcher Comfort für die Frau, die hübsch drunten bleibt!

Aber da fällt mir ein, sollte die „Poesie" selbst diese „Dame" sein? Die Poesie ist aus der „höchsten Gesellschaft,"

sie ist durch den Tod Goethe's um ein großes Vermögen gekommen u.s.w.

Die „Poesie" will sich wieder vermählen und sucht auf dem Inseratweg ihren Mann!

Unsere Räuber- und Banditenpoeten sind, glaub' ich, alle verheirathet, die „Zweigroschenkalendermacher" vielleicht auch, die Lokalpossendichter dito.

Was ist zu thun? Es ist Niemand da, der der verwittweten Goethe die Hand anbieten könnte.

Sie wird am Ende mit mir vorlieb nehmen müssen, da sie „sicher ist, daß ein Solcher auf Erden lebt!"

Aber wie Wenige wissen, was eigentlich unter dem Wort ein „Solcher!" begriffen ist!

„D'rum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich die „Solche" zu dem „Solchen" findet!"

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Seite

